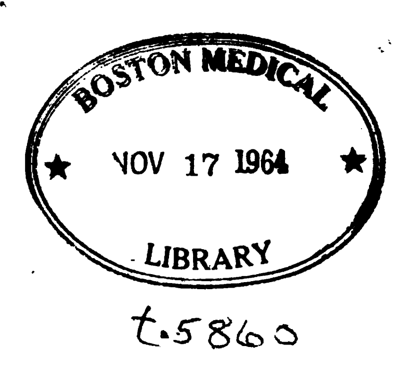



BOSTON MEDICAL
NOV 17 1964
LIBRARY

Erlebnisse eines Arztes.

Von

Dr. E. D. Mund.

I. Abtheilung.

I. Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1866.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorrede.

Die folgenden Erzählungen, nach den Dictaten eines, trotz seines hohen Alters noch in voller Thätigkeit stehenden Arztes, aufgezeichnet, sind keineswegs blos für das ärztliche Publikum bestimmt.

Wenn der, von einem Krankenlager zum andern eilende Arzt es vielleicht nicht verschmähen wird, diese Erinnerungen aus dem, an Erfahrungen reichen Leben eines Kollegen zu durchblättern, so werden dieselben, in ihrer novellistischen Form und Behandlung, gewiß auch einen größeren Leserkreis anziehen und befriedigen.

Dem Erzähler ist, in einem erst beschränkteren, dann größeren Wirkungskreise, überall die vollste Anerkennung seiner Kollegen zu Theil geworden, wegen der Biederkeit seines Charakters und wegen seiner, trotz tiefen Wissens und überaus glücklichen praktischen Taktes, vollständigen Anspruchslosigkeit.

Daß die Herzen aller seiner Patienten mit Liebe, Dank und Verehrung an dem ausgezeichneten und reichbegabten Arzte hängen, ist natürlich. Aber die Liebenswürdigkeit seines Wesens, seine stets gleiche, durch wahre Frömmigkeit gehobene Heiterkeit, verbunden mit der vollendetsten Menschenliebe, hat auch auf Fernerstehende in allen Lebenslagen eine fast unwiderstehliche Anziehung ausgeübt.

Hoffentlich wird den Lesern dieser Erlebnisse, abgesehen von allem anderen all=

gemeineren Interesse, die Persönlichkeit des Erzählers lieb und theuer werden.

Der Herausgeber, selbst Arzt, ist durch Bande der Verwandtschaft an denselben geknüpft und in seiner Liebe und Verehrung vielleicht ein bestochener Richter; dennoch glaubt er, daß diese anspruchslosen Erzählungen, wie ihm selber, so auch Anderen, nicht blos ein reiches Vergnügen, sondern auch Belehrung und Ermunterung zu ähnlichem Streben gewähren werden.

Sollte diese Hoffnung sich erfüllen und die Aufnahme dieses Versuches eine günstige sein, so wird der Herausgeber gern und freudig weitere Mittheilungen folgen lassen.

Dr. E. D. Mund.

Erlebnisse eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Bestimmung des Berufes.

Ueber mächtige Aktenstöße gebeugt, saß Herr Fichtner, ein gewiegter Jurist, der Kriminalrichter eines Provinzialgerichtes, in der Studierstube, als sein Sohn Ernst, ein 10 bis 12jähriger Knabe, eilenden Laufes aus der Schule kommend, Mütze und Büchermappe auf den Tisch schleuderte und sofort wieder das Zimmer verlassen wollte. Der Vater blickte auf und ein lakonisches: „Hierbleiben" fesselte den Fuß des Knaben.

„Wo will Er hin? Hat Er nicht zu arbeiten?" fragte der Vater.

Erröthend und mit einem Anfluge von Verlegenheit im offnen Gesichte, gab der Gefragte zur Antwort:

„Gleich, lieber Vater! — Will nur mein Vesperbrod holen und — ich komme gleich wieder!"

„Gut, Ernst! in einer Viertelstunde bist Du wieder hier!"

Der Knabe entschlüpfte und schlich an der Küche, in welcher er die Mutter mit der Köchin reden hörte, vorbei nach der Thüre des Zimmers, wo sein einziges, kaum ein Jahr altes Schwesterlein in der Wiege schlief.

Hörbar klopfte sein Herz, als er ein wohlgeschliffenes Federmesser hervorziehend, mit leisen, vorsichtigen Schritten in das halbdunkle Schlafgemach eintrat und mit scheuen Blicken umhersah, ob er auch allein sei. —

Es war Niemand im Zimmer als das schlafende Kind, welches auch nicht erwachte, während er auf den Fußspitzen dem Bettchen nahte und den Arm der Kleinen sanft anfaßte. —

Das Herzklopfen wurde noch stärker. — Tief aufathmend legte der Knabe das geöffnete Federmesser auf die Kissen und nahm aus der Westentasche ein, wie eine Pulverkapsel zusammengelegtes Papier, welches er vorsichtig 'auseinanderfältete, dann mit der einen Hand den Kinderarm er-

hebend und mit der Rechten das Federmesserchen fassend. —

Noch einmal überlegte sich Ernst die Ausführung seines Entschlusses, holte tief Athem und näherte die Spitze des blinkenden Messers dem weißen Aermchen, halblaut dabei flüsternd:

„Still, still, mein Aennchen! Es thut nicht sehr weh und ist bald überstanden!"

Die Spitze des Messers senkte sich. — Von dem Schmerze eines leichten Stiches erweckt, stieß das schlummernde Kind einen gellenden Schrei aus und im selben Momente empfing der Knabe eine derbe Ohrfeige.

Die Mutter war eingetreten, ohne daß Ernst ihren leichten Schritt vernommen hatte und, als er das Messer fallen ließ und halb erschrocken, halb trotzig nach der brennenden Wange faßte, ergriff die Mutter, welche geschwind das weinende Kind aus dem Bette gerissen und auf den Arm genommen hatte, die Hand des Ueberraschten und zerrte ihn mit heftigen Scheltworten aus dem Zimmer:

„Du abscheulicher Schlingel! — Du Mißrathener! — Umbringen willst Du unsren Liebling?

— Du Mörder! — Na, komm' nur zum Vater, der wird Dich —"

Schon war das Studierzimmer des Vaters erreicht und noch war der Strom der mütterlichen Vorwürfe nicht versiegt. — Stürmisch riß die Mutter die Thüre auf. — Vor Erregung versagte ihr fast die Stimme und während der Vater, unwillig über die Unterbrechung aufsah, mußte die Mutter, das Töchterchen fest an sich drückend und bemüht, die Weinende mit Liebkosungen zu beschwichtigen, erst Luft schöpfen zu einem neuen Wortschwalle, mit dem sie den Knaben, von Zeit zu Zeit sein gelbes Haar raufend, des Mordversuches anklagte, bis sie zuletzt in krampfhaftes Weinen ausbrechend auf einen Stuhl sank.

„Das ist eine entsetzliche Geschichte, liebe Marie," sagte der Vater sehr ernst. — „Das muß gleich untersucht und bedacht werden. — Zunächst Patron! da — in's Schlafkabinet! — Nimm die lateinische Grammatik mit! — Allons! — Da bleibst Du, bis ich Dich zum Verhöre rufe. Dann wird sich das Uebrige finden! — Marsch!"

Schweigend ergriff Ernst, der während der mütterlichen Anklagen wiederholentlich die Farbe

gewechselt hatte, das Buch und verschwand im Kabinet, dessen Thüre der Vater verschloß.

„Nun, liebe Marie,“ wendete sich dieser wieder zur Frau, „nun erzähle ausführlich was geschehen ist — hübsch ruhig und in der Ordnung!“

„Ja, August! es ist haarsträubend, entsetzlich, unerhört, ganz gegen alle Natur — und —“

„Bitte, bitte, liebe Marie! was hast Du gesehen, und was hat Ernst gethan?“

„Oh! der Blutgierige! Oh! daß ich solchem Scheusal das Leben gegeben habe!“

„Nun, Mariechen!“ unterbrach sie der Gatte mit beginnender Ungeduld, „nun, was ist denn passirt?“

„Ich komme zufällig in's Kinderzimmer,“ erzählte die Erregte — „und sehe den schlechten Buben an der Wiege stehen, mit gezücktem Messer zum Stoße ausholend. — Da schreit die süße Kleine entsetzlich auf und ich schlage den Mörder natürlich zu Boden! — Das heißt zu Boden ist der Bengel nicht gesunken — aber mir brennt noch die Hand!“

„So, so! also das Messer hat er gezückt! — Hat er denn die Kleine auch verletzt?“

„Ei, höre doch ihr Wimmern und sieh das Blut am Aermchen hier. — Wenn ich nicht dazu kam — wer weiß —"

„So, so! — Nun — **audiatur et altera pars!** — Wollen jetzt den Jungen verhören. — Zum Henker! wer klopft da?" —

Die Thüre öffnete sich und ein Aktenbündel unter'm Arme, trat der joviale alte Physicus des Ortes, der Hausarzt und Hausfreund Fichtners ein.

Der Gruß und Ruf desselben: „Hier bringe ich mein Gutachten in der fatalen Kindesmords-geschichte!" — erstarb dem heiteren Junggesellen auf den Lippen, als er die Aufregung Mariens und den düsteren Gesichtsausdruck seines Freundes gewahrte.

„Um Gotteswillen!" fragte er hastig — „was ist geschehen? Sie sind ja ganz außer sich, meine Beste! — und Du, August, siehst aus wie ein wahrer Rhadamantus."

„Oh, Doctor! — Sehen Sie — sehen Sie, mein Aenneli hat er ermorden wollen, der —"

„Was? August?" fragte erstaunt der Physikus.

„Nein, Ernst! Das Scheusal!"

„Bitte, liebe Marie!" ließ sich der Gatte mit

nachdrücklicher Betonung vernehmen, „oh bitte, unterlasse alle Schmähungen und Anklagen und referire kurz und bündig, was geschehen ist.“

Mit diesen Worten schob er dem Freunde einen Stuhl hin, reichte ihm eine Hand voll Cigarren zur Auswahl und während der Doctor das damals noch ziemlich seltne und direct aus Hamburg bezogene Labsal mundrecht machte, hatte Frau Marie ihre kurze Erzählung beendet.

„Und das ist Alles?“ fragte der Physikus lächelnd.

„Ja — und hier die Wunde an Aennchens Arme!“

Nach einem flüchtigen Seitenblick sagte der Doctor mit seltsamem Schmunzeln:

„Wunde? — Man nennt das gewöhnlich nicht Wunde. Das ist ja nicht viel größer als ein Nadelstich! — Der Bengel hat das Kind vielleicht tätowiren wollen oder so 'was!“

„Nein, nein! ermorden wollte —“ begann Frau Marie wieder, verstummte aber sogleich, als ihr Mann ihr einen sehr ernsten Blick zuwarf und der Doctor laut zu lachen anfing.

Nach kurzem Schweigen stand Fichtner auf,

schritt zur Kammerthür und sagte, den Schlüssel umdrehend: Jetzt wollen wir den Angeklagten verhören und ich bitte Dich, liebe Marie, still zu bleiben und uns mit keinem Worte, mit keiner Geberde zu unterbrechen. — „Ernst!" rief er dann mit erhobener Stimme, „komm herein!"

Der Knabe folgte dem Rufe und blieb an der Thüre stehen.

„Ernst!" begann der Vater in ruhigem Tone — „Ernst! was hast Du mit dem Messer an Aennchens Bett gemacht, was hast Du beabsichtigt?"

Der Knabe warf einen scheuen Blick auf die mit ihrer Erregung kämpfende Mutter und verharrte in lautlosem Schweigen.

Auf des Vaters Stirn zeigte sich eine Wolke, als er die Frage wiederholte und da Ernst dennoch keine Antwort gab, fing die Stirnader des Inquiranten an in bedenklicher Weise zu schwellen.

Der Hausfreund hielt es für nöthig, sich mit den Worten in's Mittel zu legen:

„Laß mich erst ein paar Fragen thun, lieber August."

Mit zusammengezogenen Augenbrauen nickte

dieser und der Doctor fuhr unbefangen lächelnd fort:

„Komm 'mal näher, mein Junge! — Gieb mir Deine Hand! — So — und jetzt sieh mich an und sage mir, warum Du mich heute Mittag auf der Straße gefragt hast, wie man es mache, wenn man Jemandem die Pocken impft? He!?“

„Weil ich,“ stotterte halblaut der Knabe — „weil ich dem Aenneli das Scharlachfieber habe einimpfen wollen.“

„Was hast Du einimpfen wollen?“ lachte der Doctor.

„Das Scharlachfieber!“ wiederholte Ernst.

„So? und warum denn?“

„Nu, Onkel Doctor! — Wie ich gestern aus der Schule kam und erzählte, daß der Beckert Rudolph nun auch das Scharlachfieber bekommen hat, wie nach und nach alle seine sechs Geschwister, da sagte Mama, ich dürfe, so lange Jemand bei Beckerts krank wäre, das Haus nicht betreten, denn sonst könnte unser Aennchen auch angesteckt werden von der entsetzlichen Krankheit. Der Vater aber hat gelacht und gesagt: das wäre ihm gerade recht, denn in diesem Jahre sei die Krank-

heit so ungewöhnlich gutartig, daß man allen Kindern wünschen müsse, sie bekämen jetzt die Krankheit auch, die ja doch einmal jedes Kind haben muß. — Und da — da —"

„Na, nur weiter, mein Jungchen!" ermunterte der nur mühsam das Lachen unterdrückende Doctor den Stockenden.

„Da habe ich dem Vater den Gefallen thun wollen und beschlossen, der Kleinen das Scharlachfieber einzuimpfen."

„Bravo!" platzte der Doctor mit schallendem Gelächter heraus — „und wie hast Du denn das machen wollen?"

„Das wußte ich selbst nicht recht, Onkel Doctor! — Aber die ganze Nacht habe ich d'rüber nachgedacht und weil ich immer gehört habe, daß die Ansteckung am allerleichtesten ist, wenn sich die Kinder nach der Krankheit häuten, so habe ich gedacht, so ein Stückchen Haut wird es wohl thun und darum —"

Ernst hielt inne und setzte erst nach weiterer Aufmunterung durch den beständig heiter lächelnden Onkel Doctor hinzu:

„Darum bin ich heute zu Beckerts gegangen

und habe vom Arnold, der das Scharlachfieber zuerst bekommen hat und sich schon häutet, ein kleines Stück Haut geholt."

„Aha, mein Ernstchen! und dann bist Du mir begegnet und hast gefragt, wie man Pocken impft? — Nicht so?"

„Ja, freilich — und Aennchen habe ich einen ganz kleinen Stich in den Arm machen und das Stückchen Haut in die Stichwunde schieben wollen, wie Du mir gesagt hast, daß Ihr Doctors es mit der Pockenlymphe macht!"

Der Doctor unterbrach die Erzählung mit einem Gelächter, welches so herzlich und hinreißend klang, daß sich auch die strengen Züge des Vaters zum Lachen verzogen und selbst das Gesicht Frau Mariens ein Lächeln überflog.

„Hör', Jung'!" sagte dann der Doctor mit wohlgefälligem Kopfnicken — „Du bist ein ganzer Kerl. — Meines Wissens ist noch Niemand auf den schlauen Gedanken gekommen, so das Scharlachfieber zu impfen. — Um so größer ist Dein Verdienst! — Und nun sind Sie doch beruhigt und versöhnt, Frau Marie? He!" —

„Ja! aber wenn nun Aennchen das Scharlachfieber bekömmt?“ fragte die Mutter zaghaft.

„Desto besser!“ antwortete der Freund und setzte lachend hinzu: „Ich glaube aber nicht, daß der Impfversuch etwas helfen wird! — Dennoch aber bleibt Ernst's Verdienst unbestreitbar. Und von jetzt an, mein lieber Junge, werde ich Dich immer meinen jungen Kollegen nennen — und ich meine, August, der Junge hat's bewiesen, wozu er Talent und Beruf hat und es ist unzweifelhaft, daß er Medicin studiren muß. — Glaubt mir, das giebt einen Ober-Doctor! He!?“

Mit glänzenden Augen hing der Knabe am fröhlichen Gesichte des Onkel Doctors und flüsterte leise:

„Ja, Onkel! — Ich möchte auch so ein Doctor werden wie Du! — Ich will auch recht, recht fleißig sein — und wenn ich's erst zu 'was gebracht habe, muß das Aennchen zu mir ziehen und mir die Wirthschaft führen. — Bist Du mir auch nicht mehr böse, liebe Mutter?“ —

So war es denn entschieden. — Ernst sollte zum Jünger Aesculaps herangebildet werden. —

Und wenn der Physikus über Land mußte zu einem Krankenbesuche und Ernst nicht in der Schule saß, fragte der fröhliche alte Herr stets an, ob der junge Kollege ihn nicht begleiten wolle?

Das Beispiel und die Lehren aber des alten Herrn haben gute Frucht getragen bei dem Jünger. —

Zweites Kapitel.

Aus der Studienzeit.

Da ich in allen Klassen des Gymnasiums der jüngste meiner Mitschüler war, so gelangte ich natürlich auch sehr jung zur Abiturientenprüfung und erwarb mir das Zeugniß der Reife in ungewöhnlich frühem Lebensalter.

Auf den Wunsch der deshalb besorgten Eltern, wurde ich in dem für den Beginn meiner Studien gewählten Universitätsorte in das Haus eines Verwandten aufgenommen, woraus für meine Entwickelung der große Vortheil erwuchs, daß ich nicht blos auf den Verkehr mit den Kommilitonen angewiesen war, sondern mich beständig auch in einem gebildeten Familienkreise und einer edleren Geselligkeit bewegen durfte.

Der Umgang mit Gebildeten aus allen verschiedenen Fächern wirkte äußerst wohlthätig auf Herz und Gemüth und bewahrte mich in gleicher Weise vor mancher jugendlichen Rohheit, wie vor Einseitigkeit. Zugleich wurde ein Wissensdurst angeregt, den weder der Besuch der verschiedensten Vorlesungen ausgezeichneter Lehrer, die keineswegs blos meiner eigentlichen Fachwissenschaft angehörten, noch der angestrengteste Fleiß völlig befriedigen konnte. Denn je mehr sich mein Gesichtskreis erweiterte, um so mehr sah ich ein, wie Vieles mir noch zu erlernen nöthig sei, um mir eine vollkommene Ausbildung anzueignen.

Von außerordentlich förderndem Nutzen war der Umstand, daß das ganze große an das Wohnhaus meines Verwandten grenzende Gebäude fast nur von Studenten inne gehabt wurde; — denn ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß mir im Umgange mit diesen, in der täglichen Besprechung Alles so eben in den Kollegien Erlernten, durch Wiederholung desselben und durch die von den älteren Genossen erhaltenen Aufschlüsse und Belehrungen, mindestens das eigene Studium sehr erleichtert worden ist, und daß ich vielleicht aus diesen

Gesprächen und Mittheilungen ebensoviel gelernt habe, als in den Vorträgen der Professoren oder aus Büchern. — Noch in späteren Zeiten habe ich dies dankbar empfunden, wenn ich mir Rechenschaft zu geben suchte, woher mir dies oder jenes Wissen, dieser oder jener Aufschluß gekommen sei.

Meine Tante und Cousinen sorgten nebenbei, daß ich in häufigem Verkehre mit jüngeren oder älteren Damen blieb und der Gelegenheit nicht ermangelte, die Ecken und Schroffheiten meines Wesens und Benehmens unter dem bildenden Einflusse des Umganges mit edlen Frauen und jüngeren Mädchen abzuschleifen. — Daß zeitenweise eine gewisse Sentimentalität sich regte und ab und zu eine, vielleicht besser durch ernste Studien auszufüllende Stunde, auf einer schwärmerischen Promenade durch Flur und Hain verträumt, oder wohl gar durch allerlei poetische Versuche ausgefüllt worden ist, habe ich niemals bedauert und noch jetzt, da mein Haar längst ergraut ist und eine fröhliche Schaar von Kindern und Enkeln Haus und Garten füllt, denke ich mit Entzücken an jene Zeiten des jungen Liebelns und Schwärmens zurück, wie wenig ernstlich die Re-

gungen des Herzens zum Glücke auch waren. — Zum Glücke! sage ich, denn solche vorübergehende Erregungen und Schwärmereien bringen, wenn sie nicht die ernstere Thätigkeit zu sehr beeinträchtigen, sicherlich keinen Schaden. — Tief zu beklagen und für die ganze Entwickelung des jungen Mannes nachtheilig und hemmend ist es aber meinen Erfahrungen gemäß, wenn sich des jugendlichen Herzens eine recht ernste Leidenschaft in jenen Zeiten bemächtigt, in denen der Jüngling vorzugsweise auf geistige Ausbildung und Erwerbung eines tüchtigen, soliden Wissens angewiesen ist.

Wie in Allem, giebt es auch hier glänzende Ausnahmefälle, in welchen wohl gerade eine tiefergehende, für das ganze Leben ausdauernde Neigung die energischere Entfaltung aller Kräfte und ein ernstes Streben fördert und segensreich wirkt, eben als Gegengewicht gegen den verlockenden Einfluß zu großer Ungebundenheit und gegen die Gefahr lockeren Studentenlebens. — Ich rede aber hier nur von der Mehrzahl der Fälle; im Allgemeinen sind die ernsthaften Schüler- und Studentenlieben sicherlich nur zu beklagen. Theils weil die Interessen der Jugendzeit zu sehr getheilt

werden, theils weil die Illusionen der Jugend vor reiferer Prüfung und Erfahrung nicht Stand halten, und dann der wichtigste Schritt des Lebens nicht aus Liebe, sondern aus kalter Berechnung und Erwägung materiellsten Interesses, oder blos aus Pflichtgefühl gethan wird, um das vor Jahren gegebene Versprechen zu erfüllen. Und doch wäre es oft ein geringeres Uebel, solchen verjährten Herzensbund zu brechen und ein Verhältniß auch äußerlich zu lösen, das innerlich vielleicht schon längst zerfallen ist.

Mein leichter Sinn, das halbbewußte Gefühl der innerlichen Unreife und Unfertigkeit oder ein glücklicher Zufall, hat mich vor dem zu frühen Erwachen ernsterer Neigung bewahrt, obgleich meine Freunde aus jener Zeit noch heute behaupten, ich hätte beständig für diese oder jene Rose oder auch nur eine dem Aufbrechen nahe Knospe geschwärmt und es sei eine damals unzähligemale von mir wiederholte Versicherung gewesen: „Wenn ich nicht verliebt wäre, so wäre ich der unglücklichste Mensch auf der Welt!“

Kann sein, daß ich das im jugendlichen Uebermuthe gar oft zu sagen pflegte. — Brutus

sagt's, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann! — Aber ernstlich gemeint ist's nie gewesen. — Und wenn ich auch auf Bällen und gemeinsamen Spaziergängen für diese oder jene Schöne schwärmte, so blieb ich mir stets bewußt, daß solche Flamme schwerlich einen Mondswechsel überdauern werde.

An einem Geburtstage in jener Zeit erhielt ich von einem meiner Freunde als Neckerei ein kleines Buch geschenkt, auf dessen rosenfarbenen Blättern er mit künstlerischer Hand zierlich eine große Anzahl weiblicher Silhouetten gemalt hatte. — Auf dem Titelblatte stand in einem Kranze von Vergißmeinnicht: „Flammenregister"; denn es sollte angeblich eine Gallerie der verschiedenen Schönen sein, für die ich geschwärmt hatte. Unter Scherz und Lachen wurde neben jedes Bild ein Name oder ein bezeichnender Spruch oder Vers geschrieben, und siehe da, es fand sich, daß fast alle jungen Damen unserer Bekanntschaft einen Anspruch hatten, in dem Flammenregister zu paradiren, das wohlweislich für zukünftige Flammen auchnoch viele leere Seiten enthielt.

Dergleichen Scherze und Spielereien traten aber natürlich mehr und mehr in den Hintergrund,

je näher das Ende des glückseligen Quadrimoniums rückte. Nur einer Flamme, der letzten des Registers, will ich noch erwähnen. — Es war dies die junge Frau eines Professors und die Veranlassung ihrer Ernennung zu meiner Flamme war folgende. — Kurze Zeit vor Erlangung der Doctorwürde war ich in das Haus ihres Mannes, des Professors, gegangen, wo an einem bestimmten Wochentage sich, ein für allemal dazu eingeladen, eine oft kleinere, oft sehr zahlreiche Gesellschaft zu versammeln pflegte. — Zunächst betrat ich den Saal, in welchem sich die Damenwelt befand, um der Wirthin mein Kompliment zu machen, ehe ich die gelehrte Herrengesellschaft aufsuchte. Zu meinem Entsetzen wurde ich aber auch hier im Damenkreise förmlich mit Gelehrsamkeit überschüttet. — Fast gleichzeitig überfielen mich drei Professorenfrauen mit wissenschaftlichen Fragen. Die Frau des Astronomen rief mir zu: „Ach! sagen Sie, Herr Doctor! Haben Sie in der heutigen Zeitung die Berechnung der Bahn des jetzt am Himmel stehenden Kometen gelesen? Da ist offenbar ein Fehler in der Formel! Statt ST groß P muß es heißen ST klein p, und auch

der Radius Vector ist falsch berechnet." Ehe ich noch antworten konnte, fragte die Frau des Zoologen: „Haben Sie die unnatürliche Abbildung von Infusorien aus Südafrika in dem und dem Journal gesehen?" — und die Frau des Botanikers fiel ein: „Was sagen Sie denn, Herr Doctor, zu der neuesten Behauptung über das Wachsthum der kryptogamischen Gewächse, die man in Paris aufstellt?" — Ich stand erstarrt und fassungslos; außer Stande, sogleich eine treffende Antwort zu geben, als mir die liebenswürdige Wirthin zu Hilfe kam, indem sie sich einfach an die letzte Sprecherin mit der Frage wandte: „Ach, Liebe! wissen Sie schon, daß das Oel um einen Groschen theurer geworden ist?"

Was die Gefragte zur Antwort gab, konnte ich nicht hören vor dem schallenden Gelächter, das den ganzen Saal erschütterte.

Am nächsten Morgen aber mußte mein Freund das Flammenregister mit einem neuen Köpfchen verzieren und beenden und fast alle meine Bekannten, denen ich die Geschichte mittheilte, schwärmten mit mir für die kluge, liebliche Dame.

Natürlich wurden viele Mußestunden jener

heitren Jugendjahre auch mit kleineren oder größe= ren Gelagen, mit fröhlichem Gesange und Becher= klang und mit Uebung aller feinen Künste ausge= füllt. Manche Stunde wurde auf dem Fechtboden, die blanke Waffe in der Hand, hingebracht und Muth und Kraft auf der Mensur erprobt. All das hat aber Jeder durchgemacht, der sich Stu= dierens halber auf einer Universität aufgehalten und Bier oder Wein dazu getrunken hat. — Ze= chen, Fechten und Duelle sind so unvermeidliche Dinge im deutschen Studentenleben, daß ich die= selben hier gar nicht weiter zu erwähnen brauche. Ein Raufbold bin ich nie gewesen, doch habe ich oft genug auf der Mensur gestanden und vor der Waffe des Gegners auch nicht mit dem Augenlide gezuckt. Oefter freilich noch — viel öfter, stand ich daneben als Paukdoctor, namentlich in den letzten Semestern, und die erste Uebung im Nähen und Behandeln von Wunden aller Art, erwarb ich mir in dieser Eigenschaft.

So ging die schöne Studentenzeit zu Ende.

Die der Doctorpromotion vorhergehenden Prüfungen waren summa cum laude absolvirt und es galt, eine Doctordissertation zu schreiben.

— Da fand sich der junge Herr in arger Verlegenheit. Solch Machwerk, wie es zu Dutzenden fabrikmäßig auf Bestellung im Kreise meiner nächsten Bekannten angefertigt wurde, mochte ich nicht unter meinem Namen drucken lassen.

Zu solcher Fabrikarbeit pflegten wir uns, zehn bis zwölf Jünger der Wissenschaft, an drei bis vier großen Tischen zusammen zu setzen, und oft überließ uns der Besteller sogar die Wahl des Thema. — Es wurde dann zunächst die Eintheilung des Stoffes besprochen, die nöthige Literatur herbeigeschafft und Jedem der von ihm zu liefernde Abschnitt zugetheilt. — Stückweise wurde so die Arbeit gefertigt und nur Sorge getragen, daß kein Abschnitt die bestimmte Zahl der Seiten überschreite. An den verschiedenen Tischen wurden darauf die einzelnen Stücke in's Lateinische übersetzt, die Arbeiten jedes Tisches, wenn sie fertig waren, mit einander vertauscht und an der Latinität und Eleganz des Ausdrucks hier und da gefeilt. Und wenn die Sonne des nächsten Morgens in's Zimmer schien, lag die Arbeit vollendet in einzelnen Blättern da. — Das gemeinsame Schaffen solcher Mosaik war oft sehr amüsant,

denn es fehlte selten an guter Laune und Humor bei den Fabrikarbeitern und häufig unterbrach ein heiterer Scherz oder ein fröhliches Trinklied die Arbeit. Bier aber und Cigarren in genügender Menge hatte der Besteller zu liefern. Dafür erhielt er dann sein Opus aere perennius, wie der Horazische Kunstausdruck lautet, in einzelnen Blättern fix und fertig und brauchte es nur noch zu mundiren, damit er mit Wort und Handschlag versichern könnte, die Dissertation selbst geschrieben zu haben, wie herkömmlicher Weise verlangt wird.

Ich wollte Besseres liefern, deshalb erbat ich mir von einem meiner Lehrer ein Thema zur Bearbeitung und quälte mich rechtschaffen sechs bis acht Wochen mit der Arbeit ab; und als ich sie gedruckt bei den Professoren herumtrug, fühlte ich nicht geringen Stolz und Freude. Ein wenig abgekühlt wurde ich, als mir einer der jüngeren Professoren, der schon mehrere mit Recht gefeierte Werke zum Druck gegeben hatte, im Vertrauen und mit Lächeln erzählte: Er habe an seiner Dissertation volle zehn Monate unausgesetzt gearbeitet und jetzt schäme er sich doch, damals sei-

nen Namen einer solchen Schülerarbeit vorgedruckt zu haben! — Ich solle mich aber trösten, das sei einmal nicht anders und die meisten Dissertationen junger Leute wanderten ja doch nur in die Papierkörbe oder zu den Käsekrämern!

Endlich kam der Tag, an dem ich nach öffentlicher Disputation vor wohl zehn oder zwanzig Zuhörern als Doctor proklamirt und der höchsten Ehren in der Medicin und Chirurgie theilhaftig wurde, wofür mein guter Vater ein paar hundert Thaler bezahlt hatte. — Ein solenner Doctorschmaus beschloß die Farce — und fortan durfte ich vor meinen Namen ein Dr. schreiben, aber natürlich auch nicht für einen Groschen Thee verordnen.

Dennoch schien uns Allen etwas Großes geschehen zu sein und nach einigen Tagen erhielt ich Briefe von den Eltern, die mit Freudenthränen die schönen Prachtexemplare meines Erstlingswerkes empfangen hatten. — Die liebe Mutter schrieb ordentlich mit Achtung vor dem jungen Herrn Doctor.

Ach! das waren die letzten Grüße meiner

Eltern. Acht Tage später bedankte sich auch mein Kollege Physikus, der Onkel Doctor, für das ihm gesandte Werk und meldete zugleich in schonendster Weise, daß die damals in meiner Heimath zum ersten Male grassirende Cholera mir an einem Tage beide theure Eltern geraubt habe! — Ihre Hüllen ruhten bereits in der kühlen Erde; das Schwesterlein hatte einstweilen der gute Onkel Doctor in sein Haus genommen.

Tief betrübt und erschüttert von dem schmerzlichen Verluste, verließ ich Tage lang mein Zimmer nur, wenn ich zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Familie gerufen wurde. Oh, wie wohlthuend für mein schmerzzerissenes Herz war die zarte Theilnahme der Verwandten. — Dennoch verging lange Zeit, ehe ich mich nur so weit fassen konnte, meine gewohnten Arbeiten wieder aufzunehmen. Aber ich wußte es ja, daß die theuren Abgeschiedenen uns Kindern fast kein Vermögen hinterlassen hatten, und daß ich ernstlich darnach streben müsse, mir möglichst bald eine Selbstständigkeit zu erringen, damit ich auch für Aennchens Unterhalt sorgen könne.

Gewaltsam riß ich mich deshalb aus meinen

schmerzlichen Träumereien auf, um mich zu baldigem Staatsexamen vorzubereiten.

Mit meinen während der Studienjahre erworbenen Kenntnissen durfte ich zufrieden sein. Es galt nur alle einzelnen Fächer zu repetiren, den zum Examen nöthigen Gedächtnißkram aufzufrischen und kleine Lücken hier und da auszufüllen. Ohne alles Bangen meldete ich mich zu den Staatsprüfungen und mit jedem einzelnen Theile derselben, den ich in den vorgeschriebenen Terminen ablegte, wuchs mein Vertrauen zu mir selber. — Ohne Beanstandung hatte ich alle die verschiedenen Prüfungen bestanden und hielt das glänzende Zeugniß der Examinatoren in den Händen.

Aber was nun? — Zum praktischen Arzte 2c. war ich nun bestallt; woher aber die Praxis nehmen? Wo eine solche finden? — Mit dem Onkel und der Tante besprach ich oft die nächste Zukunft und verhehlte nicht die Absicht, in's Ausland zu gehen; zunächst als Schiffsarzt. Beide schüttelten den Kopf und sagten: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!“ — Ja, nähre Dich! — Wie und wovon?

Drittes Kapitel.

Beginn der Praxis.

Noch war keine Woche seit Erlangung der Approbationen vergangen, als ich eines Mittags unter meiner Serviette ein Zeitungsblatt fand mit einer rothangestrichenen Annonce: Arztgesuch!

In einer kleinen Stadt wurde die Niederlassung eines zweiten Arztes gewünscht. Nähere Auskunft war beim Bürgermeister oder dem Apotheker des Ortes zu erhalten. Der Onkel hatte schon in meinem Interesse angefragt und auf die zu erwartenden guten Nachrichten leerten wir eine Flasche Wein.

Acht Tage später kam ein Brief aus dem Orte, den mir der Onkel wieder uneröffnet unter

die Serviette gelegt hatte. Mit Spannung erbrach ich das Schreiben und las seinen Inhalt vor. Der Apotheker schrieb im Auftrage des Bürgermeisters: „In Folge Ihrer Zeitungsannonce hätten sich einundzwanzig Bewerber um die Stelle gemeldet. Zwei Juden hätten sogar schon angezeigt, daß sie in den nächsten Wochen selbst an Ort und Stelle erscheinen würden, um sich näher zu informiren und sich in Person vorzustellen. Nun hätten mehrere Honoratioren der Stadt sich aber dahin geeinigt, einem sich in ihrem Orte neu ansiedelnden Arzte für das erste Jahr eine Unterstützung von vierhundert Thalern zu geben, wofür er keinerlei Verpflichtungen zu übernehmen und keine Gegendienste zu leisten habe. Obwohl ich der Jüngste aller einundzwanzig Bewerber sei, so hätte allerdings auch kein Anderer die Censur: „vorzüglich“ im Staatsexamen erhalten und es sei von den Herren beschlossen worden, mir jene Unterstützung für das erste Jahr zu ertheilen; nur sei es wünschenswerth, daß ich möglichst bald eintreffe. Der bisherige einzige Arzt Dr. Specht sei hochbetagt, grob und bequem und habe sich schon lange den Namen: Der Frühstücksdoctor mit Recht er-

worden, da er es vorziehe, Vormittags nur diejenigen Patienten zu besuchen, bei denen er ein reichliches Frühstück erwarten könne, was denn häufig die Folge habe, daß er Nachmittags außer Stande sei, noch andere Krankenbesuche zu machen 2c. Sein Einkommen aus Stadt und Umgegend habe übrigens in den früheren Jahren seiner größeren Rüstigkeit und Nüchternheit jährlich etwa dreitausend Thaler betragen u. s. w. —

„Nun, Herr Doctor!?" fragte der Onkel, „was beschließen Eure Gelahrtheit?"

„Ei! mich dünkt's unzweifelhaft, daß ich sogleich die nöthigsten Abschiedsvisiten machen, meine Sachen packen und heute Nacht mit der Schnellpost abreisen muß!"

Tante und Cousinen wollten Einsprache erheben; der Onkel aber stimmte mir bei mit den Worten:

„Recht, lieber Ernst! Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist!"

Der Entschluß zu der eiligen Abreise war leicht gefaßt; aber je näher die Stunde des Abschieds kam, desto schwerer schien mir die Trennung von

Verwandten, Freunden, Lehrern und den liebgewonnenen hiesigen Verhältnissen zu werden.

Einige genauere Freunde von mir waren eingeladen, die letzten Abendstunden mit uns zu verbringen. Es wollte aber keine rechte Fröhlichkeit aufkommen, obgleich der eine meiner Freunde einen Bekannten zu haben versicherte, der in der Nähe von Schönberg, meiner zukünftigen Heimath, zu Hause sei und ihm sehr drollige Geschichten von Land und Leuten erzählt habe, welche mein Freund äußerst komisch wiedergab, indem er die handelnden Personen redend einführte. Endlich schlug die Scheidestunde. Der Abschied nach jahrelangem traulichen Zusammenleben war ernst und bewegt. Die Freunde geleiteten mich zum Posthofe. — Ich erhielt als zuletzt angemeldeter Passagier einen Platz in einer sonst ganz leeren Beichaise. Der Postillon blies sein lustiges Signal und der Wagen rasselte in die dunkle Nacht hinaus.

Daß ich allein geblieben, erschien mir als rechtes Glück; denn obwohl ich zum Schlafen zu aufgeregt war, so war es doch eine Wohlthat für mich, den mein Gehirn durchkreuzenden Gedanken

nachhängen zu können, ohne durch das Geschwätz anderer Reisegesellschafter gestört zu werden. — Im weiteren Verlauf der Reise blieb ich nicht immer allein im Besitze meines Wagens; doch war keiner der von Station zu Station wechselnden Reisebegleiter geeignet, mein Interesse zu erregen und ohne alle Abentheuer legte ich die Fahrt zurück.

Ein trüber regnerischer Abend begann zu dämmern, als wir die letzte Station verließen, und schon in völliger Dunkelheit fuhren wir endlich unter dem schmetternden Klange des Posthorns in Schönberg ein und hielten auf dem Marktplatze vor dem Posthause still. Auf meine Frage nach dem besten Gasthause, wurde mir der schrägüber, unmittelbar neben der Apotheke gelegene blaue Engel bezeichnet, und durch den strömenden Regen flüchtete ich in die gastlichen Räume desselben.

In der Thüre des Hauses stand der Wirth im Gespräche mit einem etwas korpulenten älteren Herrn, der nicht ganz sicher auf seinen Füßen zu stehen schien, was auch die Frage des Hauswirths bestätigte: „Soll Sie der Wilhelm nicht nach Hause geleiten, Herr Doktor?“

„Ist nicht nöthig!“ brummte der Andere und taumelte in die Nacht hinaus.

„War das Herr Doktor Specht?“ fragte ich den mich bewillkommenden Hauseigenthümer.

„Zu dienen! — Wollen Sie gefälligst hier eintreten, bis Ihr Zimmer in Ordnung gebracht ist?“

Eine Thüre öffnend, wies mich der zuvor kommende Herr des blauen Engels in das Honoratiorenzimmer.

Das mäßig große Gemach war durch wenige Lichter schwach erleuchtet und so mit Tabaksdampf erfüllt, daß ich beim Eintritt nur undeutlich einen Spieltisch mit vier Herren, und einen größeren Tisch, an welchem wohl acht bis zehn rauchende Gestalten saßen, erkennen konnte, aber die Gesichtszüge keines Einzigen zu unterscheiden vermochte.

Der Wirth führte mich zu dem größeren Tische, und stellte mich den Herren mit den wohl schon oft gebrauchten Worten vor: „Ein Gastfreund des blauen Engels, meine Herren!“

„Du, Apotheker!“ rief eine Stimme von der andern Seite des Tisches, „mache dem Herrn

Platz — da ist der Stuhl des Doctors Specht, der sich schon nach Hause gedrückt hat.“

Der Apotheker, ein junger, schlanker Mann mit einer blauen Brille, ergriff den bezeichneten Sessel und schob ihn neben den seinigen mit einer einladenden Bewegung und mit den Worten:

„Sind wahrscheinlich mit der Post gekommen?“

Ich bejahte und mein Nachbar fuhr fort: „Werden Sie länger in unserer guten Stadt verweilen? Verzeihen Sie die neugierige Frage.“

„Das wird wohl von Ihrer Bestimmung abhängen, Herr Apotheker Rabe! — Wenigstens von den Nachrichten, die Sie für mich haben,“ war meine Entgegnung und halblaut fügte ich hinzu: „Ich bin der Doctor Fichtner!“

Augenblicklich sprang der Ueberraschte auf, ergriff meine Hand, und schüttelte sie herzhaft mit den Worten: „Schön willkommen, bester Herr Doctor! — Ist uns eine große Freude!“ — Dann klopfte er mit dem Glase auf den Tisch, und rief laut: „Ich bitte um's Wort! Ich bitte um's Wort und Herr Doctor Specht ist wirklich nicht mehr hier?“

„Ja, ja, Apotheker!“ rief es von mehreren

Seiten und selbst die Spieler legten ihre Karten nieder und wendeten die Köpfe, während der Apotheker mehrmals wiederholte: „Silentium! meine Herren! — Ich habe das Wort!"

Nachdem der Redner sich geräuspert hatte, fuhr er fort:

„Meine Herren! Heute an dem fröhlichen 16. hujus habe ich die Ehre, Ihnen in dem soeben einpassirten Fremdlinge den von Ihnen Allen und mir doppelt sehnlich erwarteten Herrn Doctor Fichtner vorzustellen. — Leider ist es wegen des gewöhnlichen Mangels an Helle sehr dunkel; aber Ihr da! Putzt einmal die Lichter! und wenn es Ihnen recht ist, Herr Doctor, so wollen wir rundum gehen und ich werde Ihnen die einzelnen Herren vorstellen; sie gehören Alle zu unserer Verschwörung gegen den Doctor Specht! — Dies ist —"

„Ach was!" unterbrach ihn ein vom Spieltisch aufstehender Herr von ungewöhnlicher Körperlänge. „Ach was! — Eine Vorstellung bei dieser Dunkelheit kann nichts helfen. Wer sich hier zum Erstenmale sieht, oder eigentlich nicht sieht, wird sich morgen doch nicht wiederkennen. Aber im

Namen all der Unsichtbaren hier heiße ich Sie herzlich willkommen, Herr Doctor! und bitte all' die Freunde, ihren Rest auf das Wohl des hoffentlich zu unser Aller Heil gekommenen Herrn Doctor Fichtner zu leeren. — Ich bin übrigens der Bürgermeister Möwes."

„Bravo, Konsul!" riefen mehrere Stimmen — „der Herr Doctor Fichtner sei bestens willkommen, und lebe hoch!"

„Hoch, hoch!" fiel der Chorus ein und da sich meine Augen schon etwas an die Atmosphäre und Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich von allen Seiten in dem trüben Nebel Gläser auftauchen und mir nahe kommen, um mit mir anzustoßen. —

„Wenn Sie nicht zu müde sind, Herr Doctor!" begann von Neuem der Apotheker Rabe, „so haben Sie wohl die Güte, noch mit mir und dem Bürgermeister herumzukommen in mein Haus — zu einem traulichen Plauderstündchen. Und morgen Vormittag zwischen zehn und elf Uhr erweisen mir hoffentlich die übrigen Herren die Ehre einer weiteren Besprechung in meinem Hause — Ja?"

„Ich meines Theils komme ganz gewiß und hoffe, es wird auch ein Gläschen von Ihrem

köstlichen Madeira geben — He? Rabe!" erwiderte eine Stimme.

„Ja ja, Werner!" antwortete lachend der Apotheker — „und meine Schwester soll auch Sardellensemmeln vorräthig halten."

„Oh, dann kommen wir auch!" riefen Andere mit fröhlichem Gelächter.

„Da sehen Sie's gleich, Herr Doctor!" scherzte der Pharmazeut; „es ist in Schönberg auch wie allerwärts: Mit Speck fängt man Mäuse. — Aber nun kommen Sie — auf Wiedersehen also morgen, Ihr Herren, und für heute: Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Gute Nacht!" tönte es von allen Seiten.

Der Apotheker aber faßte meinen Arm und führte mich in's Nebenhaus, in seine Apotheke zum goldnen Pelikan.

Der Bürgermeister ging an meiner anderen Seite.

Als bei unserem Eintritt die Hausthürklingel ihren hellen Ton erschallen ließ, trat aus dem Wohnzimmer, ein Licht in der Hand, eine junge Blondine mit neugierig fragendem Gesichtsausdrucke.

„Guten Abend, Fräulein Emma,“ grüßte der Bürgermeister — „Hier bringen wir den neuen Doctor!“

„Ich weiß schon, daß der Herr Doctor Fichtner angekommen ist,“ lächelte das Mädchen mit artiger Verneigung, „der Wilhelm war da und hat's dem Provisor gemeldet.“

„Na! da wird's wohl heute Abend noch die halbe Stadt erfahren und die andere Hälfte morgen früh vor dem Kaffee!“ lächelte der Bürgermeister, während mich Rabe seiner Schwester förmlich präsentirte und auf die Bemerkung des Bürgermeisters entgegnete: „Es ist gut Konsul, daß der Herr Doctor gleich sieht, was Ihr für außerordentliche Fremdenpolizei haltet.“

„Oho!“ lachte Möwes. „Das größte Verdienst um die fast unglaublich schnelle Verbreitung aller Stadtneuigkeiten pflegt sich gewöhnlich Euer Provisor zu erwerben. — Ist Herr Schneller zu Hause?“

„Bewahre!“ lachte Fräulein Emma — „Er bat mich um Erlaubniß, noch ausgehen zu dürfen, da nach 7 Uhr Abends Doctor Specht doch nie-

mals ein Recept verschreibt: auch ist Schneller nahe bei, im rothen Hund, zu finden."

„Oh ja!" brummte Rabe, „wenn er es nicht etwa vorzieht, auch noch im Affen oder im Kameel oder in einem anderen Wirthshause einen Besuch zu machen."

Mittlerweile hatten wir das sehr behagliche Wohnzimmer betreten, in welchem ein einladend gedeckter Tisch mit drei Kouverts bereit stand, den eine strahlend helle Lampe beleuchtete.

„Emmchen!" fragte der Bruder, „reicht Dein Abendbrod? und kannst Du nicht zu Bürgermeisters schicken, der Konsul würde mit uns vorlieb nehmen? — Herr Doctor Fichtner erweist uns auch die Ehre.

„Gleich, lieber Otto!" entgegnete Emma, und verließ das Zimmer.

„So! — Vor allen Dingen wollen wir uns nun beseh'n, damit wir uns auch bei Tage wiedererkennen," scherzte der Bürgermeister. Und lachend folgten wir dem Vorschlage, einander mit prüfenden Blicken messend.

Der Apotheker hatte eins der blühenden offenen, fröhlichen Gesichter, bei deren Anblick es

uns ist, als sei uns diese Zutrauen erweckende Physiognomie schon längst bekannt; aber mit Erstaunen kehrten meine Augen immer wieder zum Bürgermeister zurück.

Seine fast erschreckende Magerkeit ließ ihn beinahe noch größer erscheinen, als er wirklich war, obwohl er mindestens sechs Fuß messen mochte. — Der hagere, lange Körperbau trug einen verhältnißmäßig viel zu kleinen Kopf, den spärliches lichtblondes Haar bedeckte. In völligem Kontraste hiermit standen die klugen dunklen Augen, welche fast schwarz waren und meistens so überrascht aussahen, als wunderten sie sich selber, wie sie in dies Gesicht kämen, dessen Augenbrauen ebenso blond waren, wie das Haupthaar und der dünne Backenbart. — Das Merkwürdigste aber war der wechselnde Ausdruck des Gesichtes. Eben noch waren die Züge vielleicht von einem fast schalkhaften Lächeln verklärt und die schmalen Lippen ließen die schneeweißen Zähne durchblitzen, dann wieder zeigte das Antlitz einen strengen Ernst, der feine Mund schloß sich; Energie und Willenskraft sprach aus allen Zügen und die seltsamen Augen schienen noch dunkler zu

werden und hatten einen ernsten und forschenden Ausdruck, daß man darauf schwören mochte, dies Gesicht könne nie anders, niemals freundlich lachend aussehen.

Meine Verwunderung mochte wohl deutlich in meinem Gesichte zu lesen sein, denn der Konsul sagte lachend:

„Ha! junger Herr, ich seh's, daß Sie sich verwundern über meinen Anblick! — Gestehen Sie's nur, daß Sie zum ersten Male in Ihrem Leben einen so schlanken Bürgermeister sehen, so ganz ohne Spur des vorschriftsmäßigen Bäuchleins oder Bauches; denn ein gewisses Embonpoint ist doch sonst bei meinen Kollegen üblich. — Seltsamerweise bin ich erst so abgemagert, seit ich mich dem schnöden Biertrinken ergeben habe; — früher besaß ich eine ganz ansehnliche Leibesfülle und in meiner Jugend —"

„Jugend?" unterbrach ich den Herrn — „Jugend?"

„Nun ja! Ich rede von vergangenen Zeiten, — wie alt schätzen Sie mich denn?"

„Blondins sind meistens hinsichtlich des Alters schwer zu taxiren, Herr Bürgermeister," gab ich

zur Antwort, „aber ich denke nicht zu irren mit der Behauptung, daß Sie noch weit vom vierzigsten Jahre sind.“

„Das wäre in der That nicht übel,“ lachte der Bürgermeister, indem wieder das eigenthümliche listig schalkhafte Lächeln hervorbrach. „Bin seit neunzehn Jahren Bürgermeister und obwohl ich früh zu dieser Würde gelangte, war ich damals schon nah' an Dreißig!“

„Nicht möglich! ganz unmöglich, Herr Bürgermeister Möwes!“

„Wissen Sie was, Doctor?! — Sie können sich das Herr ein für allemal bei mir ersparen — wie ich es auch selten in der Anrede gebrauche. Nennen Sie mich schlechtweg: Bürgermeister oder Möwes, oder wenn Sie wollen: Konsul! — Es ist dies Letztere übrigens nicht blos eine Latinisirung meines Amtes, sondern ich bin wirklich zugleich schwedischer Konsul. Aber den fatalen Herrn lassen Sie bei Seite. — Doch hier kommt unser Emmchen wieder und nun sollen Sie sehen, daß der Pelikan es versteht, nicht blos seine Kinder mit Speis' und Trank zu ätzen, sondern auch fremde Gäste! — Weiß Gott,

Fische! — gebratene und gekochte! — Emmchen! Sie haben wohl gewußt, daß Ihr Bruder den Doctor mitbringen würde?“

„Eine Ahnung hatte ich davon,“ lächelte die Erröthende.

„Oh Du Menschenkennerin!“ scherzte der Bruder. — „Es geht doch nichts über weibliche Schlauheit! —. Und da reden mir die Leute noch zu, bald zu heirathen. — Was brauche ich noch eine zweite kluge Frau im Hause!“

„Na, na! Unser liebes Emmchen werden Sie auch nicht mehr lange behalten, Apotheker!“ flüsterte ihm der Konsul mit schlauem Lächeln zu.

„Also, meine Herren, wenn ich bitten darf!“ lud der Apotheker ein, sich zum Tische wendend — „auf den Schneller warten wir nicht!“

Kaum hatten wir jedoch Platz genommen, als die Hausklingel wieder ertönte und der Provisor eintrat; ein ganz gewöhnlich und unbedeutend aussehender junger Mann. Neugier und Geschwätzigkeit schienen seine hervorstechendsten Eigenschaften zu sein; doch hatte ich späterhin oft Gelegenheit, seine große Gutmüthigkeit und voll-

ständige Zuverlässigkeit und Pflichttreue kennen und schätzen zu lernen.

Heute Abend schien ihm meine Ankunft das allerwichtigste Ereigniß, über dem er selbst das Essen vergaß, wenn er den neuen Doctor mit offenem Munde anstarrte. Sehr komisch war es, wie er alle paar Minuten irgend eine Aeußerung zu machen versuchte, eine Rede begann und nach zwei oder drei Worten plötzlich verstummte und halb entsetzte, halb respectsvolle Blicke auf mich oder seinen Principal warf, oder ärgerlich das ihn ganz unverholen auslachende Fräulein mit den Augen streifte.

Nach dem Essen zog sich Schneller zurück, wir Anderen blieben noch eine Stunde beisammen. Dann geleiteten mich die Herren wieder in mein Karavanserai zurück, wo mich der Wirth wo möglich noch achtungsvoller und mit noch größerer Rücksicht empfing. Da er natürlich nun auch wußte, daß der blaue Engel die mächtige Person des neuen Arztes aufgenommen hatte.

Eigentlich war ich nunmehr schon eingeführt in den neuen Wirkungskreis, ich legte mich mit dem behaglichen Gefühle in's Bett, wieder

eine Heimath zu haben und wenn mir die Erinnerung an die Rauchbude von Honoratiorenzimmer nicht noch Grausen erregt hätte, so würde ich blos angenehme Eindrücke von Schönberg empfangen haben.

Ziemlich früh am nächsten Morgen war ich erwacht und wollte eben eine Morgenpromenade an die dreiviertel Stunden entfernte Meeresküste machen, als leise an meine Thür geklopft wurde und der Provisor Herr Schneller mit verlegener Miene eintrat und eine Empfehlung brachte, ob ich nicht die Güte haben wollte, mich in die Officin zu bemühen?

Vor der Thür der Apotheke hielt ein Bauernfuhrwerk, dessen Inhaber mit rathloser Miene daneben saß.

Rabe empfing mich, froh erstaunt, mich schon angezogen zu sehen und referirte: der Nachbarssohn des Bauern sei Bergmann in einem Privatkohlenschachte und während der Nachtarbeit verunglückt. Drum sei der Bauer in die Stadt gefahren, um den Frühstücksdoctor zu holen oder wenigstens eine Arznei. Doctor Specht sei nun zwar als Arzt des Bergwerkes angestellt, mache

aber bekanntlich unter keinen Umständen Nachtbesuche, ja lasse sich auch Nachts nicht stören, um etwa in seiner Wohnung ein Recept zu schreiben. Daher sei der Bauer einfach abgewiesen worden und wisse nicht was er thun solle?

„Nun gut, lieber Apotheker," wandte ich ein; — „Nachts! aber es ist schon halb sechs Uhr —"

„Macht nichts, Herr Doctor! — Beim Doctor Specht bleibt es Nacht bis Vormittags acht oder einhalb neun Uhr."

„Ja, dann werde ich statt seiner, als sein, wenn auch unberufener Stellvertreter zu dem Verunglückten fahren. Bitte, sagen Sie das dem Bauer, während ich mich fertig mache."

Der Bergmann hatte außer anderen unbedeutenden Verletzungen einen Beinbruch erlitten, und meine Verordnungen beschränkten sich auf angemessene Lagerung des Kranken, Regelung der Diät und die Anwenduhg von kaltem Wasser.

Viel Mühe hatte ich, einen mir von den Leuten angebotenen Imbiß abzulehnen, was in allen Fällen zu thun ich mir streng vorgenommen hatte.

Als der Bauer, der mich geholt hatte, mich wieder zurückfuhr, ergoß er sich mit vertraulicher

Offenheit in Lobpreisungen meines Benehmens und in Klagen über den Doctor Specht, den Schlemmer und Faullenzer! — Ohne auf dies Thema weiter einzugehen, suchte ich den Redseligen durch häufige Fragen nach einzelnen Punkten der Landschaft und nach der Art des hier üblichen Ackerbaues abzulenken; doch mußte ich immer noch genug mit anhören, um zu der Ansicht zu kommen, daß Kollege Specht sein bisheriges Alleinstehen in allerdings äußerst gewissenloser Weise benutzt habe, Land und Leute zu tyrannisiren und zu maltraitiren.

Es war dies Verfahren eines Mitgliedes des ärztlichen Standes mir wahrhaft schmerzlich, doch beruhigten mich die Erzählungen und Klagen des Bauern ungemein, denn ich hatte mir in vielleicht übertriebener Gewissenhaftigkeit doch Bedenken gemacht, ob es nicht Unrecht sei, mich hier als Concurrent des alten Herrn einzudrängen. — Jetzt aber erschien es mir, ganz abgesehen von meinem eigenen Vortheil, fast als Pflicht, der vom Doctor Specht mißhandelten Menschheit beizuspringen.

Nach meiner Rückkehr schrieb ich sogleich einige Zeilen an den Kollegen, in denen ich ihm meine Niederlassung in Schönberg und meine

gestrige Ankunft anzeigte und um einen recht kollegialischen Verkehr bat, da ich gern bereit sei, in allen Fällen, wenn es irgend angehe, mich seinem reiferen Wissen und seiner Erfahrung unterzuordnen. Am heutigen Morgen sei ich schon veranlaßt worden, bei einem seiner Pflegebefohlenen, einem Bergmanne im nächsten Dorfe, als sein Stellvertreter einen Besuch zu machen, da angeblich periculum in mora (Gefahr im Verzuge) gewesen sei. — Ich bäte um gütige Bestimmung, zu welcher Stunde ich ihm meine Aufwartung machen dürfe, um über den Fall zu referiren ꝛc.

Das Billet erhielt ich zurück mit den beigefügten Zeilen: „Eines besonderen Besuches bedarf es nicht; — wir werden schon gelegentlich zusammentreffen und uns dann aussprechen können!"

Mit Bedauern über die von vornherein üble Stellung zu dem Kollegen, ging ich zum Apotheker und theilte ihm das Geschehene mit. Rabe lachte und bat mich, die Ankunft der anderen Herren zu erwarten, welche sich mit dem Glockenschlage zehn Uhr einstellten. — Einige derselben waren Originale, wie sie nur eine kleine Stadt hervorbringen kann. Eine nähere Beschreibung derselben muß

ich mir auf andere Gelegenheit versparen. — Vorwaltend war unter den Versammelten eine gewisse Intelligenz und treuherzige Offenheit.

Der Bürgermeister eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Rede voller humoristischer Ausfälle und Neckereien. Mit ernsten Worten schilderte er aber die bisherige Lage der Einwohnerschaft und wie die Nothwendigkeit es gefordert habe, die Niederlassung eines zweiten Arztes zu veranlassen. — Dann pries er in schmeichelhafter Wendung das Glück, daß es ihnen gelungen sei, einen so liebenswürdigen und ausgezeichneten Doctor zu gewinnen.

Meine bescheidenen Einwendungen gegen dies verfrühte Lob und die zu günstige Meinung, die ich erst zu verdienen bemüht sein werde, unterbrach Rabe durch Mittheilung der Vorfälle des heutigen Morgens, meines Schreibens an Doctor Specht, so wie seiner Antwort.

Einer der Herren, der Besitzer der Buchdruckerei und Herausgeber des Schönberger Tageblattes zog hierauf ein Papier aus der Tasche, eine ihm von Dr. Specht zur Insertion zugeschickte

Anzeige des Inhalts, daß verleumderischer Weise die Angabe verbreitet worden sei, er ertheile nächtlicher Weile keinen ärztlichen Rath. Allerdings habe seine Kränklichkeit ihm eine zeitlang Nachtbesuche unmöglich gemacht, da er aber wieder völlig hergestellt sei, so werde er fortan zu allen Tageszeiten und auch Nachts bereit sein, der leidenden Menschheit seine Dienste zu leisten.

Der Rechtsanwalt Werner erzählte hierauf, daß vor einer Viertelstunde Doctor Specht ihm, als zeitigen Vorstand des sich im blauen Engel versammelnden Bürgervereins, seinen Austritt aus der Gesellschaft gemeldet habe.

„Oh, welcher Verlust für die Gesellschaft!" lachte ironisch der Bürgermeister und fuhr fort: „Hat vielleicht der Doctor davon Wind bekommen, daß in der nächsten Stadtverordneten- und Magistratssitzung über den Antrag einer englischen Kompagnie zur Einführung von Gasbeleuchtung der Stadt verhandelt werden soll und es sehr wahrscheinlich ist, daß viele Privathäuser, natürlich à la tête der blaue Engel, mit Gas erleuchtet werden?"

„Sicherlich!" meinte der heitere Rechtsanwalt,

„es wird ihm wohl nicht behagen, wenn das Vereinslokal nun mit Gasflammen erhellt wird, und er nicht mehr im bescheidenen Dunkel unbeobachtet sein Uebermaß von Spirituosen zu sich nehmen kann!“

„Vielleicht ist es noch wahrscheinlicher,“ äußerte ein Anderer, „daß der Frühstücksdoctor nicht mehr im Zweifel ist, die Ankunft seines neuen Concurrenten sei von uns Vereinsmitgliedern bewirkt worden.“

„Wie dem auch sei. — Wir dürfen uns freuen, ihn aus unsrer Gesellschaft los zu sein,“ rief Werner und fügte lustig hinzu: „Aber wirklich, da kommt der Madeira und Fräulein Emma mit den Sardellensemmeln!“ —

Die Zusammenkunft hatte hauptsächlich den Zweck, mich mit den Herren bekannt zu machen und meine Verhältnisse zu denselben zu regeln.

Beides wurde erreicht und noch am selben Tage bezog ich eine kleine, aber bequeme Wohnung, begann eine Liste der zu machenden Besuche zu entwerfen und erhielt von meinen Gönner allerlei gute Rathschläge.

In den nächsten Tagen beschäftigte mich die

Einrichtung meiner Wohnung und die Beschaffung des nöthigen Hausrathes, wobei mir Fräulein Emma mit Rath und That an die Hand ging. Außerdem wurde ich auch ab und zu zu ärztlichen Hülfsleistungen aufgefordert und gern gebrauchte ich vor mir selber jeden erdenklichen Vorwand, um die von meinen Freunden vorgeschriebenen Besuche noch hinauszuschieben.

Täglich kam ich mehrmals in die Apotheke, theils um Das oder Jenes mit Freund Rabe zu verhandeln, theils um das Fräulein um Rath zu fragen, oder ihr irgend ein kleines Ereigniß mitzutheilen und schon fing der oft sonderbare Ausdruck Schnellers an mich zu geniren, wenn er auf meine Frage nach dem Prinzipal etwa lächelnd antwortete: „Herr Rabe ist nicht daheim, aber das Fräulein ist d'rin. — Gehen Sie nur hinüber, Herr Doctor!"

Eines Tages traf ich, wie häufig in der Apotheke, mit dem Bürgermeister zusammen, der mich nach herzlicher Begrüßung sogleich fragte, ob ich ihn nach dem Rathhause begleiten wolle, er werde mir unterwegs einen guten Rath geben.

Vor der Thüre lenkte der Konsul dem Thore

zu und da er offenbar mit seinen Gedanken beschäftigt war, gab ich es nach den ersten Versuchen auf, ein Gespräch in Gang zu bringen. Schweigend erreichten wir die um die Stadt führende Promenade. Hier ergriff mein Begleiter stehenbleibend meine Hand und fragte: „Nicht wahr, Doctor, Sie sind überzeugt, daß ich es aufrichtig gut mit Ihnen meine?"

Bestürzt beeilte ich mich, diese Frage von Herzen zu bejahen.

„Nun denn," fuhr er fort, „so will ich, der ältere, erfahrerene Mann, Ihnen eine wohlgemeinte Warnung geben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir die Befugniß und das Recht dazu absprechen, oder was schlimmer wäre, mir unlautere Beweggründe zutrauen."

„Was es auch sei, Bürgermeister," unterbrach ich den sichtlich sehr bewegten Freund — „was es auch sei, ich gelobe, daß mich Nichts verletzen soll und ich keinem Ihnen zu nahe tretenden Gedanken Raum geben will."

„Gut, lieber Doctor! — Und nun ohne Umschweife: Lieben Sie das hübsche Emmchen?"

„Nein, o nein!" rief ich erleichtert aus, daß

es nichts Schlimmeres war, „ich bin ihr herzlich gut — aber lieben könnte ich ein Mädchen nur, wenn ich sie dermaleinst zu meiner Frau zu machen gedächte!“

„Schön! — Dann aber, lieber Fichtner, sein Sie vorsichtig, erregen Sie in dem Mädchen keine Hoffnungen, keine Gedanken will ich sagen. — Nun, Sie verstehen mich!“

„Nur zu sehr, lieber Freund, wenn ich Sie so nennen darf, nur zu sehr! — und es schmerzt mich der Gedanke, durch meinen unbedachten, unbefangenen Verkehr, vielleicht die Ruhe eines liebenswürdigen Herzens — aber nein! es ist ja nicht möglich!“

„Möglich, mein junger Freund, ist es sehr wohl. Doch ist hoffentlich noch nichts geschehen, was nicht wieder gut zu machen, zu verwischen wäre.“

„Das hoffe ich auch und werde um so ernstlicher bemüht sein, mich recht vorsichtig zu benehmen, als ich ehrlich gestehen muß, daß meines Erachtens der Arzt in einem kleinen Orte nicht in nähere Verhältnisse zum Apotheker desselben treten darf.“

„Da haben Sie ganz recht — und das ist das Zweite, wovor ich Sie warnen wollte. — Das Dritte ist für mich ein delicater Punct, da ich selber Vater einer erwachsenen Tochter bin. — Sie haben meine Ella noch nicht gesehen, denn ich habe sie, als Ihre Ankunft hier erwartet wurde, um zu keinem Gerede Anlaß zu geben, in die Residenz zu Verwandten geschickt, wo sie Jahr und Tag bleiben soll. — Denn weder Sie, noch sonst irgend wer, soll denken können, ich hätte etwa Nebenabsichten gehabt.“

„Oh, bitte, bitte, liebster Freund und Gönner, dergleichen wäre mir niemals eingefallen.

„Aber vielleicht Anderen, Doctissime! — Und jetzt kann ich frisch von der Leber weg mit Ihnen reden. — Seh'n Sie, es giebt hier im Städtchen vielleicht 30—40 junge Mädchen, die sich für gut genug halten, ihre Netze nach Ihnen auszuwerfen. — Und Sie werden es bald merken, daß es ebenso viele thörichte Eltern giebt, die mehr oder weniger bewußt, ihren Töchtern den schmucken Freier wünschen — und — Sie werden das schon erfahren wie es geht, wenn in solchem Orte ein junger Mann auftaucht, der mit Recht

für eine gute Parthie gilt. — Da wäre es aber nicht klug, wenn sich der Glaube verbreitete, Emmchen hätte Sie schon weggefischt und wenn ein solches Gerücht auch alles Grundes entbehrt, so wäre es für Sie nicht vortheilhaft und dem Mädchen würde dies unnennbaren Schaden bringen."

„Ich danke Ihnen herzlich, lieber Herr Möwes — und jetzt fällt mir's schwer auf die Seele, daß ich bei manchen Einkäufen mit Fräulein Emma in die Läden gegangen bin — und — Am liebsten möchte ich, wenn es nur ginge, allen Verkehr mit dem Hause Rabe's abbrechen."

„Das ist nicht möglich und wäre auch nicht klug. — Viel besser ist's, wenn Sie in unbefangenem Verkehre bleiben, aber auch in ganz unbefangenem! — Speziell mit Emmchen seien Sie auf Ihrer Huth. — Seien Sie vorsichtig und nicht galanter, als nöthig ist. Vertraulichkeit ist ja nicht nothwendig. — Und wenn Sie nun andre Mädchen der Stadt kennen lernen, so benehmen Sie sich mit denen auch ganz ebenso. — Vor allen Dingen zeichnen Sie, wie sonst so natürlich wäre, in Gesellschaften, auf Bällen, bei Land- und Wasserparthieen Emmchen in keiner Weise aus — wenn

nicht etwa später Ihr Herz Sie doch unabweisbar dazu drängen sollte."

„Ich glaube nicht, Konsul! — denn ehrlich gesagt und wenn Sie mir's nicht als Hochmuth auslegen wollen, — wie sehr ich Emma — ihrer vielen guten und liebenswürdigen Eigenschaften wegen — schätze, so wünschte ich mir von meiner künftigen Frau größere geistige Begabung und eine universellere Bildung. — Aber mißverstehen Sie mich nicht!"

„Oh nein, mein junger Freund! und Sie haben Recht; allein dann werden Sie unter den Töchtern des Landes hier schwerlich Ihre Zukünftige finden. — Vortreffliche, liebe Mädchen und exquisite Hausfrauen genug! — aber Intelligenz und Bildung in dem Grade, den Sie beanspruchen, dürfen und müssen —"

Der Bürgermeister vollendete den Satz nicht und die Achseln zuckend, bog er in eine zum Rathhaus führende Gasse ein.

Ich aber ging mit schwerem Herzen heim und wurde erst wieder froh, als die sich gleichbleibende Heiterkeit und Unbefangenheit Emma's, auch bei meinem fast unwillkürlich etwas kälterem Beneh-

men, mir die Ueberzeugung gab, daß ich wohl keinerlei Gedanken, Hoffnungen und Wünsche in ihrem fröhlichen Herzchen erregt hatte. Sogar wenn ich jetzt absichtlich recht viel von meinen Cousinen erzählte und die eine immer meine Leibcousine nannte, blieb Emma ganz unbefangen und neckte mich blos häufig mit diesem Lieblingsmühmchen.

Bei den nun begonnenen Visiten wurden, wie das zu geschehen pflegt, fast überall dieselben Fragen an mich gerichtet und dieselben Gespräche geführt, wodurch solche Antrittsbesuche eben nicht angenehmer werden. „Wo haben Sie sich bisher aufgehalten, und haben Sie jenen Wohnort ungern verlassen? Haben Sie sich hier schon eingelebt? — Vermissen Sie nicht die Annehmlichkeiten einer größeren Stadt? u. s. w. — Nur zwei Besuche will ich besonders erwähnen.

Der eine galt dem Hauptpastor der Stadt. — Der Herr Oberprediger, eine hohe Gestalt mit sehr weißer Kravatte und einer sehr rothen Nase im bleichen Gesichte, trat mir steif und würdevoll entgegen und eröffnete, als er mich zum Sitzen genöthigt hatte, das Gespräch gleich mit den Worten:

„Ich bin eigentlich überrascht, Herr Doctor,

daß Sie mich mit Ihrem Besuche beehren, da man Ihnen doch zweifelsohne mitgetheilt hat, daß ich ein Schwager des Doctor Specht bin. — Meine verstorbene Frau war seine Schwester."

„Ich hatte schon die Ehre dies zu erfahren, Herr Oberprediger, sehe jedoch nicht ein, wie mich das hätte abhalten sollen, Ihnen pflichtgemäß meine Aufwartung zu machen, da mein Beruf mich häufig veranlassen kann, im Interesse von Kranken Ihre gütige Einwirkung zu erbitten."

„Hm! Schön! Hm! — Ich wollte Ihnen nur bemerken, Herr Doctor, daß Specht mein Hausarzt ist und bleiben wird! — Ich habe keinen Grund zum Wechseln."

„Und ich keinen, Herr Oberprediger, zu einem Versuche oder zu dem Wunsche, Ihren Herrn Schwager zu verdrängen. Ich denke, Schönberg ist groß genug, um uns Beiden hinreichend Beschäftigung zu gewähren."

„Meinen Sie? — Bisher hat Specht allein das Bedürfniß von Stadt und Umgegend befriedigt. Waren Sie schon bei ihm?"

„Dreimal! — Zweimal war der Kollege nicht zu Hause und das dritte Mal hat er mich nicht

angenommen. Ich mag ihm wohl zu unpassender Zeit gekommen sein."

„Oder mein Schwager wird nicht recht wissen, wie er mit Ihnen d'ran ist."

„Das scheint mir sehr einfach, Herr Oberprediger. — Ich werde stets den älteren Kollegen in ihm achten und mich bemühen, in ein möglichst gutes und anständiges Verhältniß zu ihm zu kommen. Heute Nachmittag will ich's wieder versuchen, ob ich ihn sprechen kann."

„Thun Sie das. — Und wie denken Sie denn über die Wirksamkeit der Geistlichkeit am Krankenbette?"

„Wie ich schon bemerkte, halte ich es in vielen Fällen für durchaus nothwendig, daß der Arzt sich die Mitwirkung des Seelsorgers erbittet."

„So? Na, wir wollen sehen! — Schwager Specht ist eigentlich anderer Ansicht. — Wo wohnen Sie denn?"

„Louisenstraße Nr. 42."

Ich empfahl mich und ging gleich nach Tische wieder in die Wohnung des Kollegen.

Seine Tochter, ein auffallend schönes Mädchen, empfing mich mit gewinnender Freundlichkeit und

bedauerte, daß ich schon mehrmals vergeblich hier gewesen sei. Papa halte zwar eben Siesta, sie wolle ihn jedoch wecken, da es ohnehin Zeit sei. —

Sie verschwand im Nebenzimmer, von wo sehr bald die laute, etwas unwillige Stimme ihres Vaters ertönte. — Ich zog mich in möglichst weite Entfernung von der Thüre zurück, konnte aber doch nicht verhüten, daß einzelne Worte des lebhaften Wortwechsels zwischen Vater und Tochter vernehmlich bis zu mir erklangen, namentlich als der Doctor zuletzt ärgerlich rief: „Na, dann laß ihn herein, den Brotdieb!" — Gleich darauf öffnete Fräulein Louise die Thür und bat mich einzutreten.

Vom Sopha kam mir der in einen scharlachrothen Schlafrock gehüllte Kollege entgegen und brummte Etwas, das ebenso gut eine Verwünschung, als eine Begrüßung sein konnte. — Ich stellte mich ihm vor und wollte meine Ansicht über den Verkehr zwischen Aerzten auseinander setzen, da unterbrach mich Specht mit den Worten:

„Ach! Kollege! und Verehrtester! — Redensart! — Medicus medicum odit! Ein Arzt haßt den andern! So steht's. — Ich bin ehrlich und sage es geradezu: ich wollte, Sie wären geblieben,

wo Sie waren, oder hingegangen, wo der Pfeffer wächst und die Ipecacuanha. Was wollen Sie hier? -- Mir die Praxis stehlen; sich einschmeicheln bei den Leuten und mir das sauer erworbene Brot nehmen! — Na, immerzu! — Ich werde Ihnen überall mit offener, ehrlicher Feindschaft entgegentreten. — Was willst Du, Louise," fuhr er die Eintretende an.

„Lieber Vater! Draußen ist eine arme Frau und bittet, doch gleich ihren Mann zu besuchen; er ist Handlanger und vor einer Stunde vom Gerüste gefallen, draußen in der neuen Brauerei."

„So?" brauste Specht auf. „Hat man auch Nachmittags keine Ruhe vor dem Gesindel? — Wer zur Armenpraxis gehört, soll Morgens zwischen 9 und 10 Uhr kommen. — Basta! — Der Lump kann sich Morgen früh einfinden."

„Die Frau fürchtet, daß er sich das Bein verrenkt hat," wandte schüchtern das erröthende Mädchen ein.

„Dummes Zeug. — Soll Gänsefett einreiben!"

„Verehrter Herr Kollege!" unterbrach ich den Eifernden, „darf ich vielleicht an Ihrer Stelle nach dem Kranken sehen und Ihnen dann Bericht erstatten?"

„Sie wollen wohl gern städtischer Armenarzt werden? — Meinetwegen! — Macht so mehr Plackerei als es einbringt. — Gehen Sie hin, aber nicht als mein Stellvertreter. — Brauche keinen! Will nichts von Kollegenschaft wissen. — Adjeu!“

So entlassen, erklärte ich der armen Frau, ihr sogleich zu ihrem kranken Manne, im Auftrage Doctor Specht's, folgen zu wollen und ein dankbarer Blick Louisens sprach die Anerkennung des Fräuleins aus.

Nach einer Stunde kam ich zurück und stattete Bericht ab. Stumm hörte der Kollege mein Referat an, dann fragte er barsch:

„Und was haben Sie eigentlich erreicht?“

„Ich freue mich, Herr Kollege,“ gab ich zur Antwort, „Ihnen eine kleine Mühe abgenommen und den Beweis gegeben zu haben, daß ich gern und uneigennützig in Ihrer Praxis aushelfen will, wenn Sie selbst verhindert sind.“

„Uneigennützig?!“ — lachte Doctor Specht. — „Uneigennützig! Verlangen Sie, daß ich das glauben soll?

„Ich meine es wenigstens ehrlich und aufrichtig!“

„Ja, ich bedanke mich für die Uneigennützigkeit! — Denn Medicus medicum odit! — Und nun will ich Ihnen Eins sagen: Die Armenpraxis gebe ich Ihnen preis — obwohl es unklug sein mag. — Wenn Sie sich aber unterstehen, in meiner Privatpraxis irgend Etwas zu verordnen, schmeiße ich Ihre Medicinflasche zum Fenster h'raus. — Ich will mit Ihnen nichts zu thun haben; meinen Gegenbesuch nehmen Sie als genossen an — und somit Gott befohlen! — Louise, begleite den Herrn Doctor!"

Auf dem Flur sprach die Tochter nochmals ihren Dank aus mit der Bitte, das rauhe, unfreundliche Wesen des Vaters nicht übel zu nehmen. Ich beruhigte sie darüber und bat, in allen Fällen von Verhinderung des Papa, ohne Bedenken über meine Zeit und Kraft zu verfügen. —

Bald war ich nun in das Schönberger Leben ganz eingetreten und erhielt auch, trotz aller Bestrebungen Specht's, in meiner ärztlichen Praxis so viel zu thun, daß ich nur selten die Muße zu einem anderen als rein ärztlichem Besuche fand und auch zu Rabe kam ich nur selten, außer wenn ich in der Officin irgend ein Geschäft hatte. — Unter

diesen Umständen war auch der Verkehr mit Emma weniger häufig geworden und hatte, wie von selbst, etwas Fremderes bekommen. In den Versammlungen der Honoratioren und im Bürgerverein erschien ich immer nur ab und zu auf kurze Zeit, und fand in meiner Berufsthätigkeit ausreichenden Vorwand, meine Abneigung gegen solche Zusammenkünfte im Wirthshause zu verstecken.

Das Verhältniß zum Kollegen Specht blieb, wie es von Anfang an gewesen; ich war artig, zuvorkommend, stets dienstbereit, und er rauh, unhöflich, fast beleidigend. Seine üble Laune und seine Abneigung gegen mich steigerte sich natürlich immer mehr, je öfter es vorkam, daß Familien, deren Arzt der alte Herr in Ermangelung eines anderen bisher gewesen war, mich zum Hausarzt nahmen oder wenigstens in bedeutenderen Fällen meinen Beirath verlangten.

Beinah' ein Jahr hatte ich schon in Schönberg verlebt, als ein heftiger Gichtanfall den Collegen an's Bett fesselte und ihn zwang, meine Stellvertretung in seiner Praxis anzunehmen. Täglich kam ich nun in's Haus, um zu hören, was vorgefallen sei und wenn ich hier und dort

statt des Kollegen fungirt hatte, zu rapportiren. Mehrmals hatte es mir dabei nothwendig geschienen, die vorher von Specht eingeschlagene Behandlungsweise ganz zu ändern. Aber ich nahm mich wohl in Acht, dies gegen ihn oder gar gegen die Patienten oder ihre Angehörigen auszusprechen; sondern meinem Principe gemäß lobte ich in allen Fällen die Verordnungen des vor mir behandelnden Arztes. Wenn ich eine Aenderung der Behandlung für durchaus nothwendig erachtete und mein entschieden abweichendes Verfahren von den Patienten selbst bemerkt wurde, so erklärte ich, daß in Folge der ganz geeigneten Mittel, die der bisherige Arzt gegeben habe, nunmehr eine Aenderung der Krankheit eingetreten sei und deshalb natürlich auch die Behandlung geändert werden müsse. Ohne Zweifel würde Kollege Specht jetzt auch andere Mittel, ein anderes Verhalten anordnen. Aengstlich bemüht war ich dabei, Alles zu vermeiden, was etwa meinen Vorgänger herabsetzen oder was verrathen konnte, daß wir nicht vollständig dieselbe Ansicht theilten. — Es ist dies, wie ich wohl weiß, leider nicht die Art und Weise, wie die ärztlichen Kolle=

gen im Allgemeinen gegen einander verfahren, aber meiner Ueberzeugung nach ist es durchaus das Richtige, einzig Anständige und mehr geeignet, die Patienten in ihrem Zutrauen zu bestärken, als die traurige Gewohnheit vieler Aerzte, die Verordnungen ihrer Vorgänger mit Wort oder Miene zu tadeln und als unrichtig zu bezeichnen. Diese letztere Manier halte ich für ebenso unwürdig, als unklug. Ich habe mich derselben niemals schuldig gemacht und vermuthe, daß mir meine Rücksichtnahme mehr genutzt, als geschadet hat.

Sehr gern hätte ich bei den Leiden des kranken Kollegen diese oder jene ärztliche Verordnung gemacht, von der ich wesentliche Erleichterung für ihn erwartete; — allein ich vermied es, ohne directe Aufforderung ihm ein Mittel anzurathen, da ich gemerkt hatte, daß der Kollege voller thörichten Mißtrauens war. Daher beschränkte ich mich darauf, gesprächsweise mitzutheilen, daß ich von dem oder jenem Medicamente ausgezeichnete Erfolge gesehen habe und überließ es dem Kranken, ob er sich selber das Mittel verordnen wolle oder nicht.

Zuweilen kam es vor, daß Patienten, die

Specht seit langer Zeit behandelt hatte, nach wenigen Besuchen von meiner Seite genasen oder sich doch besser fühlten und dann wohl den Wunsch aussprachen, ich möge doch ganz an die Stelle ihres früheren Hausarztes treten. Mit Entschiedenheit lehnte ich dies immer ab, da ich lediglich als Stellvertreter des kranken Kollegen erschienen sei und blos in seinem Namen fungirt habe. Mithin käme auch das ärztliche Honorar für diese Besuche lediglich dem Doctor Specht zu und es könne nicht davon die Rede sein, daß ich etwa jetzt an den Platz desselben träte und für eigene Rechnung die Kranken weiter behandle. — Solche und ähnliche Aeußerungen mögen wohl der Tochter Spechts zu Ohren gekommen sein, denn das liebenswürdige Mädchen schien ordentlich geflissentlich bemüht zu sein, mir ihr von Woche zu Woche steigendes Vertrauen recht deutlich zu zeigen. — Jede Rauhheit und Unart des durch seine Krankheit noch mehr gereizten Vaters, suchte sie offenbar durch Zartheit und vertrauliches Entgegenkommen gut zu machen.

Louise und Emma standen in einem Alter und waren Herzensfreundinnen und Vertraute;

letztere theilte mir öfters sehr wohlwollende und anerkennende Aeußerungen ihrer Freundin über mich mit, bis ich sie recht dringend bat, mir nichts hinter meinem Rücken Gesagte zuzutragen — nichts Lobendes und noch weniger Nachtheiliges, wenn sie nicht etwa die Absicht damit verbinde, mich auf einen Fehler oder Verstoß aufmerksam zu machen.

„Nun, Herr Doctor!“ hatte Emma lachend erwidert, „ein Fehler ist es gerade nicht, einem jungen Mädchen achtungswerth und liebenswürdig zu erscheinen!“

„Ich möchte doch bitten, liebe Freundin, mir in jedem Falle meine glückliche Unbefangenheit zu lassen.“

„Gut, Herr Doctor!“ scherzte Emma mit spöttischer Verneigung — „Ihr Wille ist mir Befehl! — Ich werde schweigen, nur wird es schwer halten, denn Louise und ich, wir sind nun einmal ein Herz und eine Seele. — Eigentlich sind wir ein dreiblätteriges Kleeblatt: Ella Möwes ist die Dritte in unserem Bunde und ich bedauere es auch Ihretwegen, Herr Doctor, daß der alte, häßliche Konsul seine Tochter auf die Hochschule

zu seiner Schwester geschickt hat. — Freilich für die Leibkousine ist es vielleicht besser so!" —

Einige Wochen später war Doctor Specht wieder genesen und meine Stellvertretung hatte aufgehört, da er selbst wieder seine Praxis übernahm. Für meine Aushülfe während seiner Krankheit, dankte er mit etwas zweideutiger Miene und unser Verhältniß blieb, nach wie vor, das gleiche. Specht besuchte mich niemals und ich betrat sein Haus jetzt auch nicht.

Meine eigene Praxis wuchs von Tag zu Tage; bald war meine Zeit vollständig ausgefüllt und obgleich ich mir, meinem Vorsatz gemäß, noch täglich über alle bedeutenderen Kranken einige schriftliche Notizen machte, so mußten sich dieselben doch häufig nur auf flüchtige Bemerkungen, oft bloße Andeutungen beschränken.

Auf diesen Aufzeichnungen, die mein treffliches Gedächtniß vervollständigt, beruhen die nachfolgenden, anspruchslosen Erzählungen, von denen ich hoffe, daß sie, welche nur wirklich Erlebtes schildern, für manche Leser nicht ganz ohne Interesse sein werden.

Von jeher ist es meine Ansicht gewesen, daß der Hausarzt, um recht segensreich wirken zu können, auch der Hausfreund der Familien sein müsse und daß er denselben möglichst nahe treten muß, damit er auch in anderen Fällen, als wo es sich blos um Beseitigung etwaiger Krankheiten handelt, einen wohlthätigen Einfluß ausüben kann, der sich namentlich in der Vorbeugung und Abwehr drohenden Erkrankens äußert und bethätigt. Das Streben nach Erreichung solcher idealen Stellung hat von selbst zur Folge gehabt, daß ich meinen Patienten und ihren Angehörigen im Allgemeinen näher gekommen bin, als sonst zu geschehen pflegt. Deshalb habe ich auch bei Ausübung meines mühevollen Berufes ein größeres Interesse gehabt und mich stets einer innigeren Verbindung mit den meiner Pflege Befohlenen erfreut, sowie gar häufig Blicke in das Seelenleben meiner Freunde und Patienten thun dürfen, die mich in den Stand setzten, für ihr Wohl mehr zu leisten, als etwa blos ein Recept zu schreiben und die Krankendiät zu ordnen. —

Es wird, denke ich, diese meine Stellung aus dem Nachfolgenden zur Genüge erhellen und wahrhaft freuen sollte es mich, wenn jüngere Kollegen sich veranlaßt fühlten, meinem Beispiele in dieser Beziehung nachzustreben.

Viertes Kapitel.

Die Prophezeihung.

In der Mitte zwischen der Stadt Schönberg und dem Meere, bis zu dessen hüglicher Küste sich anmuthige Parkanlagen hinziehen, liegen die Fabrikgebäude des Fabrikanten Georg Fessel, welcher als ich seine nähere Bekanntschaft machte seit sechs Jahren in ungewöhnlich glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe lebte.

Der verstorbene Kommerzienrath Fessel ließ die Erziehung seines einzigen Sohnes Georg in England und Amerika vollenden. Kaum siebzehn Jahre alt, mußte Georg in das Geschäft eines befreundeten Fabrikanten in Liverpool eintreten und zwei Jahre später, auf den Wunsch des Vaters, diese Stellung mit einer gleichen in einem ähnlichen

Geschäfte in Nordamerika vertauschen. Durch den plötzlichen Tod des Kommerzienrathes in den ganz unabhängigen Besitz eines enormen Vermögens gelangt, kehrte Georg im eben angetretenen 25. Jahre nach siebenjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück. — Natürlich war er außerordentlich verändert. Der Jüngling war zum Manne mit den angenehmsten Formen, zum vollendeten Gentleman herangereift; die glücklichen Anlagen des Kindes waren auf's Schönste entwickelt und sein sicheres Auftreten, als er die Leitung der Geschäfte, den Betrieb der Fabrik übernahm, zeigte große Energie und Thatkraft.

Mit Ueberraschung und Anerkennung gewahrten aber alle Freunde seiner Kindheit, daß er trotz des langen Aufenthaltes unter den Yankies im Herzen vollständig deutsch und treu geblieben war.

Friedrich, sein intimster Jugendgespiele, welcher jetzt eine Stelle als Buchhalter im Geschäfte bekleidete, empfand dies mit freudiger Rührung zuerst.

Bei der Ankunft des jungen Gebieters, hatten sich alle Beamte und Bedienstete der Fabrik zu

feierlichem Empfange versammelt. Mit Blitzesschnelle überflog das glänzende Auge Georgs den Kreis — und schnell hatte er alle Bekannte seiner Kindheit herausgefunden und redete jeden einzelnen derselben mit Namen an, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte. Lebhaft fragte er dann nach anderen Bekannten, welche er vermisse —, mit besonderer Theilnahme nach dem alten Kassierer Römer.

Derselbe war längst durch den Tod von seinem Posten abgerufen.

„Und was ist aus seinem Sohne, meinem lieben, treuen Fritz geworden?"

„Der ist unser dritter Buchhalter," antwortete der einstweilige Vorsteher des Comptoirs, „aber leider ist er durch eine Unpäßlichkeit heute an sein Zimmer gefesselt."

„So werden die Herren mich entschuldigen! Die nächsten Stunden gehören meinem alten Freunde Fritz. — Ich bitte, mich zu ihm führen zu lassen, und um zwei Uhr erwarte ich die Herren sämmtlich zum Diner. — Um ein Uhr wird heute alle Arbeit aufhören und für sämmtliche Arbeiter un[illegible]re Angehörigen wird ein Fest improvisirt. —

Der Tag, an dem ich zuerst die Heimath wieder begrüße, soll ein Festtag sein für alle meine Angehörigen. — Jahre lang hat sich mein deutsches Herz in der Fremde nach diesem Augenblick gesehnt und nun ich's erreicht habe, sollen sich Alle, Alle mit mir freuen. — Auf fröhliches Wiederseh'n also, meine Herren! — Und jetzt zu meinem Fritz!"

Fritz Römer lag unmuthig über eine leichte Verletzung des rechten Fußes, in Folge eines Falles, auf dem Sopha, weil er keine Stiefel anziehen und deshalb nicht dabei sein konnte beim Empfange des geliebten Jugendfreundes, der heute als Principal und Herr heimgekehrt war. — Da nahten sich schnelle Schritte der Thüre und während dieselbe stürmisch aufgerissen wurde, rief eine Stimme, deren Klang Römers Herz erschütterte:

„Fritz! Fritz! mein geliebter, theurer Fritz! wo bist Du?"

Friedrich sprang auf und wollte sich vor dem Eintretenden ehrfurchtsvoll verbeugen; — allein Georg schlang mit Ungestüm die Arme um

den Jugendfreund, indem Thränen der Rührung aus seinen Augen flossen.

Vor der Wärme Georgs hielt die erkünstelte kühlere Haltung des Freundes nicht Stand. — Nach wenigen Minuten schon saßen sie, nicht Principal und Buchhalter, sondern ein paar alte, nach langer Trennung wieder vereinigte Freunde, Hand in Hand in traulichem Geplauder bei einander.

„Und Bertha?" unterbrach Georg plötzlich die Mittheilungen des Freundes, „meine liebe, traute Bertha, was macht sie? wo ist sie?" —

„Du weißt, ihr Vater starb vor mehreren Jahren. Am Begräbnißtage war ich zum letzten Male drüben in Buchheim und durchwandelte den alten Pfarrgarten, in welchem wir so manches Mal in ausgelassener Fröhlichkeit gespielt haben. — Ein halb Jahr später verließ die Pfarrerin das Haus und zog mit Bertha in die Stadt, wo es ihnen, wie ich höre, nicht gut geht; die Pension der Mutter ist sehr gering. August ist Soldat, Officier, und braucht eher selbst einen Zuschuß, als daß er den Seinigen eine Unter-

stützung gewähren kann. So leben Mutter und Tochter eigentlich von ihrer Hände Arbeit."

„Weißt Du, wo sie wohnen?"

„Ja! ich bin zwar niemals bei ihnen gewesen: im Hinterhause des Bäckers dicht am Thore."

„Gut! Ich werde sie noch heute Abend aufsuchen! — und jetzt, mein theurer Fritz, ziehe einen anderen Rock an und komm'! Wir müssen zu Tische!"

„Ja, aber Georg, ich kann wirklich nur einen Stiefel anziehen!"

„So thu's, Fritz! und komme in einem Stiefel und einem Schuh; oder, wenn Du's vorziehst, in zwei Schuhen. — Mir liegt nichts an Deiner chausure, aber Dein liebes, altes Gesicht will ich neben mir haben, Deine Stimme hören und von Zeit zu Zeit in Dein Auge sehen können. — Also!" —

Wenn sonst dergleichen feierliche Festessen meist steif und langweilig sind, so brachte die fröhliche Herzlichkeit des Gastgebers ein ungewohntes Leben und harmlose Heiterkeit in die Gesellschaft. Nach Beendigung des Diners stiegen Alle, den

jugendlichen Principal an der Spitze, hinunter in den großen Gartensaal, in welchem es sich die Arbeiter mit den Ihrigen gut sein ließen. Als der Ball für diese begann und von Georg selbst mit der Tochter des ersten Werkmeisters eröffnet wurde, mischten sich fast alle Herren aus den Comptoiren und die übrigen Beamten in das fröhliche Gewühl — und manch Einer von den „Herren" soll sich noch bis Mitternacht im Tanze gedreht haben.

Georg hatte sich unterdessen von seinem Fritz getrennt, bis morgen — und war beim Beginn der Dämmerung in die Stadt gefahren, wo er ungemeldet in das kleine, aber äußerst saubere Zimmer der Pfarrerin Rösler trat.

Die Matrone war allein. In den Sorgenstuhl zurückgelehnt, hatte sie bei zunehmender Dunkelheit die Arbeit in den Schooß sinken lassen und die Hände darüber gefaltet. Das kummervolle Haupt war nach Oben gerichtet, das Auge fest auf den eben hervorblickenden Abendstern geheftet und die Lippen flüsterten leise, wohl in frommem Gebete.

Ohne zu klopfen, hatte Georg die Thür geöff=

net und zögerte, näher zu treten. Da knarrte die Thür: Frau Rösler wandte mit einem Seufzer das Haupt und fragte, ob Jemand da sei.

„Ist Fräulein Bertha nicht daheim?" fragte Georg halblaut.

„Noch nicht!" erwiderte die Mutter. „Bertha ist zur Modistin gegangen, wird aber bald wiederkommen. Haben Sie etwas zu bestellen?"

„Ich möchte das Fräulein wohl selbst sprechen!" war die halblaute Entgegnung.

„Dann nehmen Sie Platz und warten ihre Rückkehr ab; sie kann jeden Augenblick kommen. —Haben Sie einen Auftrag für Bertha?"

„Ja, Madame Rösler!"

„Von wem? wenn ich fragen darf."

„Ich möchte sie gern etwas fragen."

„So, so! — Nun, ich höre sie schon auf der Treppe!"

Gleich darauf trat die Erwartete ein und eilte auf die Mutter zu mit den fröhlichen Worten:

„Siehst Du, Mama! ich habe auch Geld erhalten und neue Bestellungen."

„Bertha!" unterbrach sie die Mutter, „da ist ein Fremder, der Dich sprechen will."

„Mich?“ fragte das Mädchen und richtete den Blick in die dunkle Ecke, wohin der Arm der Mutter deutete.

Georg erhob sich. Es war fast ganz finster geworden, und mit einem eigenthümlichen Beben in der Stimme sagte er:

„Fräulein! Ich wollte fragen, ob Sie mich wohl noch kennen?“

Das Ohr der Jugendfreundin hatte ihn aber schon erkannt, sie breitete die Arme aus und rief: „Georg! Georg!“ Dann die Arme wieder sinken lassend, sprach sie verlegen: „Herr Fessel!“ und faßte nach der Lehne eines nahen Stuhles, um sich zu halten.

Entzückt trat Georg näher und ihre Hand ergreifend, jubelte er:

„Oh! meine theure Bertha! so kennst Du mich noch!?“ —

Das junge Mädchen hatte die Ueberraschung des Augenblicks schon überwunden und sanft ihre Hand aus der seinigen ziehend, sagte sie mit festerer Stimme:

„Gewiß, Herr Fessel! und ich heiße Sie herz-

lich willkommen in der Heimath, ob ich gleich nicht wußte, daß Sie sobald kommen würden."

„Sie? Bertha!" fragte er vorwurfsvoll. Haben wir nicht immer Du zu einander gesagt, und bin ich Dir denn so fremd geworden?"

Jetzt trat auch die Mutter näher und sagte traurig:

„Ja, lieber Herr Georg! seien Sie uns bestens willkommen, aber die Zeiten haben sich sehr, sehr verändert."

„Die Zeiten wohl, liebe Mama," entgegnete Georg, „doch hoffentlich die Herzen nicht! — Meines ist noch immer dasselbe!"

„Und meines auch!" flüsterte leise das Mädchen.

„Nun siehst Du, Bertha! Das ist ja die Hauptsache! und dann ist Alles gut!" —

„Bertha!" schob die Pfarrerin, die diese Worte wohl überhört hatte, ein, „willst Du nicht ein Licht anzünden? Es ist gar dunkel und man kann nicht einmal sehen, wie Herr Fessel sich verändert hat."

„Oh Mama!" versetzte dieser hartnäckig, „oh! ich bin noch ganz der alte. — Sie werden sehen,

und müssen auch wieder Du zu mir sagen, sonst habe ich gar nicht den Muth zu meiner Bitte!"

„Sie? eine Bitte an mich?"

„Ja, liebe Mama! — aber erst muß ich wohl unserer lieben Bertha helfen, sie scheint kein Schwefelholz zum Brennen zu bringen."

Endlich war ein Licht angezündet und bei dem bescheidenen Scheine desselben, prüfte Frau Rösler mit forschenden Blicken Georgs äußere Erscheinung; er selber aber hatte nur Augen für Bertha, welche mit ihrem schlichten, dunklen Haare, im kornblumenblauen Kleide, allerdings gar reizend und anmuthig aussah und vielleicht von der Bewegung des Augenblicks noch verschönt wurde.

„Und nun die Bitte, Georg!" unterbrach die Matrone die eingetretene Stille.

„Wollen Sie auch wieder Du sagen, Mama?"

„Nun ja, Georg! obwohl sich's eigentlich nicht schickt; wenn Du gut und folgsam sein willst."

„Oh, liebe Mutter! so gut, so lieb! Sie sollen sehen — und was ich bitten wollte, Beste! — Seid so gut und zieht wieder nach Buchheim!

— Ich weiß, Ihr Herz, Mama, ist doch draußen — und vom Meierhofe kann man gerade auf die Kirche sehen und auf das Pfarrhaus. — Weißt Du noch, Bertha, wie wir uns immer aus den Fenstern zugewinkt haben? — Ach, das wird so schön sein, wollt Ihr?"

Bertha nickte, erwiderte jedoch kein Wort, den fragenden Blick auf die Mutter geheftet, welche lange Zeit mit ihrer Bewegung kämpfte und dann in heftiges Schluchzen ausbrach, ohne Worte dem jungen Manne ihre Hand entgegenstreckend.

Dieser berührte sie mit den Lippen und sprach leise:

„Keine Antwort ist auch eine Antwort, liebe Mama! Bis Donnerstag, denke ich, kann Alles fertig sein zu Eurem Empfange. Ich und Römers Fritz, wir wollen Alles, so gut wir können, einrichten und wenn's Euch so nicht recht ist, dann mögt Ihr's anders machen."

„Du lieber, gütiger Georg!" flüsterte ihm Bertha zu. „Die Mutter wird dort glückselig sein, — und auch ich komme so gern! — aber was werden die Leute sagen?"

„Ist mir ganz gleich!" entgegnete der junge

Mann, „und eigentlich hätte doch mein Vater schon längst in Buchheim ein Haus für Euch bauen sollen; und weil die Meierei einmal dasteht, so werdet Ihr halt am Donnerstag einziehen. Wie viel Wagen soll ich hersenden, und wie früh dürfen sie kommen?"

Frau Rösler wollte noch Schwierigkeiten erheben; allein Georg ließ sie nicht zu Worte kommen. — Aus seiner Schreibtafel riß er ein Blatt und zeichnete schnell einen Plan der neuen Wohnung, bestimmte die einzelnen Zimmer, als Wohnstube, Schlafgemach 2c. und besprach die Aufstellung der Möbel.

„Aber Sie thun gerade, lieber Georg!" begann nach geraumer Zeit Frau Rösler, — und auf ein drohendes: „Mama!" — verbesserte sie sich:

„Ich wollte sagen, Du thust gerade, lieber Georg, als wärest Du erst gestern bei uns gewesen und warst doch viele, viele Jahre fort."

„Ja, Mama! man sagt: es seien ihrer sieben gewesen, — mir ist's aber blos, als hätte ich lange, lange geträumt und wäre nun erwacht! — und Dir, Bertha, wie ist Dir?"

„Oh, Georg! antwortete sie mit zärtlichem

Blick. — „Oh mir ist so wohl, so froh! — Du bist wieder da und ganz der alte!“

„Ganz und gar, Du liebes Herz, — das sollst Du schon noch merken!“

Was Georg mit diesen Worten meinte, hat Bertha wohl ziemlich bald gemerkt. — Auch ihrer Mutter wurde es nach kurzer Zeit klar und den anderen Leuten nach einigen Wochen, als er Karten herumschickte, mittelst welchen er seine Verlobung mit Fräulein Bertha Rösler der erstaunten Welt anzeigte.

Viele Leute fanden es gar hübsch und nett, daß Georg der Jugendgespielin sein Herz und seine Treue bewahret hatte. Die Meisten aber machten Glossen über die unpassende Verbindung, da der Unterschied im Alter so gering war, kaum einundeinhalb Jahre, und die Verschiedenheit der äußeren Glücksgüter so ganz enorm: Georg zählte zu den Millionären und sie war eine ganz, ganz arme Pfarrerstochter! —

Als ich nach Schönberg kam, war das Gerede über die vor sechs Jahren geschlossene Verbindung schon ziemlich wieder verstummt, zumal sich

immer deutlicher herausstellte, daß beide Ehegatten wie ausdrücklich für einander geschaffen waren.

Einige Male hatte mich schon mein Beruf nach Buchheim, das nur eine Viertelstunde entfernt ist, oder geradezu nach der Fabrik geführt, und ich war ab und zu mit Herrn Fessel in Berührung gekommen, als er mich mit dem Antrage überraschte, gegen ein sehr gutes Honorar sein Haus- und Fabrikarzt zu werden, unter dem Bedinge, regelmäßig zweimal in jeder Woche hinauszukommen. — Mit Freuden sagte ich zu; um so lieber, als das Ehepaar in der That unbeschreiblich anziehend für mich war.

In dem Verkehre mit diesen liebenswürdigen Menschen habe ich äußerst genußreiche Stunden verlebt. Doppelt schmerzlich war es daher für mich, als nach kurzer Zeit Frau Bertha zu kränkeln anfing, ohne daß es mir möglich war, irgend eine Ursache aufzufinden.

Die heitere, blühende junge Frau wurde bleich und still, und verging sichtlich. Ihr frischer, fröhlicher Lebensmuth wich mehr und mehr einer trüben, gedrückten Stimmung, so daß sie selbst bei gleichgültigen Gesprächen oft kaum die Thränen

zu unterdrücken im Stande war und sich in die Stille und Zurückgezogenheit ihres Boudoirs flüchten mußte.

Allerlei Gedanken, die ich mir über diesen immer auffälliger werdenden Zustand machte, erwiesen sich bei näherer Nachforschung als unhaltbar und ich befand mich einem Räthsel gegenüber, dessen Lösung ich nur in der Annahme irgend eines heimlichen Seelenleidens suchen konnte.

Der Jugendfreund des Herrn Fessel, Friedrich Römer, seit einigen Jahren schon Dirigent des ganzen Fabrikgeschäftes, bewohnte, obwohl unverheirathet, ein ziemlich geräumiges Gartenhaus in der Nähe der eigentlichen Fabrikgebäude und hatte, da er nur einen Theil seines Wohnhauses für sich selbst gebrauchte, ein paar Zimmer zu meiner Benutzung eingeräumt, damit ich daselbst bei meinen Besuchen der Fabrik, die nicht bettlägerigen Kranken unter den Arbeitern empfangen und vorkommenden Falles hier über Nacht bleiben konnte, ohne weitere Umstände zu verursachen.

An einem regnerischen Herbsttage war ich spät Abends aus der Stadt herausgekommen, um nach einigen bedenklichen Patienten zu sehen und

nachdem ich auch einen flüchtigen Besuch im Herrenhause gemacht hatte, saß ich noch spät in meinem Zimmer am Schreibtische beschäftigt, als an die Thüre geklopft wurde und auf mein: Herein! Herr Römer eintrat.

Er bat, die späte Störung zu entschuldigen, da er mir eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Auf mein Ersuchen Platz nehmend, begann er seine weitere Eröffnung, der ich mit Spannung entgegen sah, nach einigem Schweigen mit den Worten:

„Ich habe einmal gehört, der schwierigste und fast wichtigste Theil der ärztlichen Wirksamkeit sei das Erkennen der Krankheiten und ihrer Ursachen. Sie nennen das, glaube ich, Diagnose!"

„Allerdings und ein alter lateinischer Spruch sagt: Wer gut diagnosticirt, wird gut heilen."

„Verzeihen Sie dann, verehrter Herr Doctor, daß ich mir erlaube, Ihnen Etwas mitzutheilen, was Ihnen möglicher Weise bei Erforschung des traurigen Zustandes von Georgs Frau von Nutzen sein könnte."

„Ei, dafür würde ich außerordentlich dankbar sein, lieber Herr Römer; denn Sie entsinnen sich

wohl noch, daß ich vorgestern bei dem Gespräche mit Ihnen und Herrn Fessel über das Leiden seiner Frau mein Bedauern aussprach, so gar keinen Anhalt zu haben, keine Andeutung, was ihren gedrückten Gemüthszustand veranlassen könne, da ein körperliches Uebel diesem Hinsiechen einmal nicht zum Grunde liegt."

„Ich fürchte, Doctor, Sie haben Recht, — und es mag vielleicht eine Art Gewissensqual sein" — Römer hielt inne und sah mich mit traurigem Blicke lange an; — dann reichte er mir die Hand und sagte:

„Lieber Doctor! Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, auch zu ihrer Discretion und denke, was man Ihnen anvertraut, ist bei Ihnen gut aufbewahrt."

„Herr Director!" erwiderte ich, „wozu die Umschweife? — Was dem Arzte anvertraut wird muß in seiner Brust begraben sein, wie die Geheimnisse des Beichtstuhles beim Beichtiger! — Also darüber können Sie ganz ruhig sein und ebenfalls darüber, daß ich Sie schwerlich mißverstehen werde. — Es treibt mich keine Neugierde Dinge zu erfahren, die mir und jedem Anderen

vielleicht besser verhüllt blieben; wenn Sie mir aber Etwas mittheilen können, das mich bei unserer lieben Kranken auf die richtige Spur zu leiten vermag, so bitte ich herzlich, um der Kranken willen, mir ja Alles zu sagen."

„Ich will es, Doctor! — ob es mir auch schwer wird, meine Beobachtungen und Vermuthungen auszusprechen und ich hoffe, daß es auch kein Verrath an Georgs Frau ist."

Tiefaufseufzend fuhr er dann fort:

„Ich fürchte, lieber Doctor, daß ich die Quelle von Bertha's Kummer kenne. Doch in meiner Erzählung muß ich weit zurück gehen. — Wir sind Jugendgespielen, Georg, ich, Bertha und ihr Bruder August. Letzterer war seiner Neigung gefolgt und Soldat geworden; aber allen Zuschusses entbehrend, befand er sich in traurigen Verhältnissen und seine Mutter und Schwester waren geradezu in Noth und bitt'rer Armuth.

Da änderte die Großmuth Georgs die Lage der Familie — und wenn Frau Bertha auch nicht mit so glühender Liebe an ihrem Gatten hinge, so würde sie doch stets mit Dankbarkeit

den Wohlthäter ihrer ganzen Familie in ihm verehren müssen.

Zu Pfingsten dieses Jahres kam August zum Besuche her und brachte einen Freund mit, den Lieutenant Grafen von Amberg. Ich weiß nicht, ob Sie denselben kennen gelernt haben?"

„Nicht näher, Herr Römer! — Ich habe ihn nur flüchtig gesehen, und erinnere mich blos, daß er mir einen angenehmen Eindruck gemacht hat."

„Oh ja!" seufzte Römer. — „Er ist ein schöner Mann, gewandt und einnehmend und mir mißfiel allein, daß er sich so sichtlich bemühte, durch Huldigungen aller Art Bertha's Wohlgefallen zu gewinnen."

„Das ist aber doch solcher Liebenswürdigkeit und Anmuth gegenüber ganz natürlich und durchaus nichts Unrechtes!"

„Nein, Doctor! Ich bin auch fest überzeugt, daß nicht das geringste Unrecht geschehen ist — und wenn Frau Bertha sich Vorwürfe zu machen hat, so ist es vielleicht höchstens wegen einer ganz vorübergehenden Verirruug ihrer Gedanken oder Gefühle. — Was mich aber zu der Befürchtung

bringt, ist Folgendes: Ganz froh und heiter war von Allen im Hause und in der ganzen Fabrik der Eintritt des schönen Pfingstfestes gefeiert worden. Ich erinnere mich noch des strahlenden Entzückens, mit dem Bertha am Arme Georgs die festlich geschmückten Räume der Fabrik durchschritt und Abends am Tanze der Arbeiter Theil nahm.

Am folgenden Tage machten wir einen Spaziergang durch den Park bis zur Meeresküste. Hier lag das neuerkaufte Dampfschiff Georgs. So heiter wie der blaue Himmel über uns, so friedlich wie der eb'ne Meeresspiegel, war froh und glücklich unser Aller Stimmung. Graf Amberg trug unverhüllt seine Verehrung für die an diesem Tage doppelt reizende Bertha zur Schau. — Und da Georg vielfach mit dem Kapitän des Schiffes zu verhandeln hatte und ich von August ganz in Beschlag genommen war, so blieb Amberg oft und lange mit der schönen Frau allein. Das war ein Flüstern und Schäkern und Lachen, daß ich ordentlich mit Herzensqualen zusah —"

„Lieber Director, verzeihen Sie," unterbrach ich ihn lächelnd — „darf ich sagen, was ich dabei denke?"

„Nun? Doctor?“

„Ich meine, Sie sind selber als Freund etwas eifersüchtig gewesen auf den schönen Husaren!“ versetzte ich halb scherzend.

„Ja, ja! so mag es sein!“ nickte Römer, „aber es kommt noch anders! — Unter heiteren Scherzen fuhren wir die 2 Meilen bis Weddin! — Es war eine köstliche Wasserfahrt. In Weddin war Jahrmarkt. Wir zogen zwischen der Menge von Buden umher, ergötzten uns an der fröhlichen Volksmenge und traten hier und dort in ein Zelt ein, wo man Raritäten aller Art zeigte, oder wo in einer Glücksbude gewürfelt wurde und dergleichen. Amberg führte Bertha und brüstete sich an ihrer Seite. — So kam die Dämmerung. Wir segelten zurück — — und von jener Stunde an datirt sich Bertha's Leiden! — Wie verwandelt, todtenbleich und stumm, saß sie an der Brüstung des Schiffes und schaute in die Meereswellen. Ja, es war mir, als ob Thränen in ihren Augen blinkten. Die mehrfach versuchte Annäherung Ambergs wies sie mit sichtlicher Abneigung zurück — wendete ihm endlich den Rücken zu und hüllte sich schweigend in ihren

Shawl. — Am nächsten Tage kam Bertha gar nicht zum Vorschein und als bald darauf ihr Bruder und sein Freund wieder abreisten, schien der armen Frau ordentlich ein Stein vom Herzen zu fallen und mit leidenschaftlicher Bewegung umschlang sie den Gatten, an dessen Herz sie sich geflüchtet hatte."

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Director, so glanben Sie, hieraus schließen zu müssen —" begann ich, wurde aber von Römer lebhaft unterbrochen.

„Ja, lieber Doctor! — Es ist eine gar delicate Sache und meine Ansicht nichts mehr, als eine Vermuthung. — Wenn ich aber Alles bedenke: Bertha's freudige Erregung den ganzen Tag über und den plötzlichen Wechsel ihrer Stimmung, so wie ihr sonst unerklärliches Hinsiechen, so muß ich Ihnen beipflichten, daß es scheint, als ob die arme Bertha ein Seelenleiden im Herzen trüge, und es ist vielleicht vermessen von mir, auch nur solchen Gedanken Raum zu geben, aber ich kann nicht anders, ich glaube den Schlüssel zu allem Räthselhaften gefunden zu haben, in der Annahme, daß die Persönlichkeit

des jungen Grafen einen, wenn auch noch so flüchtigen Eindruck auf ihr Herz gemacht hat, daß sie sich deshalb mit Selbstvorwürfen peinigt, und die Sache wahrscheinlich in übertriebener Gewissenhaftigkeit schwerer nimmt, als sie eigentlich verdient. — Aber Sie schütteln den Kopf, Doctor!"

„Hm! Ganz unmöglich, lieber Römer, ist es nicht, daß Sie das Richtige getroffen haben; doch dann müßte man annehmen, daß im Herzen der jungen Frau noch jetzt ein Kampf mit ihren Gefühlen Statt findet und ehrlich gestanden, das glaube ich nicht! — Mir steht die Liebenswürdige zu hoch, als daß ich mir solche fortdauernde Verirrung denken könnte, und wie räthselhaft auch das menschliche Herz und seine Gefühle sind, so kann ich doch kaum an die Möglichkeit glauben, daß sie durch das bestechende Wesen des Grafen — nein, nein! Dazu scheint die Liebe zu ihrem edlen Gatten doch zu fest und tief begründet."

„Ist es aber nicht denkbar, Doctor! daß sich Bertha ein auch nur ganz oberflächliches, schnell vorübergegangenes Wohlgefallen doch in Selbstquälerei zum Vorwurf macht? — Auch ich

bin ja weit entfernt, irgend anzunehmen, daß sie wirklich Grund zu solchen Selbstvorwürfen hat! — Ich sage ausdrücklich, daß meiner Ueberzeugung nach im schlimmsten Falle Bertha eine vorübergehende, flüchtige Gefühlsverirrung viel zu ernsthaft nimmt. — Aber ich finde auch keine andere Erklärung, als diese meine Annahme." —

„Haben Sie mit Ihrem Freunde diesen zarten Punkt besprochen?"

„Gott bewahre, Doctor! — Keiner Seele habe ich meine Vermuthung mitgetheilt, — auch gegen Sie erwähne ich dieselbe nur, um Sie aufzufordern, Ihren Scharfsinn in dieser Richtung —"

„Verzeihen Sie, Römer, haben Sie etwa zu der Kranken? Sie ist ja Ihre Jugendfreundin —"

„Oh, nein! Doctor! — Dazu hat wohl Niemand ein Recht!" —

„Gewißlich, Herr Director! — und doch muß ich versuchen, wie mißlich auch das Unternehmen ist."

Beide versanken wie in tiefe Gedanken — und ohne weitere Erörterungen saßen wir schwei-

gend bei einander, bis Römer plötzlich aufstand und mit Seufzen mein Zimmer verließ.

Höchst aufgeregt sann ich noch lange über die Vermuthung Römers nach, und überlegte das von mir einzuschlagende Verfahren. — Ohne zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein, suchte ich endlich spät mein Lager, das ich mit dem ersten Morgengrauen wieder verließ. Ganz früh fuhr ich in die Stadt, machte die nöthigsten Krankenbesuche und traf zur Eßstunde Fessels wieder auf der Fabrik ein.

Es war wie immer in der letzten Zeit: Georg erschien zärtlich liebevoll, und Bertha's Blick blieb fast beständig von Thränen umflort.

Als ich sie um Bestimmung der Stunde zu einer ärztlichen Konferenz bat, erhob sie sich mit freundlicher Resignation und deutete auf ihr Boudoir.

Wir traten ein. Ich nahm der Kranken gegenüber Platz, und richtete die gewöhnlichen ärztlichen Fragen an dieselbe. Nach Beendigung des recht umfassenden Examens, wiederholte ich die schon öfters gegebene Versicherung, daß ich keine Spur eines körperlichen Leidens entdecken könne;

wozu die Kranke, Thränen in den Augen, schweigend nickte.

„Und gleichwohl," fuhr ich fort, „gleichwohl, verehrte Frau, muß ich eingestehen, daß ich recht besorgt bin und eine vielleicht ganz ernstlich werdende körperliche Erkrankung fürchte, wenn es uns nicht gelingt, diesem Unheil vorzubeugen." —

Ich hielt inne; die heftiger Weinende verhüllte ihre Augen und nickte wieder, wie beistimmend.

„Das Allertraurigste dabei ist aber, liebe Frau Fessel, daß ich außer Stande bin, zu helfen, zu rathen, da ich mich leider Ihres Vertrauens nicht erfreue und doch habe ich so guten Willen, so recht von Herzen den Wunsch, Ihr Seelenleiden zu heben, Ihnen beizustehen."

Frau Bertha ließ das Tuch sinken, und mit unbeschreiblich traurigem Ausdrucke mich ansehend, reichte sie mir die Hand, indem sie entgegnete:

„Nein! Doctor! Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, aber was mein Herz zerreißt und mich hoffentlich recht bald ins Grab führen wird, — das kann ich keinem, keinem Menschen gestehen. Auch mein Georg wird es erst in meiner Sterbe-

stunde erfahren, oder vielleicht erst nach meinem Tode," und reichlicher flossen die Thränen der armen Frau. —

„Ich weiß nicht, ob das ganz recht ist, da wahrscheinlich ein offenes Aussprechen gegen Ihren Gatten Alles wieder gut machen könnte. — Herr Fessel, das sehen Sie, verzehrt sich fast vor Gram und Kummer und die Hülfe, die er von mir erwartet, bin ich zu leisten außer Stande, weil Sie mir Ihr Vertrauen nicht schenken wollen, vielleicht auch mich desselben nicht für würdig halten." —

Ihren Versuch, mich hier zu unterbrechen, nicht beachtend, fuhr ich fort:

„Danke ich es doch fast einem Zufalle, daß ich wenigstens den Tag, die Stunde erfahren habe, in welcher Sie eine so nachhaltige Erschütterung erlitten."

Frau Bertha faßte krampfhaft meine Hand und sah mir angstvoll in die Augen, während ich mit sanfter Stimme weiter sprach:

„Es ist Allen noch erinnerlich, wie Sie am heiligen Pfingstfeste fröhlich und glücklich waren. — Ihr Gatte und der treue Friedrich haben mir von der schönen Promenade durch den Park

erzählt, von der herrlichen Meerfahrt auf dem neuen Dampfschiffe, in Gesellschaft ihres Bruders und seines Freundes, wie hieß er doch?"

„Graf Amberg, ein Regimentskamerad Augusts" flüsterte sie ohne die geringste besondere Bewegung.

„Richtig! Graf Amberg! — Er soll ein sehr liebenswürdiger, junger Herr sein?"

„Recht angenehm!" bestätigte die Gefragte in ruhigem Tone, „ein sogenannter schöner junger Mann und recht liebenswürdig, wenigstens so weit wir ihn kennen. Ob das mehr als eine angenehme Außenseite und Façon ist, können wir nicht wissen. Mir kam er etwas unbedeutend und oberflächlich vor, doch scheint ihn August hoch zu schätzen."

Bis jetzt hatte ich offenbar die empfindliche Stelle noch nicht getroffen; daher fuhr ich weiter fort die Sonde in die Wunde zu tauchen:

„Nach Weddin sind Sie gefahren, glaube ich" —

Hier bebte die arme Frau und wiederholte seufzend:

„Nach Weddin!"

„Ganz recht, Frau Bertha! Es war ja Jahrmarkt da; Römer hat mir viel erzählt, wie das fröhliche Gewühl Sie Alle ergötzt hat, und wie Sie von Bude zu Bude gezogen sind, — hier gewürfelt haben, dort Wachsfiguren beseh'n, die Riesin und den Zwerg, die Menagerie, die Automaten —"

Ich mußte inne halten, denn heftig riß sich die Hand Bertha's, welche ich noch hielt, aus der meinigen und die Aufgeregte rief mir zu:

„Schweigen Sie! um Gottes Willen schweigen Sie, Doctor! Ich werde wahnsinnig!"

„Mein Gott! was habe ich denn gesagt? — Ich rede ja nur von den Freuden des schönen Tages!"

„Freuden!" wiederholte sie mit unendlichem Schmerze. — „Ach! bei den Automaten fing ja mein entsetzliches Leiden, mein grenzenloses Unglück an!" Krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Ruhig nahm ich wieder die bleiche, abgezehrte Hand, prüfte den Schlag des hastigen, wie fieberhaft zuckenden Pulses, und die eigene Erregung

gewaltsam unterdrückend, zwang ich mich, in möglichst ruhigem Tone weiter zu reden.

„In der Automatenbude hat Sie ein Unglück betroffen? War denn Herr Fessel nicht bei Ihnen, konnte Ihr Bruder Ihnen nicht beistehen? Keiner Ihrer Freunde?“

„Nein! oh, nein! Ich war ja ganz allein! — Die anderen standen draußen. — Immer nur Eins durfte hinter den Vorhang treten, um sich prophezeihen zu lassen. — Ach! es war zu schrecklich!“ —

Leise legte ich die Hand auf das Haupt der Unglücklichen, aus deren Augen wahre Ströme von Thränen flossen und fragte weiter:

„Was war denn so schrecklich?“

„Die Prophezeihung!“ sprach sie mit tonloser Stimme vor sich hin, und das Grauen der Erinnerung verzerrte ihre schönen Züge.

„Welche Prophezeihung?“ fragte ich die Stimme senkend.

„Die —“ begann sie — und stockte wieder, dann sagte sie entschlossen die überfließenden Augen starr auf die meinigen gerichtet:

„Doctor! — Da Sie doch schon so viel wissen, will ich Ihnen Alles sagen. —

Wir waren voller Uebermuth in heiterster Laune in die Bude eingetreten, sahen da im Halbdunkel den Trommler stehen, das Bäumchen mit den singenden Vögeln und all' die anderen Spielereien. — Da hob der Besitzer der Bude einen Vorhang auf, hinter dem der wahrsagende Türke saß — und Einer nach dem Anderen sollte näher treten und drei Fragen thun. August war der Erste, ihm folgte Amberg, und sie kamen lachend wieder, den Wahrsager laut verspottend. — Georg weigerte sich, eine Prophezeihung anzuhören und wollte mich fortführen; aber meine Neugier war erregt und mit sorglosem Gelächter schlüpfte ich hinter den Vorhang. — Da saß ein alter Türke mit einem Wachskopfe, der die Augen verdrehte und während er den Arm erhob und mir näher winkte, sagte eine dumpfe Stimme: „Denke dran! drei Fragen! mehr nicht!“ — Gut! lachte ich, schon etwas gezwungen, gut! sage mir zuerst ein Wort von der Vergangenheit! — Der Türke schüttelte den Kopf mit dem langen Barte und die dumpfe Stimme befahl: Frage!

— Uebermüthig fragte ich, um ihn gleichsam auf die Probe zu stellen: Was habe ich heute vor sieben Jahren gethan? — Im Innern des Automaten knarrten Räder und er antwortete: Gearbeitet und mit der Noth gerungen! — Mich überrieselte es kalt. — Frage! ertönte es wieder, und etwas zaghaft brachte ich die Worte hervor: Wo werde ich in sieben Jahren sein? — Wieder Rädergeknarre und die Worte: Im kühlen Grabe von dem Tod' bezwungen! — Ich mußte mich an einen Tisch halten, um nicht umzusinken, und als es wieder: Frage! rief, flüsterte ich, dem Weinen nahe: Wer wird denn zuerst sterben, ich oder Er? und die entsetzliche Stimme antwortete:

Er stirbt zuerst! Du fühlst des Scheidens Weh'
In diesem Jahr', wenn fällt der erste Schnee!

Mir schwindelte, Doctor! und die Sinne wollten mir vergeh'n. Ein herniederrauschender Vorhang verbarg den Türken, und gleichzeitig wurde der kleine Raum hell erleuchtet. Ich aber lehnte, wie vom Schlage getroffen, auf meinem Sessel und als ich nach geraumer Weile zu den Anderen hinaustrat, empfing mich Graf Amberg mit Scher=

zen und Neckereien. Ich ergriff den Arm Augusts, der mir am nächsten stand und wir verließen die gräßliche Bude. — Georg war schon draußen und als wir ihn trafen, hatte ich mich wieder soweit gesammelt, daß ich ihm mein Entsetzen verbergen konnte." —

„Arme, unglückliche Frau!" flüsterte ich leise.

„Ja, wohl, arm und unglücklich!" sprach sie, wieder in Thränen ausbrechend — „und doch war der erste Schmerz nicht zu vergleichen mit den Leiden, die ich seitdem empfunden habe, mit den Qualen, die mich nachher Tag und Nacht gefoltert. — Oh ich werde noch gewiß geisteskrank!"

„Nein, meine theure Freundin! das werden Sie nicht, vielmehr ganz genesen, wieder ganz glücklich werden — so gewiß ein Gott im Himmel lebt!" rief ich mit Zuversicht aus.

Bertha sah mir mit schmerzlichem, ungläubigem Lächeln ins Gesicht.

„Gewiß, gewiß! Sie werden sich bald wieder aufrichten! — Das Nächste ist nur, daß Sie das Thörichte, Haltlose solcher Prophezeihung einsehen."

„Aber, Doctor, der Türke oder das geheimnißvolle Wesen kannte ja meine Vergangenheit."

„Nun ja, das will ich zugeben, aber was ist dabei Wunderbares? — Herr Fessel ist natürlich in der ganzen Gegend bekannt, auch Ihre Verhältnisse kennt Jedermann, und als Ihre Gesellschaft mit dem Dampfboot ankam und heiter von Bude zu Bude zog, war vorauszusehen, daß Sie bei den Automaten nicht vorüber gehen würden. Der Besitzer des Türken war also auf Ihren Besuch vorbereitet — und daß er sich mit Ihnen den frevelhaften Scherz erlaubt hat, sollte vielleicht eine kleine Rache sein, für Ihren Unglauben und Ihres Bruders Spott. — Aber gedanken= und gewissenlos gehandelt, war es doch! — Jetzt müssen Sie, verehrte Freundin, sich vor allen Dingen das klar machen, daß die angebliche Prophezeihung, dies vermessene Gaukelspiel auch nicht die geringste Beachtung verdient."

„Doctor! Ich möchte es so gern, allein ich kann nicht.'

„Darum rathe ich, daß Sie mit Ihrem Herrn Gemahl darüber sprechen, denn vor seinem hellen, klaren Geiste —"

„Ist es denn nicht gefährlich, ihm die Prophezeihung mitzutheilen?" unterbrach mich Bertha.

„Gefährlich?“ entgegnete ich — „kennen Sie Ihren Mann so schlecht? Bei einem Anderen möchte es bedenklich sein; doch für Herrn Fessel fürchte ich nicht das Geringste; — um so weniger, je ernstlicher Sie selber gegen Ihre Erregtheit, Ihren Aberglauben ankämpfen.“

„Sie nennen das Aberglauben, Doctor?“

„Ohne Frage, liebe Frau Fessel — Aberglauben! — vielleicht entsprungen aus Mangel an völlig hingebenden Gottvertrauen und wahrem frommen Glauben.“

Die arme Frau erröthete und ich fühlte deutlich, daß der in meinen Worten enthaltene Vorwurf ihr empfindlich wehe gethan hatte.

Einerseits hatte ich Mitleid mit ihr, doch war ich überzeugt, daß es nothwendig sei, um sie aufzurütteln aus ihren Träumereien und Besorgnissen. Ich war sogar entschlossen, dieselben mit noch viel härteren Worten zu bekämpfen. — Die liebenswürdige Frau sagte aber nach kurzem Nachdenken:

„Sie haben Recht, Herr Doctor! — Ich fühle es klar bei dem Gedanken, wie mein seliger Vater mit strengen Worten gegen meinen Kleinmuth, gegen mein mangelndes Gottvertrauen eifern würde.“

„Das freut mich herzlich. — Und nun habe ich noch eine Frage: Soll ich uns'ren Prediger ersuchen, daß er sich als geistlicher Beistand Ihrer annehme?"

„Ich weiß nicht, Doctor, und möchte mir das erst noch überlegen! — Einstweilen danke ich Ihnen recht von Herzen, daß Sie mich zum Reden veranlaßt haben; aber ein Besprechen mit Georg darf ich wohl bis morgen verschieben? — Nicht?"

„Im Gegentheil, Verehrteste! — Ich gehe, um ihn herzusenden und wenn Sie's wünschen, werde ich Herrn Fessel Alles sagen."

„Um Gotteswillen nicht! — Aus meinem Munde muß er es hören!" —

Ich ging, entschlossen, trotz ihres Widerspruch's, dem Gatten offen Alles mitzutheilen; — und das war sehr gut.

Herr Fessel schlug sich vor die Stirn und begriff es selbst nicht, daß er auf den so nahe liegenden Gedanken, die Verstimmung, das Seelenleiden seiner Frau hänge mit dem Wahrsager zusammen, nicht schon längst gekommen sei. — Es war auch eigentlich nur erklärlich durch die Ver-

achtung, mit welcher sein klarer Verstand dergleichen Gaukeleien betrachtete.

Daß ich ihm mein ganzes Gespräch mit seiner Frau mitgetheilt hatte, war sehr gut, denn kaum war ich von ihr gegangen, als Furcht und Zweifel sich wieder ihres Gemüthes bemächtigten. Es erschien ihr als Pflicht, Georg Nichts zu sagen, was ihn möglicherweise erschrecken könne und lieber ganz zu schweigen von dem Entsetzlichen, das ihr prophezeiht war; denn es könnte sich doch erfüllen und sie würde den Gedanken nicht ertragen können, durch Mittheilung des Schrecklichen auch Georgs Phantasie vergiftet, ihm wohl ernstlich geschadet und so selbst das Eintreffen der Prophezeihung herbeigeführt zu haben.

Als aber Georg lachend sagte, er kenne schon das über ihn verhängte Todesurtheil, es mache auf ihn aber gar keinen Eindruck, da gestand seine Frau, daß sie halb aus Scham über ihre Schwäche und Leichtgläubigkeit geschwiegen habe.

In der nächsten Zeit kam ich fast täglich zu Fessels, gewann aber leider sehr bald die Ueberzeugung, daß es sich mit dem Wahne der jungen Frau zwar etwas gebessert habe, weil sie sich jetzt

über ihre thörichten Gedanken und Befürchtungen aussprechen konnte; doch der tief in ihrem Innern wurzelnde Aberglauben an Weissagungen solcher Art, an Ahnungen u. s. w. war kaum erschüttert und trotz all meiner Bemühungen und wohlüberlegten stundenlangen Unterredungen war wenig erreicht.

Absichtlich lenkte ich eines Tages das Gespräch auf die Geistlichen der Stadt und Umgegend und als ich zu meiner Freude vernahm, daß Frau Bertha, trotz seiner Schroffheiten und mancherlei Schwächen, eine tiefe Hochachtung vor dem Ober-Prediger hege und seit ihren Kinderjahren mit dem größten Vertrauen an ihm hänge, beschloß ich sofort, zu ihm zu gehen. —

Recht kühl und abweisend war mein Empfang bei dem geistlichen Herrn; ich gab mir jedoch den Anschein, als ob ich nichts bemerke und schilderte ihm ohne Namensnennung den Seelenzustand einer Patientin, indem ich schließlich ausdrücklich anführte, daß mir dieselbe zwar zu ärztlicher Behandlung übergeben wäre, aber nach meinem Ermessen nicht körperlich krank sei, sondern lediglich des Seelsorgers und geistlichen Zuspruchs bedürfe.

„Hm! So, so!“ äußerte der Geistliche, „und warum wenden Sie sich gerade an mich?“

„Weil ich zu Ihrer Erfahrung und Ihrer Art und Weise das meiste Zutrauen habe und von Ihrem Einflusse das Meiste hoffe, Herr Oberprediger!“

„Obwohl ich der Schwager Ihres Widersachers bin?“

„Wenn Kollege Specht mein Widersacher ist, bedauere ich dies aufrichtig, kann es aber leider nicht ändern. Allein in diesem Falle ist es nicht der Schwager des Doctor Specht, sondern lediglich der erfahrene und, wie ich denke, wahrhaft fromme Geistliche, dem ich das Heil einer irregeleiteten Seele an's Herz legen möchte.“

„Hm! So, so! und wer ist denn die arme Seele?“

„Frau Fessel, die Tochter Ihres verstorbenen Freundes und Kollegen Rösler.“

„Was? Bertha? Die Frau des Millionärs?“

„Dieselbe! — und ich wiederhole es offen, daß ich mich zwar außer Stande fühle, hier zu helfen, den Fall aber keineswegs für hoffnungslos halte. Wenn Sie mir daher gestatten wollen,

Ihnen einen Platz in meinem Wagen anzubieten, — ich fahre Nachmittag hinaus."

„Hm! So, so! — Muß sehr danken, ist aber schön und freundlich von Ihnen. — Meines Schwagers wegen danke ich jedoch. — Es ist auch wohl besser, wenn ich heute einen Spaziergang hinaus mache, auf dem ich vielleicht meine frühere Konfirmandin treffen könnte. Es wird sich dies natürlicher und einfacher machen. — Herrn Fessel können Sie ja sagen, wieviel Antheil und Verdienst Sie dabei haben."

„Ich werde vorziehen, darüber zu schweigen, Herr Oberprediger, — es aber leicht veranlassen können, daß Fessels mich bis an den Kreuzweg bei den Vierhäusern, von wo es nur eine kleine Viertelstunde bis zur Stadt ist begleiten. — Um welche Zeit wünschen Sie dort mit dem Ehepaare zusammen zu treffen?"

„Ich meine gegen vier Uhr! He?"

„Ganz, wie Sie wünschen! — und auf Wiedersehen, Herr Oberprediger!" —

Gleich nach Tische fuhr ich zu Fessels und bat Georg und Bertha, mich auf der kurzen Promenade nach den Vierhäusern, wohin ich den

Wagen vorausgesendet habe, zu begleiten. Beide waren bereit, den schönen Herbsttag zu genießen. In harmlosem Gespräche wandelten wir vorwärts und ich vermied es, Bertha's Seelenzustand irgend zu berühren. In der Mitte der Häuser trafen wir den Geistlichen, der mit den heimkehrenden Gatten weiter ging, während ich der Stadt zufuhr.

In den folgenden Tagen ließ ich mich in der Fabrik nicht sehen und bei dem nächsten Besuche dort erfuhr ich durch Herrn Römer, daß der Oberprediger neulich zufällig mit Fessels zusammengetroffen sei und seitdem täglich herauskomme; meistens werde er mit einem Wagen abgeholt und conversire Stunden lang mit Frau Bertha. Ob ich das denn für gut halte?

„Warum denn nicht, Herr Director?"

„Nun, der Oberprediger hat eine so strenge Richtung!"

„Um so besser, lieber Freund! um so besser für die Frau!" —

Und es war wirklich um so besser! — Daß der Geistliche ernst und folgenreich der liebenswürdigen Frau zuspreche, merkte ich zuerst an einem

etwas befangenen Wesen mir gegenüber, obwohl ich mich aller eingehenden Gespräche enthielt, meistens sehr eilig that und meine Fragen ganz auf ihr körperliches Befinden beschränkte.

Allmählig erschien Frau Bertha ruhiger, der schmerzliche Gesichtsausdruck der letzten Zeiten war immer seltener zu sehen und wenn auch ein gewisser ungewohnter Ernst aus ihren Zügen sprach, so hatten dieselben doch das Gespannte, Angstvolle verloren. Nur selten schien eine trübere Stimmung sich der Leidenden zu bemächtigen, wenn sie, als sich schon die ersten leichten Nachtfröste eingestellt hatten, umflorte Blicke auf ihrem Gatten ruhen ließ oder besorgt zu den herbstlich grauen Wolken emporrichtete, welche einen baldigen Schneefall in Aussicht stellten.

Eine Erkältung hatte in dieser Zeit ein leichtes Unwohlsein Georgs zur Folge und obwohl dasselbe ganz unbedeutend war, hielt ich es doch für Pflicht, ihm die größte Schonung und Vorsicht zu empfehlen, um seine Frau nicht noch mehr in Besorgniß zu setzen.

Nach einigen Tagen war Georg auch vollständig hergestellt und der gewohnten Thätigkeit zurück-

gegeben; und als ich am nächsten Morgen an mein Fenster trat, da war eine dichte, weiße Schneedecke über Straße und Dächer gebreitet.

Das war also der erste Schneefall! —

Er stirbt zuerst! — Du fühlst des Scheidens Weh'
In diesem Jahr, wenn fällt der erste Schnee!

klang die leidige Prophezeihung vor meinem Ohre. —

Ich ging früh aus, um meine Kranken in der Stadt zu besuchen, gleichwohl dunkelte schon der Abend, als ich bei der Fabrik vorfuhr. — Die Gesellschaftszimmer waren erleuchtet und auf meine Frage erfuhr ich, daß alle Beamte eingeladen seien.

Bei meinem Eintritte kam mir Bertha mit heiterem Willkommensgruße entgegen und als ich sie und Georg und Friedrich, die neben ihr standen begrüßte, gesellte sich auch der Herr Oberprediger zu uns.

„Liebe Bertha!" sagte er mit ungewohnter Herzlichkeit, „der erste Schnee in diesem Winter ist gefallen und hat uns wiederum gelehrt, daß alle Weissagung und Prophezeihung, die nicht von Gott stammt, leer und eitel ist! — Und daß auch Du, mein Kind, zur richtigen Erkenntniß gelangt bist und Dein thörichtes und verzagtes Herz be-

siegen konntest, dankst Du, nächst Gott, hier diesem Ehrenmanne, unsrem Doctor, — den wir nachher hoch leben lassen wollen, wenn Johann da drüben mit seinem Präsentirteller voller Gläser uns etwas näher gekommen sein wird. — Er lebe hoch und hoch!"

Beschämt nahm ich die mir gebotene Hand Berthas und wollte einen Kuß darauf drücken, als sie mir dieselbe wieder entzog und, sich erröthend zu mir neigend, meine Lippen mit den ihrigen berührte. Dann nahmen Georg und Friedrich mich unter den Arm und ich hatte alle Mühe, zu verhindern, daß ich nicht geradezu zum Könige dieses Festes gemacht wurde. —

Der Schnee verging und anderer fiel und blieb liegen und schmolz wiedet und so weiter. Monat um Monat verging, Georg blieb gesund und es wurde Weihnachten und Neujahr und als Ostern in's Land kam, erhob sich zwischen Berthas Mutter und mir ein lustiger Streit, ob eine Wiege in's Haus gebracht werden sollte oder nur ein Korbwagen.

Letzterer hat aber die Oberhand bekommen und richtig noch öfter gedient und als vor einigen

Jahren Fessels ihre silberne Hochzeit feierten, brachten 5 Kinder die silbernen Kränze und die beiden ältesten Töchter waren selber schon verlobt; der jüngste Knabe aber, Arthur, hatte ein komisches Festlied gedichtet und komponirt, das er mit drolligem Ausdruck und grotesken Gesten vortrug, besonders die Stelle:

Vor sieben Jahr' — gearbeitet und mit der Noth gerungen!
Nach sieben Jahr' — im kühlen Grabe von dem Tod bezwungen! —

Fünftes Kapitel.

Der Geisteskranke.

„Ach! welches Unglück, Herr Doctor!“ rief ein mir eines Morgens früh auf der Straße entgegenkommendes und ganz erregtes junges Mädchen. — „Denken Sie nur, unser Gesell, der Danziger ist übergeschnappt! — Ich war eben auf dem Wege zu Ihnen, der Vater schickt mich.“

„Uebergeschnappt ist er? Der Gustav? Der nette Mensch mit dem blonden Schnurrbart?“

„Ja, freilich, Herr Doctor! — Schon gestern Abend war's nicht richtig. — Nach dem Feierabend stand er ganz allein unter'm Nußbaum im Hofe und als ich ihn fragte, auf was er wartete, fuhr er mich an: „Ach, Anna, geh'! und störe mich

nicht. — Ich habe mit Einem zu reden.“ — Aber wie ich mich auch umgesehen habe, es war Keiner da. — Und beim Essen habe ich ihn nochmal gefragt und da hat er gesagt: „Geh' weg, Anna!“ hat er gesagt. — „Ich rede nicht mehr mit Ihnen, 's ist aus mit uns!“ — Da hab' ich gleich gemerkt, daß es nicht richtig ist! — Und heute hat er Alles zusammengeschlagen in der Werkstatt. — Ist das nicht schrecklich?“ — und leise setzte sie, wie mit sich selber sprechend hinzu: „Ich habe ihn so lieb gehabt und er ist ein so braver Junge!“

Während dieser Erzählung hatten wir das Haus von Jungfer Anna's Vater erreicht.

Dieser, ein ehrsamer Buchbindermeister, stand mit einem Lehrling horchend vor der zur Werkstätte führenden Thür.

Von Zeit zu Zeit erklang ein krachendes Geräusch in der Werkstatt, als ob irgend Etwas mit Gewalt auf den Boden geworfen würde. — Und bei jedem schmetternden Krach rief der Junge: „Das ist der Leimtigel! Meister!“ oder „das ist eine Presse!“ „Das war das große Lineal!“ &c.

und seufzend wiederholte Meister Krause dieselben Worte.

„Vater!“ sagte nach einem Weilchen Anna, den aufmerksam Lauschenden am Aermel ziehend: „Vater! Hier ist der neue Herr Doctor!“

Mechanisch richtete sich der Meister in die Höhe und starrte wie abwesend umher; offenbar hatte er Annchens Worte nicht gehört. Aber mich gewahrend, riß er plötzlich die baumwollene Zipfelmütze herunter und sagte mit tiefen Verbeugungen:

„Besten guten Morgen, Herr Doctor! ganz ergebener Diener! Der Schlingel da drin, der Danziger, sonst so'n guter Kerl, ist übergeschnappt — und — (Krach! Krach! Patsch! erschallte es in der Werkstatt) — das war der Kleistertopf, Herr Doctor! — Ach, das Malheur mit dem Menschen.“

Heftig wurde ein Gegenstand von Innen an die Thür geschleudert.

„Meister!“ meinte Wilhelm, der Lehrjunge, „war das nicht der große Pinsel? — Nun kommen noch die Bretter aus der Presse, — und dann wird er wohl fertig sein.“

„Na, lassen Sie mich 'mal, Meister Krause,

ich werde zu ihm hineingehen" — sprach ich dazwischen.

„Um Gotteswillen nicht, Herr Doctor! Es geht an Ihr Leben!" schrieen alle drei zugleich, der Meister, Tochter und Lehrjunge, als ich den Schlüssel umdrehte und die Thüre aufschloß. Im selben Augenblicke polterte es mit Macht an die Thüre. „Das sind die Bretter aus den Pressen!" sagte Wilhelm.

„Ja, die Bretter!" wiederholte der Meister und ich öffnete die Thüre und trat ein.

Auf einem, aus zwei Tischen und einigen Stühlen gebildeten Throne saß der Danziger, eine Krone von Goldpapier auf dem Kopfe, und als Scepter ein großes Lineal schwingend. — Auf der Erde lag Alles, was nicht niet- und nagelfest war, in Trümmern und Scherben umher, — und doch wäre ich fast in lautes Lachen ausgebrochen über den sonderbaren Anblick des Gesellen.

Das Gesicht war dunkelroth und beinah unkenntlich, weil die Backen mit Schaumgold belegt waren. Den sonst herabhängenden blonden Schnurrbart hatte Gustav vielleicht mittelst Kleisters in lange Spitzen zusammengedreht und diese nach

oben gerichtet, was dem sonst so freundlichen gutmüthigen Gesichte einen ganz fremdartigen Ausdruck gab, wozu die Augen recht gefährlich funkelten. — Auch die Jacke des Danzigers war an vielen Stellen mit Schaumgold verziert und um die Schultern hing eine rothflanellene Unterjacke.

„Guten Morgen, Herr Gustav!" begrüßte ich den mir recht wohl bekannten Danziger.

„Herr Gustav?" lachte er spöttisch. — „Jetzt heißt es König Gustav oder Ew. Majestät!"

„So?" war meine Entgegnung. „Nun denn guten Morgen, Ew. Majestät!"

Lachend erhob sich der Gesell von seinem Sitze, nahm mit einer Verbeugung die Papierkrone wie eine Mütze ab und erwiderte:

„Ich danke verbindlichst, Herr Doctor! — Guten Morgen!" Dann setzte er die Krone wieder auf und nahm seinen früheren Sitz ein.

„Also, Ew. Majestät sind jetzt König? — Darf ich fragen, wie Dero Reich heißt?"

„Belgien, Doctor!"

„Woher wissen Ew. Majestät das?"

„'s wird mir's wohl Einer gesagt haben" gab er mit verschmitztem Lächeln zur Antwort.

Während uns'rer Wechselreden hatten die draußen Stehenden einige Male die Thüre geöffnet, und entsetzt wieder geschlossen, wenn Gustav den Kopf wendete oder gar mit dem schweren Lineale eine drohende Bewegung machte.

Da sie mich aber so ruhig und ungefährdet vor dem Aufgeregten stehen sahen, wuchs ihnen auch der Muth und wieder öffnete sich die Thüre und durch den Spalt rief Jungfer Anna's Stimme:

„Du! Danziger! — Wollen Sie jetzt zum Kaffee kommen? damit wir unterdessen hier in der Werkstatt — Herr Gott! wie sieht der Mensch aus!"

Statt der Antwort schleuderte Gustav das Lineal nach der Thüre, und wenn sich der Spalt nicht wieder schnell geschlossen hätte, so wäre wahrscheinlich das junge Mädchen recht erheblich verletzt worden.

Ich trat jetzt näher auf den Kranken zu und sagte, indem ich seinen Puls fühlte:

„Aber um Gottes Willen, König Gustav — ich glaube, es wird Sie augenblicklich der Schlag rühren. Sie werden schon ganz dunkelroth —

und der Puls — hu! — Erlauben Eure Majestät, daß ich sogleich einen Aderlaß vornehme, um Dero kostbares Leben zu erhalten."

Bei diesen Worten zog ich mein Instrumentenetui hervor, wand ein Taschentuch um den Arm des Irren und ließ eine tüchtige Quantität Blut fließen, das ich in einer noch ziemlich unversehrten Blechschüssel auffing. — Nach Beendigung der Operation verstummte der bisher äußerst geschwätzige Kranke plötzlich, und sank mir ohnmächtig in den Arm.

Ich rief den Anderen zu, sie zum Eintritt auffordernd, und mit ihrer Hülfe brachten wir den noch immer Bewußtlosen in seine Kammer, wo wir ihn entkleideten und in's Bette legten; worauf er bald wieder zu sich kam, aber gleich wieder in festen, ganz normalen Schlaf verfiel.

Ein Hausgenosse, ein eifriges Mitglied des städtischen Schützenvereins, übernahm es mit gezogenem Hirschfänger, den Kranken zu überwachen.

Höchst interessant war die allmählige Idee seiner fixen Idee, oder vielmehr die allmählige Gestaltung der Erzählung, wie er von seiner

Erhebung auf den belgischen Thron Kunde erhalten habe.

In den ersten Tagen kam er stets auf die Aeußerung zurück: Es muß mir's wohl Einer gesagt haben. Dann behauptete er mit Bestimmtheit: Es hat mir's Jemand gesagt; nach einigen Tagen bezeichnete er die Person dieses Jemand als ein graues Männlein; und nach und nach hatte er sich eine ganz ausführliche Erzählung zurecht gemacht, welche er fast ohne alle Varianten unzählige mal wiederholte: Er habe nämlich Abends am Nußbaum gestanden und grade über sein Liebesverhältniß mit der Tochter des Meisters nachgedacht, da sei ein kleines, graues Männchen mit langem, brandrothem Barte gekommen und habe ihn angeredet mit: „Guten Abend, Gustav!"

„Guten Abend, kleiner Herr!" hätte er erwidert.

„Gustav! kennst Du mich nicht mehr?"

„Daß ich nicht wüßte, kleiner Herr!"

„Nun, Gustav, ich bin ja der Zauberer Palimdromologarisicus und ich habe Dir ja schon damals, als Du bei Meister Dickmann in der

Lehre warst, gesagt, daß Du 'mal eine Königskrone tragen wirst. — Weißt Du noch, wie Dir der Stadtphysikus das nicht glauben wollte und Dir immer kalte Sturzbäder geben ließ?"

„Oh ja! daß weiß ich noch."

„Na, siehst Du, Gustav, der ist nun an der Cholera gestorben und der Pretschab, der Krankenwärter auch. — Und jetzt bringe ich Dir die Nachricht, daß Du die Krone von Belgien bekommen hast, und brauchst nicht mehr zu brochiren und planiren und halb franz zu binden. — Bist nun König Gustav!"

Gegen alle Hausgenossen und andere Leute, die ihn etwa zu besuchen kamen, war Gustav in gereizter Stimmung, blos mit mir und dem Wachthabenden mit dem Hirschfänger machte er Ausnahmen. Gegen mich war er überaus höflich und lächelte mich oft an, als ob wir ein besonderes Einverständniß hätten; das Schützenvereinsmitglied hielt er offenbar für eine Ehrenwache und nahm es gut auf, daß ihm der Wächter häufig eine Prise anbot.

Natürlich schrieb ich an seinen Lehrprincipal, den Buchbinder Dickmann, und erhielt bald nähere

Auskunft über seine als Lehrling überstandene Geisteskrankheit, welche ihn auf einige Monate in's Provinzial-Irrenhaus geführt hatte.

Wegen seiner jetzigen Wiederaufnahme in dasselbe korrespondirte ich mit seiner Heimathsbehörde; doch bevor Alles geordnet war, vergingen einige Wochen, in denen er einstweilen in das städtische Krankenhaus gebracht wurde.

Die ärztliche Behandlung in demselben leitete eigentlich Doctor Specht; aber Gustav überschüttete diesen gleich beim ersten Besuche so mit Schmähungen und gerieth in solche Aufregung, daß Kollege Specht sich nicht getraute, Gustavs Krankenzimmer zum zweiten Male zu betreten; so daß der Magistrat, auf Spechts Wunsch mich ersuchte, den Irren bis zu seiner Versetzung in die Irrenanstalt zu behandeln.

Eine eigentliche ärztliche Behandlung Geisteskranker kann außerhalb der Irrenheilanstalten kaum sttatt finden, deshalb konnte ich von meinen Bemühungen auch keinen Erfolg erwarten, und suchte blos die Unterbringung meines unglücklichen Patienten in die erwähnte Anstalt möglichst zu beschleunigen. Es vergingen aber doch

mehrere Wochen, ehe Alles in Ordnung war und der arme Gustav unter sicherem Geleite abgesendet wurde.

Die frühzeitige Beförderung solcher Kranken in die Irrenanstalten ist bekanntlich sehr wichtig, weil die Wiederherstellung in allen Fällen um so wahrscheinlicher ist, je früher die Kranken nach dem sten Ausbruch der Geisteskrankheit in eine Anstalt gebracht werden.

Viele Jahre später habe ich von der im Großherzogthum Baden bestehenden Bestimmung Kenntniß erhalten, daß, wenn die in irgend einer Kommune vorkommenden Geisteskranken sogleich in die berühmte Irrenheilanstalt des Landes gebracht werden, für dieselben während des ersten Jahres nichts zu bezahlen ist und ihre Behandlung unentgeltlich stattfindet. Dies ist eine außerordentlich weise Einrichtung, denn jede Gemeinde wird sich natürlich bestreben, die Geisteskranken möglichst bald einzuliefern, um an den Unterhaltungskosten zu sparen; und wohl mancher dieser Unglücklichen wird eben deshalb seine Gesundheit wieder erlangen, während bei späterem Eintritt ärztlicher Behandlung nur wenig oder keine Hoff=

nung dazu bleibt. — Einigen Unterschied betreffs des Erfolges einer Kur macht natürlich meistens auch die Ursache, welche die Entstehung der Geisteskrankheit veranlaßt hat, und welche häufig mehr oder weniger entschieden eine rein körperliche sein kann. In unserem Falle schien der Kranke körperlich ganz gesund zu sein.

Von früher Kindheit an war jedoch durch seine längstverstorbene Mutter die Erwartung und Hoffnung in ihm genährt worden: Ein vor vielen Jahren nach Amerika ausgewanderter und verschollener Onkel werde sicherlich nächstens mit großen Schätzen zurückkehren, und durch seine Reichthümer ihre bedrängte Lage in brillanten Wohlstand verwandeln. Als der Knabe bei einem Buchbinder in die Lehre trat, hatte die unverständige Mutter täglich wiederholt: Einstweilen müsse Gustav zwar ein Handwerk lernen; aber recht bald, wenn der Onkel käme, würde Alles anders werden und sie würden wie die Barone leben!

Dies fortwährend so genährte Sehnen und Verlangen hatte die Geisteskräfte des Knaben verwirrt und den Ausbruch des ersten Anfalls zur

Folge gehabt. — Jetzt mochten sich die alten Hoffnungen und Erwartungen wieder regen, als die Liebe zur Tochter seines Meisters sein ganzes Herz ergriff und er über dem Gedanken brütete, ob Anna ihn wohl wieder liebe, und wie er es möglich machen könne, sich zu etabliren, Meister zu werden und um die Hand der Geliebten anzuhalten.

Anna's wechselndes Betragen hatte wahrscheinlich noch die Aufregung seiner Gefühle gesteigert, da sich das Mädchen selber nicht ganz klar darüber sein mochte, ob sie den ihr zwar recht wohlgefallenden jungen Mann auch in der That liebe oder nicht? — Heute war Anna deshalb vielleicht sehr freundlich, herzlich und entgegenkommend, und morgen schnippisch oder gar spröde abweisend, je nachdem augenblickliche Laune ihr junges Herz bewegte.

Beide Liebenden, so dürfen wir sie wohl nennen, waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sonst hätten sie deutlich gewahren können, daß wenigstens der Vater ganz im Reinen war und den fleißigen, soliden, jungen Mann gern zum Schwiegersohne gehabt, und ihm Tochter und Ge-

schäft übergeben hätte, wenn jetzt nicht leider diese traurige Erkrankung dazwischen gekommen wäre.

Ueber den Verlauf derselben sprach sich schon nach einigen Wochen der dirigirende Arzt der Anstalt in einem Briefe recht hoffnungsvoll aus. Und dreiviertel Jahre später erhielt ich die Anzeige von der Entlassung Gustavs, als eines vollständig Hergestellten. — Lange Zeit verging, ehe ich wieder etwas von ihm hörte, bis zur Weihnachtszeit ein ziemlich ansehnliches Fäßchen mit dem besten Lindenhonig eintraf und ein Schreiben voll rührend herzlicher Dankbarkeit. Gustav hatte in Königsberg Arbeit gefunden, ging aber mit dem Gedanken um, sich selbst zu etabliren, und bat mich, das in einem zierlichen Pappkästchen beigefügte Herz von Marzipan an Aennchen Krause zu bringen — mit tausend, tausend Grüßen.

Sogleich ging ich in das Haus des Meister Krause und fand Jungfer Anna auf dem Hofe, sich mit dem neuen Gesellen, einem Dresdener, mit Schneebällen werfend.

Als ich meinen Auftrag ausrichtete, wurde das heitere Mädchen sehr ernst und blutroth. Sie geleitete mich dann in's Haus zum Vater,

wo ich Gustavs Brief vorlas, bei dessen Mittheilung in aller Zuhörer Augen Thränen traten, so einfach und rührend waren seine Worte.

„Er will sich also etabliren?" sagte Meister Krause nachdenklich. „Nun, seine Arbeit versteht er aus dem Grunde, das muß man sagen! — und er ist ein hübscher, ansehnlicher und braver Mensch — bloßig seine Raupen! — Wo er sich niederlassen will, das schreibt er nicht?" schloß er mit einem Seitenblicke auf die Tochter.

„Nun, Aennchen?" fragte ich — „natürlich werde ich dem Gustav schreiben; was soll ich von Ihnen sagen?"

„Ha! daß ich mich bedanken lasse, und daß sein Marzipanherz äußerst gut schmeckt!" lachte sie, eine kleine Spitze mit den weißen Zähnchen abbeißend.

„Sonst nichts, Jungfer Anna? — Soll ich ihm auch schreiben, daß Sie sein Herz mit Ihren Zähnen zerrissen haben?" scherzte ich.

„Doch nicht!" sagte Anna sehr ernst, und bat: „Wünschen Sie ihm, Herr Doctor, recht von Herzen Glück zur Genesung — und zur Niederlassung — und wenn er jetzt — an's Heirathen

denkt, — wünsche ich, daß er ein recht liebes, braves Mädchen findet.“

„Soll ich auch vom Dresdner schreiben und vom Schneeballen auf dem Hofe?“ flüsterte ich der Erröthenden in's Ohr; — worauf sie mir einen Knix machte und schnippisch sagte:

„Ist gerade nicht nöthig! — aber wenn Sie von dem Dresdner 'was schreiben wollen, sagen Sie, er wäre zwar nicht hübsch, doch guter Leute Kind, und wenn er auch kein Schaumgold auf dem Rocke und auf den Backen trägt, so hat sein Vater gutes Gold im Kasten liegen —“

„Pfui, pfui, Anna! das war häßlich!“ schalt der Alte, und weinend floh das Mädchen aus der Stube.

Ich ging nachdenklich weiter. —

Wer doch in's Herz der Menschen sehen könnte! — Da war ein einfaches, ungebildetes und unverbildetes Bürgermädchen, und ich konnte nicht klar darüber werden, ob sie meinen Schützling noch liebe, oder ob der reiche Dresdener ihn ausgestochen und aus ihrem Herzen verdrängt habe. — Der Vater schien diesem etwas lockeren Patrone zwar nicht hold; aber so oft ich in's Haus kam,

legte es Anna ordentlich darauf an, mir zu zeigen, daß sie dem neuen Gesellen gar gewogen sei.

Eines Abends sprach ich, wie häufig, im Vorbeigehen ein, weil es mich sehr anzog, so tüchtigen Naturen aus dem Bürgerstande, wie Meister Krause war, näher zu treten.

Aennchen saß im Zwielichte am Spinnrade. — Der Vater war nicht zu Hause.

„Das thut mir doppelt leid, Aennchen! — denn ich weiß nicht, ob ich in den nächsten Tagen wiederkommen kann. — Ich habe einen neuen Brief von Gustav!"

„Von Gustav?" fragte Anna aufspringend.

Leider war es zu dämmerig, um den Ausdruck ihrer Gesichtszüge zu erkennen, meinem Gehöre aber kam es so vor, als bebe ihre Stimme etwas bei der Frage:

„Hat er schon geheirathet?"

„Ich meine," setzte sie hinzu, „ob er schon Meister geworden ist, und hat er sich in Königsberg niedergelassen?"

„Noch hat er sich nicht etablirt und wie mir scheint, will er in Kurzem erst unsere Stadt besuchen. — Ich freue mich dieses Entschlusses auf-

richtig, da er seine vollständige Genesung beweist, weil er sonst Anstand nehmen würde, sich hier wieder sehen zu lassen, wo ihn fast alle Welt kennt und die Art seiner Erkrankung viel besprochen hat. — Grüßen Sie den Vater bestens! — Aber ich kann ja auch den Brief Gustavs hier lassen. — Heben Sie ihn mir nur gut auf. Ade! mein liebes Kind!"

Scheidend gab ich ihr die Hand, und errieth aus der Eiseskälte der ihrigen, die Größe ihrer Bewegung.

Möchte doch, dachte ich im Fortgehen, sich hier das Sprichwort bewähren: Kalte Hände — warme Liebe! —

Erst nach mehreren Tagen war es mir möglich, Krause's wieder zu besuchen. Sie saßen gerade beim Mittagsessen. Ich zog einen Stuhl an den Tisch und bat, sich durch meine Gegenwart nicht stören zu lassen, meine Essenszeit sei später.

Vater Krause gebot sogleich der Tochter, Gustavs Brief zu holen, und ich sah mit Freuden, daß sie in's Nebenzimmer eilte und hier den Brief nicht etwa einem Korbe entnahm, sondern aus

der Tasche zog! — Sie hatte ihn also bei sich getragen und dies nicht zeigen wollen!

Der Vater nahm ihr das Schreiben aus der Hand und es noch einmal überfliegend, sagte er:

„Sie haben vielleicht Recht mit der Annahme, daß Gustav noch nicht entschieden ist über den Ort seiner Niederlassung, und wenn er herkömmt, werde ich ihm vorschlagen, unsere Stadt zu wählen, obgleich ich sehr wohl weiß, daß er ein schlimmer Konkurrent sein wird. — Aber was kann's helfen! ich habe ihn einmal von Herzen lieb und denke, er wird hier recht gute Geschäfte machen. Ob er wohl bald kömmt?"

„Kann man nicht wissen, lieber Meister, aber ich hoffe, daß er sein Kommen nicht mehr lange aufschiebt. Ich habe ihm geschrieben, er könne bei mir wohnen, wenn er mit einer Junggesellenwirthschaft vorlieb nehmen will."

„Dann bitte ich wenigstens, Herr Doctor, daß er unsere Mahlzeiten theilt."

Aennchen war wie mit Blut übergossen, der Dresdener warf wüthende Blicke auf sie und den Alten; den Stuhl zurückstoßend, stand er dann plötzlich auf.

„Dresdner!“ sagte der Meister ruhig — „sind Sie fertig und ihr Andern auch? — Dann wollen wir erst beten!“

Sein Sammetkäppchen, das er auf dem kahlen Scheitel trug, abnehmend, faltete er die Hände und sprach wie gewöhnlich: „Danket dem Herrn!“ u. s. w.

Gesellen und Lehrjungen verließen die Stube und während Anna, den Tisch abräumend, ab- und zuging, wendete der Alte das Gespräch wieder auf Gustav.

„Und glauben Sie, Herr Doctor,“ fragte er unter Anderem, „daß er ganz gesund ist und keinen Rückfall bekömmt?“

„Wer könnte das mit Sicherheit vorhersagen!“ entgegnete ich — „aber je ruhiger und glücklicher sein Leben ist, um so zuversichtlicher darf man gute Hoffnung hegen. — Viel wird wahrscheinlich von der Wahl seiner Frau abhängen.“

Aennchen war eben im Zimmer, und die Teller und Messer klirrten in ihrer Hand, so schien sie zu erbeben.

Der Vater wendete den Kopf. „Anna,“ sagte er, „höre Kind, wird es Dich nicht auch

freuen, wenn nun unser Gustav frisch und gesund wiederkömmt, und weißt Du nicht hier in der Stadt eine Frau für ihn?"

Erröthend schüttelte Aennchen den Kopf.

„Was meinst Du zu der Wittwe Webermaiern?"

„Oh, lieber gar!" rief Anna und eilte aus der Stube.

„Nu, nu!" brummte der Alte, „wäre noch gar nicht so ungeschickt! — Die Webermaiern hat blos ein Kind, ein schönes Vermögen und ein gut eingerichtetes Geschäft. — Was wollen Sie, Dresdener?" fragte er den eintretenden Gesellen.

„Die Wittwe Webermaier schickt," erwiderte dieser, „und läßt fragen, ob wir ihr nicht ein paar Buch Gold- und Silberpapier borgen können? Die Theaterleute haben eine Parthie Helme und Kürasse bei ihr bestellt —"

„Nun gut! hat sie sagen lassen, wieviel sie braucht?"

„Nein!"

„So schicken Sie einen Jungen hin und lassen Sie fragen!" bestimmte der Meister.

„Soll ich nicht selber hinüberspringen?“ fragte der Dresdener.

„Meinetwegen!“ sprach der Alte.

Der Dresdener schloß die Thüre und bald darauf öffnete Anna dieselbe wieder und sagte auch in etwas ärgerlichem Tone: „Meinetwegen!“

„Was meinetwegen, Anna?“ fragte der Vater.

„I, der freche Schlingel,“ erwiderte Anna hochroth — „der freche Schlingel hat mir wollen einen Kuß geben, hat aber eine Ohrfeige beseh'n, und als er mir dann zurief, er ginge gradenwegs zur Wittwe Webermaiern, habe ich gesagt: Na, meinetwegen!“

Meister Krause lachte: „Gebt Acht, am Sonnabend sagt er auf —“

Scherzend meinte ich: „Etwa, um bei der Wittib einzutreten?“

„Vielleicht!“ war Krause's Antwort, „obwohl er dann erst fremd werden müßte hier in Schönberg!“

„Wie so, fremd, Herr Krause?

„Ja! es ist Gebrauch — es darf kein Geselle

von einem hiesigen Meister zu einem anderen gehen, sondern muß erst weiter wandern und mindestens sechs Wochen wo anders sein. —"

Drei Tage darauf kam ich spät am Abend von einem auswärtigen Krankenbesuche heim und beim Aussteigen aus dem Wagen sah ich Licht im Fremdenstübchen.

„Aha! Gustav ist da!"

So war es; gegen Abend war er eingetroffen. Ich freute mich sehr, denn ich hatte lebhafte Theilnahme für ihn gewonnen, und auch die weitere Entwickelung seines Schicksals interessirte mich ungemein.

Sein Aussehen war erfreulich, obwohl eine gewisse Unruhe in seinem Wesen lag und seine Züge etwas unnatürlich Gespanntes hatten.

Mit großer Ruhe aber erzählte Gustav von seiner schweren Erkrankung und seinen Gefühlen während und nach der Genesung, sowic von seiner Absicht, sich irgendwo zu etabliren, zu welchem Zwecke ihm ein weitläuftiger Verwandter eine Summe Geldes zinsfrei auf zehn Jahre vorstrecken wolle. Ueber den Ort seiner Niederlassung hatte er noch nichts bestimmt.

Als ich lächelnd fragte, ob er nicht an unsre Stadt gedacht habe? — schwieg er erröthend längere Zeit. Dann sagte er mit liebenswürdiger Offenheit, er habe allerdings auch das bedacht und müsse gestehen, daß ihm Anfangs der Gedanke, hier, wo sein Unglück so allgemein bekannt sei, zu leben, sehr zuwider gewesen sei und daß er wohl auch das Bedenken gehegt habe, man werde ihm hier mit einer Art von Mißtrauen begegnen. Allmählig sei er aber Herr über diese Gefühle geworden und es würde ganz allein darauf ankommen, ob Anna ihm ihre Zuneigung entzogen habe oder nicht, und ob Vater Krause ihm die Hand seiner Tochter anvertrauen werde und nicht etwa, auch im besten Falle, gegen seine Etablirung hier in Schönberg sei!

Im Allgemeinen suchte ich Gustavs Muth zur Anfrage zu beleben, ohne gerade zuversichtliche Hoffnungen zu erregen.

Am nächsten Morgen ging er zu Krause's, denen ich sein Eintreffen durch ein paar Zeilen gemeldet hatte. Aus Rücksicht mochte ich Gustav auf diesem schweren Gange nicht begleiten, und da ich gegen Mittag von meinen ärztlichen Be=

suchen nach Hause kommend vernahm, mein junger Gast sei auf seinem Zimmer, trat ich mit Besorgniß bei ihm ein.

Er sah bleich aus und hatte offenbar geweint. — Mit Fassung erzählte er dann in ruhigem Tone, wie er mit großer Herzlichkeit vom Alten empfangen worden und auch Anna freundlich, selbst herzlich gegen ihn gewesen sei. Nach seinen ersten Mittheilungen über die Vergangenheit habe der Meister gleich gefragt, ob er sich nicht hier in Schönberg etabliren wolle?

Das hänge von ihm und von Anna ab! hatte Gustav mit Herzklopfen erwidert, worauf diese weinend und schluchzend aus dem Zimmer gegangen sei. Er habe sich nun ganz offen gegen den Meister ausgesprochen und dann das Haus verlassen. Nach diesem Benehmen Anna's hege er jedoch keine Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche hinsichtlich ihrer. Er finde das auch sehr begreiflich, denn unvergeßlich töne es noch in seinen Ohren, daß Anna, wie er trotz seines Irrsinns sehr deutlich vernommen habe, an jenem Morgen beim Ausbruch seiner Krankheit entsetzt gerufen: Herr Gott! wie sieht der Mensch aus! — Und die-

sen schrecklichen Eindruck könne das Mädchen ja nun und nimmermehr verwinden. Deshalb werde er mit der nächsten Post wieder abreisen.

Diesen Entschluß bekämpfte ich auf's Lebhafteste, bis Gustav versprach, abwarten zu wollen, daß ich selbst zu Krause's gehe und genaue Auskunft über Anna's Gefühle hole.

In diesem Augenblicke erklang die Glocke an meiner Hausthüre und bald trat Meister Krause ein.

Schweigend reichte er uns die Hand und warf fragende Blicke auf Gustav, ehe er begann:

„Sie sind sehr eilig von uns gelaufen, lieber Freund!"

„Ja, Meister! und ich habe gemeint, Sie gar nicht wiederzusehen und Ihre Tochter auch nicht!" war Gustavs Erwiderung.

„So!" meinte der Alte lachend. „So! Wohl weil Sie wußten, Gustav, daß wir Ihnen nachlaufen würden? — Wir sage ich — denn Anna ist auch hier."

Gustav sprang auf und wollte hinausstürzen.

„Ruhig! ruhig!“ sagte Meister Krause und setzte mit lauter Stimme hinzu: „Du, Aennchen! Komme nur herein! — Da ist der Ausreißer. — So! — und nun setze Dich da auf den Stuhl. Ich werde mit dem Gustav 'mal ein Bürgerwort reden und ihn bestandpunkten. — Also! — Diese Anna da ist weinend h'rausgelaufen — und warum? — Erstens, weil sie gemeint hat, Musje Gustav könne es ihr nie vergessen und vergeben daß sie an einem gewissen Unglücksmorgen so außer sich gewesen ist — und ob sie damit Recht hat, werden wir nachher hören. — Zweitens, weil sie geglaubt hat, es würde mir schwer ankommen, wenn sich hier noch ein Konkurrent aufthue und gar ein so gefährlicher, wie ein gewisser Gustav. — Und da hat sie Recht. — Drittens, weil sie meint, das würde ich niemals zugeben, daß sie etwa Schönberg, ihren alten Vater und das Grab ihrer Mutter verlasse, und irgend einem Manne anderswohin folge, — und darin hat sie wieder Recht — und viertens und letztens, weil sie einen gewissen Gustav über alle Maßen lieb hat — und da hat sie erst recht Recht; — denn ich bin kein junges Mädchen, und habe doch auch

einen wahren Narren an ihm gefressen. — He! Mädel — ist es so?

Annchen hatte wiederholentlich mit dem Kopfe genickt, jetzt saß sie roth wie eine Päonie da, die seelenvollen und in Thränen überfließenden Augen scheu zu Gustav erhoben, der aufspringen wollte, aber vom Alten festgehalten wurde.

„Sitzen geblieben, Musje! — Ich bin noch nicht fertig. — Weil Du uns nun fortgelaufen bist, haben wir Dir nachlaufen müssen, und der Doctor ist jetzt Zeuge meiner Erklärung. — Wenn Du meine Anna, mein Ein und Alles, mit fortnehmen willst von Schönberg, — kriegst Du das Mädel nicht. — Wenn Du hier in Schönberg ein neues Geschäft errichten und mir Konkurrenz machen willst, gebe ich Dir das Mädel auch nicht.

Wenn Du aber brav und treu und fleißig — mein Geschäft fortführen willst, dann gebe ich Dir das Mädel, meine liebste Anna, das Haus und die Werkstatt, die ganze Einrichtung und die Kundschaft und meinen Segen obendrein — und ziehe in das kleine Gartenhaus, das ich ja schon vor Jahr und Tag zu diesem Zwecke habe ausbauen lassen. — Und nun, Jungfer Anna, willst Du? — Ja!

— das ist vernünftig! — Und Du, Monsieur Gustav, willst Du auch? —

Gustav gab aber keine Antwort, — sondern hielt beide Hände vor's Gesicht gepreßt und weinte — weinte wieder selige Freudenthränen. — Ich aber stand leise auf, — schlich mich aus dem Zimmer und holte aus dem Keller die erste Flasche Champagner, die mir meine Praxis eingebracht hatte. — Als ich mit dieser wieder eintrat, knieeten die Verlobten vor dem alten Vater, der segnend die Hände auf ihre Häupter gelegt hatte. —

Die Flasche blieb ungeöffnet. Ich nahm sie aber mit zu Krause's, wohin wir alle Viere gingen. — Ungebeten setzte ich mich mit an den Tisch, und hier tranken wir fröhlich und vertrauend auf eine glückliche Zukunft.

Der Dresdner bat am nächsten Zahltage um sein Wanderbuch. Er werde aber nicht wandern, sondern hier in Schönberg bleiben und zur Wittwe Webermaiern gehn; zwar nicht als Geselle, aber als ihr demnächstiger Ehegespons. —

Dagegen hatte Niemand Etwas einzuwenden und nach wenigen Wochen waren Beide Mann und Frau! —

Diese eilige Verbindung ist recht gut ausgefallen. Er hat sich in der Ehe besser gemacht, als sich erwarten ließ, und beide haben um so glücklicher mit einander gelebt, als sie niemals, wiewohl andere zum zweiten Mal verheirathete Wittwen, von dem lieben Seligen sprach.

Die Ehe Anna's und Gustav's, die mit viel größeren Hoffnungen geschlossen wurde, ist auch äußerlich und innerlich noch weit, weit glücklicher ausgefallen. — So lange ich in Schönberg war bin ich Hausarzt und Hausfreund der Glücklichen geblieben, und pflegte oft noch als Mittagsgast an ihrem Tische zu sitzen, und wenn eine Kindtaufe oder der Jahrestag der Verlobung gefeiert wurde und die Freunde des Hauses versammelt, habe ich niemals in dem frohen Kreise beim Buchbinder Gustav gefehlt.

Die Gesundheit desselben ist bis in sein Alter ungetrübt geblieben und auch Vater Krause hat noch manches Jahr gelebt und eine gute Zahl von Enkeln über die Taufe gehalten. — Er hat es auch noch erlebt, daß wirklich der verschollene Onkel Gustavs aus Amerika wiedergekommen ist, zwar nicht mit Reichthümern und Schätzen, — aber — bettelarm, krank und siech.

In Gustavs Hause ist der Onkel dann noch ein paar Jahre gepflegt worden, bis seine Pilgerbahn auf Erden zu Ende war und ein sanfter Tod den zuletzt ganz stumpf und fast blödsinnig Gewordenen abrief.

Sechstes Kapitel.

Ein Verschwender.

„Aber ganz ernstlich versichere ich Sie, liebe Frau Inspector, daß Ihr größeres oder geringeres Wohlbefinden zum großen Theile von Ihnen selbst abhängt!" — wiederholte ich einer bleichen Frau, welche dergleichen Versicherungen schon öfters von mir gehört hatte. Und in der That war Frau Hausmann, die Wittwe eines schon vor vierzehn Jahren verstorbenen Oekonomie-Inspectors, körperlich eigentlich nicht krank, aber in hohem Grade nervös reizbar.

„Gut, lieber Doctor!" gab sie mit schmerzlicher Resignation lächelnd zur Antwort. — „Gut! — Was muß ich denn nach Ihrem Rathe zunächst

thun, um gesund zu werden — verzeihen Sie, gesund zu bleiben?"

„Ei! vor allen Dingen müssen Sie sich vor Gemüthsbewegungen hüten!"

„Ja! Das sagen Sie wohl, lieber Doctor! — aber wie ist das denn möglich? — Gemüthsbewegungen! — Wenn sich ein männlicher Tritt auf der Treppe hören läßt, erbleiche ich vor Angst, denn es könnte der Briefträger sein. — Wenn Adolphinchen mir die Zeitung bringt, fasse ich sie mit Zittern und Beben, daß ich sie kaum halten kann und jeden Morgen, wenn ich Gott für seinen Schutz und Schirm danken möchte, muß ich erbangen vor den Schrecknissen, die der Tag bringen kann. — Ich weiß es wohl, diese Angst und Qual, die nimmer endet, macht mich krank und elend. — — Wenn aber das Schwert des Damokles an einem dünnen Haare über Einem hängt — wie ist es denn da möglich, seine Gedanken vor der ewig drohenden Gefahr zu verschließen, und sich zu hüten vor Gemüthsbewegungen?"

Mir stieg das Blut in's Gesicht — denn ich wurde mir bewußt, daß ich mit beliebter Doctor=

Weisheit wieder einmal von der Patientin gefordert hatte, das Unvermeidliche zu vermeiden! Ich schämte mich — und wollte das so eben eingestehen, als die dreizehnjährige Tochter, Adolphine, in's Zimmer gehüpft kam — und mir mit heiterem Gruße zurief:

„Denken Sie nur, Herr Doctor! — Schönen, guten Morgen! aber denken Sie nur, aus dem Kanale hinter Nachbars Garten haben sie eben den ganz angekleideten Leichnam eines Ertrunkenen gezogen. Ich habe ihn nicht gesehen, aber es soll ein hübscher, junger Mensch mit schwarzem Schnurrbart sein."

„Adolphine!" seufzte die Mutter — „Ach! um Gotteswillen! wenn's Eugen wäre! — Willst Du nicht. —" Vor Beendigung des Satzes schloß sie die Augen und sank bewußtlos in dem Lehnstuhle zurück.

Während Adolphine erschrocken ein Glas Wasser und ein Riechfläschchen herbeiholte, beschäftigte ich mich mit der Ohnmächtigen und als sie nach einigen Minuten wieder zu sich gekommen war und die Augen öffnete, ließ ich Sie in den

Händen der Tochter und enteilte dem Zimmer, um nach dem Ertrunkenen zu sehen.

Dieser war mir ganz fremd; doch erkannten Andere sogleich mit Bestimmtheit einen vor Kurzem, wegen schlechter Streiche fortgejagten Handlungscommis, welcher schon seit mehreren Tagen vermißt worden war und wahrscheinlich seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hatte, da in den Taschen seines Rockes ziemlich gewichtige Kieselsteine befindlich waren, ohne Zweifel, um ein schnelleres Versinken im Wasser zu bewirken. — Spuren von Gewalt oder Beraubung fehlten und später stellte sich heraus, daß der Unglückliche an seinen bisherigen Principal geschrieben und den beabsichtigten Selbstmord angekündigt hatte.

Da die Leiche offenbar schon mehrere Tage im Wasser gelegen hatte, daher an Anstellung von Wiederbelebungsversuchen nicht gedacht werden konnte, so veranlaßte ich nur den Transport nach dem städtischen Krankenhause und die nöthige Anzeige und kehrte zu meiner Patientin zurück.

Diese hatte sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt, doch war, wie gewöhnlich nach

Gemüthsbewegungen, ein krampfhafter, von Schmerzen begleiteter Anfall eingetreten. — Nach Verordnung des Erforderlichen wollte ich mich entfernen, da hielt Frau Hausmann jedoch meine Hand fest und bat mich schluchzend, noch ein Wenig zu verweilen.

Nachdem ich an ihrer Seite Platz genommen und Adolphine auf einen Wink der Mutter das Zimmer verlassen hatte, begann diese von häufigem Weinen unterbrochen:

„Sie haben es nun selbst gesehen, Herr Doctor, wie widerstandslos ich jedem Schrecken erliege, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen eine Erklärung dieses Zustandes zu geben. — Wehren Sie nicht ab, lieber Doctor — die Mittheilung wird mich erleichtern, das Sprechen mir eine Wohlthat sein."

Nach kurzer Pause fuhr sie fort:

„Ich habe sehr früh geheirathet und zwölf Jahre lang in der glücklichsten Ehe gelebt, bis ich vor vierzehn Jahren meinen geliebten Mann verlor. — Unser einziger Sohn Eugen war damals zehn Jahre alt. — Meine Adolphine wurde erst einige Monate nach dem Tode ihres Vaters ge-

boren. Anfangs befanden wir uns in recht dürftigen Verhältnissen, bis mir durch eine Erbschaft ein — für uns sehr bedeutendes Kapital zufiel, welches mich in den Stand setzte, ganz sorgenlos zu leben und meinen Kindern eine gute Erziehung und Ausbildung zu geben. Eugen wurde seinem Wunsche gemäß zum Studieren bestimmt — und hat mir, so lange er auf der Schule und auf der Universität war, nur Freude gemacht. — Vor drei Jahren habe ich ihn zum letzten Male gesehen, bevor er sich als Referendarius in die Residenz versetzen ließ. Seitdem ist er nicht wieder in seine Heimath gekommen und seit mehreren Monaten schreibt er auch nicht mehr."

„Seit mehreren Monaten, Frau Hausmann?"

„Oh! Es ist schon bald acht Monate her, daß er das letzte Lebenszeichen gegeben hat! — In seinem vorletzten Briefe schrieb er, das Leben in der Residenz sei so theuer — und seine Stellung, sein Umgang erforderten so viele Ausgaben, daß er — ich schäme mich fast es auszusprechen, daß er — gegen siebenhundert Thaler Schulden habe machen müssen. — Zum Tode er-

schrocken, antwortete ich ihm, wie eben nur eine Mutter schreiben kann — und schickte ihm vierhundert Thaler, die mir grade von einer Hypothek zurückgezahlt waren und hundert Thaler, die ich erspart hatte. — Wohl sechs Wochen vergingen ohne alle Nachricht, — dann schrieb Eugen, er danke sehr für meine Hülfe. Er habe sich mit seinen Gläubigern arrangirt und sei jetzt, ich meine, man nennt das: Diätarisch angestellt. — Mit diesem Einkommen und seinem bisherigen Zuschusse könne er nun sehr gut auskommen, aber er habe mir einen anderen Vorschlag zu machen. — Doch Sie sehen nach der Uhr und wollen fort."

„Oh nein! liebe Frau! Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit!"

„So will ich mich kurz fassen. Genug Eugen schrieb, sein Präsident besäße ein Bergwerk und brauche augenblicklich ein Kapital. Es werde ihm natürlich leicht sein, das aufzunehmen, doch würde es für Eugen sehr vortheilhaft und nützlich sein, wenn er dem Präsidenten zwanzigtausend Thaler verschaffen könne, die derselbe mit sechs Procent verzinsen werde. — Das war beinah

mein ganzes Vermögen — und ein Theil war angelegt und konnte nicht gekündigt werden. — Aber sechszehntausend Thaler hatte ich in Staatspapieren liegen."

„Und die haben Sie doch nicht Ihrem Sohn geschickt?" fragte ich erschrocken.

„Freilich habe ich das," erwiderte die gute Frau erröthend. — „Denn was thut eine Mutter nicht, wenn sie denkt, ihrem Kinde nützlich sein zu können. — Die höheren Zinsen kamen dabei nicht in Betracht. — Genug, ich schickte das Geld fort, damit er es dem Präsidenten einhändige. — Und seitdem habe ich keinen Brief erhalten, weder einen Schuldschein, noch Zinsen — noch eine Zeile von Eugen — obwohl ich schon ein Dutzend Briefe geschrieben habe."

„Ohne Zweifel haben Sie doch anderweitig Nachrichten über Ihren Sohn eingezogen?"

„Allerdings, Herr Doctor! — Aber ich habe nichts Gutes erfahren. — Eugen soll unter den jungen Modeherren in der Residenz eine Rolle spielen und ein so luxuriöses Leben führen, daß er allgemein für sehr reich gehalten wird. Mir bleibt kein Schatten von Hoffnung, das Geld,

von dem ich und Adolphine leben müssen, wieder zu erlangen. — Tausendmal habe ich meine Thorheit, Leichtgläubigkeit und Schwäche bereut. — Ein Freund meines Mannes schrieb mir: Wenn ich meinen Sohn dermaleinst wiedersehen sollte — werde er ein ruinirter Bettler sein — oder eine Leiche, falls er noch so viel Schaam und Energie besitze, am Ende seiner tollen Laufbahn sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. — Begreifen Sie nun, Doctor! meine Erregung, meine fortwährende Angst und die Unmöglichkeit mich vor Gemüthsbewegungen zu hüten?"

Als Antwort auf diese Frage nickte ich schweigend und die bleiche Hand theilnehmend drückend, fragte ich leise:

„Haben Sie niemals versucht, Ihren Sohn durch hiesige Bekannte aufsuchen zu lassen? Es reisen ja so Viele in die Residenz!"

„Auch das ist vergebens gewesen —" seufzte die arme Frau — „meine Bekannten, denen ich einen solchen Auftrag gab, haben ihn nie in seiner Wohnung angetroffen!"

Ich überlegte schnell, ob ich mich in diese Sache einmischen dürfe, dann sagte ich:

„Nun, liebe Frau Hausmann, wollen Sie mir ein Schreiben an Eugen anvertrauen? — Noch im Laufe dieser Woche begleite ich einen Patienten in die Residenz, wo sich derselbe einer schwierigen Operation unterwerfen will. — Und ich verspreche Ihnen, daß ich den jungen Herrn aufsuchen, ihm Ihren Brief einhändigen und wenn nicht Antwort von ihm, so doch genaue Kunde überbringen will!"

„Oh! wie soll ich Ihnen danken, Doctor? — Noch heute werde ich schreiben —"

„Doch wenn ich bitten darf, Frau Hausmann — so regen Sie sich nicht zu sehr durch langes Schreiben auf. — Sie haben noch drei bis vier Tage Zeit. — Auf Wiedersehen denn, morgen!"

Nach einigen Tagen reiste ich mit meinem Patienten ab, von der Frau Inspector mit einem Briefe und mündlichen Aufträgen versehen.

Die ersten Tage meines Aufenthaltes in der Residenz waren ganz der Sorge für meinen Kranken gewidmet. Die höchst bedenkliche Operation war von einem berühmten Operateur mit überraschend glücklichem Erfolge ausgeführt, und in dieser Beziehung erleichterten Herzens, verließ

ich eines Mittags den Patienten mit dem Vorsatze, nunmehr den jungen Hausmann aufzusuchen.

Ich schlenderte die von Spaziergängern wimmelnde Hauptstraße und Promenade entlang. Dicht vor mir gingen zwei junge Officiere in schimmernder Garde-Uniform, von denen der Eine plötzlich rief: „Du! was ist das für eine prächtige Equipage?"

„Ach!" gab der Andere zur Antwort. „Das ist Baron" — — Den Namen konnte ich nicht verstehen, denn ein höchst eleganter mit rothem Sammet ausgeschlagener Phaëton, mit zwei herrlichen Goldfüchsen davor, rasselte an uns vorüber. Im Wagen lehnte ein junger Herr, dem der zuletzt redende Officier zurief: Guten Morgen Eugen! Wo treffen wir uns heute?"

Der Angeredete grüßte mit affectirter Nachlässigkeit und antwortete zurückgewendet: „Um fünf Uhr beim Diner Café royal!" — und vorüber flog die glänzende Erscheinung.

„Auf Seele!" äußerte der erste Sprecher. — „Das ist die exquisiteste Equipage, die ich hier gesehen!"

„Ist auch ein exquisites Kerlchen, das!“ versetzte der Andere.

Ich trat näher, zog den Hut und sagte: „Verzeihen Sie die unbescheidene Frage, Herr Lieutenant. — Ich bin hier fremd. — War das der Referendarius Eugen Hausmann aus Schön berg?“

Der Lieutenant ließ einen prüfenden Blick über meine Person gleiten, ehe er mit leisem Lächeln antwortete:

„Ob er aus Schönberg ist, weiß ich nicht. — Aber irgendwo in der Provinz ist er daheim — der Baron Eugen von Hausmann! — Ob er Referendarius ist, weiß ich wieder nicht — und jedenfalls sieht man ihn überall häufiger, als in den Gerichtssälen — Guten Morgen!“ „Ich danke verbindlichst!“ erwiderte ich mich verbeugend.

Nach kurzer Ueberlegung wollte ich in einen Laden treten, um mir einen Wohnungsanzeiger auszubitten, als mir einfiel, daß Eugen ja in seiner Wohnung, von den früheren Boten der Mutter, nicht angetroffen sei; zu gleicher Zeit erblickte ich an einem nahen Hause in riesigen Goldbuchstaben die Inschrift: Café royal. —

„Also hier werden wir heute diniren!“ lächelte ich vor mich hin — und zog die Uhr. — „Um fünf Uhr! — haben also noch etliche Stunden Zeit. —“

Drei Stunden später trat ich in die geschmückten Säle des Cafés und fragte einen Kellner, ob der Referendarius Hausmann schon hier sei? — Der elegante Bursche, mit weißer Kravatte und weißen Handschuhen, schwenkte seine Serviette und auf eine Thüre deutend näselte er: „Die Herren sind schon bei der Suppe, belieben Sie nur näher zu treten.“

„Ich danke! Ich will nicht stören; bitte um die Speisekarte.“ Meine Auswahl war bald getroffen und als ich auch eine Flasche vom besten Moselwein bestellte, fragte der Garçon: ob ich nicht auch im Kabinet zu diniren befähle? Es sei kein reservirtes Zimmer.

„Gut denn, im Kabinet!“ bestimmte ich und trat ein.

An einem runden Tische saßen drei oder vier elegante Civilisten und ebenso viel Officiere, die meinen Gruß nachlässig erwiderten — ohne weitere Notiz von mir zu nehmen.

Ich setzte mich an das Tischchen in der Fensternische und nahm einstweilen ein Zeitungsblatt in die Hand, über das hinweg ich grade auf Eugen Hausmann blicken konnte.

Ohne Frage war er die bedeutendste Persönlichkeit der ganzen Gesellschaft. In dem feinen, etwas bleichen Gesichte, funkelten dunkle, geistreiche Augen; den hübschgeformten Mund beschattete ein kleines Bärtchen, unter welchem beim Sprechen und Lächeln perlenweiße Zähne erglänzten. —

Wenn ich auch seinen Namen nicht gekannt hätte, so würde ihn mir die sprechende Aehnlichkeit mit seiner Schwester verrathen haben — nur sah Eugen klüger, entwickelter aus.

Mit vollendeten Formen machte er in höchst angenehmer Weise den Wirth und nur dann und wann ließ ein flüchtiges, sarkastisches Lächeln den Beobachter errathen, daß er seine Genossen bei weitem übersah und sich heimlich wohl über den Einen oder Anderen mocquire. Die ziemlich laute Unterhaltung war eben, wie sie heitere, übermüthige junge Leute in fröhlichem, ungenirten Zusammensein zu führen pflegen!

Ein Platz an dem Tische war frei geblieben;

als sich jedoch das Diner seinem Ende näherte und schon die Champagnerpfropfen knallten, trat ein etwas älterer Herr ein, den die Uebrigen mit stürmischer Freude willkommen hießen und als Professor begrüßten. Mit Erstaunen erkannte ich einen Lehrer der Rechtswissenschaft an einer süddeutschen Universität, den ich vor Jahren einige Male flüchtig gesehen hatte.

Der Eingetretene nahm den Sitz an der Seite Eugens ein und unterhielt sich bald vorzugsweise mit diesem, die übrige Tischgesellschaft mit kaum verhüllter Ironie persiflirend, oder gar nicht weiter beachtend. Das Gespräch änderte nun bald seinen Gegenstand und die meisten jungen Herren mochten fühlen, daß es über ihren Horizont ging, denn nach einigen albernen Bemerkungen des Einen oder Anderen, verstummten die Uebrigen und überließen Eugen und dem Professor fast allein die Führung der Conversation. — In hohem Grade interessirt, lauschte ich der wirklich geistreichen Unterhaltung der Beiden und als Eugen in äußerst komischer Weise ein bekanntes lateinisches Citat variirte, konnte ich mich nicht enthalten, in ein halblautes Lachen auszubrechen.

Dies lenkte die Blicke des Professors auf mich und zu meiner Ueberraschung auch erkannte er mich sogleich; sich erhebend, trat er mit einem vollen Champagnerglase auf mich zu und begrüßte mich als ci-devant Stolz der alma mater literarum (der alten Universität) und den Lieblingsschüler des greisen Aeskulap. Meine Versicherung, wie sehr erstaunt ich sei, von ihm nach Jahren noch wiedererkannt zu sein, beantwortete er durch heitere Scherze und stellte mich mit übertriebenen Lobpreisungen seinen Genossen vor. — Eugen lud mich ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen und behandelte mich in höchst zuvorkommender Weise. — Als ich, auf des Professors Frage nach meinem dermaligen Domicil, Schönberg nannte, glitt ein leichtes Erröthen über Eugens Gesicht, doch fragte er mich sogleich ganz unbefangen, ob ich nicht etwa auch seine Mutter und Schwester daselbst kenne? Ich bejahte dies obenhin und lenkte das Gespräch auf andere Dinge, da ich diesen Augenblick natürlich nicht für geeignet hielt, mich meines Auftrages zu entledigen.

Auf die Frage eines der Officiere, wer heute

Abend mit in die Oper gehe und ob nicht vorher eine kleine Promenade gemacht werden sollte, kam es zum allgemeinen Aufbruche. Der Professor erklärte, ein abgesagter Feind aller Musik zu sein und da auch ich mich entschuldigte, forderte er mich auf, als die übrigen ins Theater eilten, den Abend mit ihm zu verbringen. Nachdem ich meinem Kranken noch einen kurzen Besuch gemacht hatte, wandelten wir Beide, Arm in Arm durch die gaserhellten Straßen der Stadt — und der Professor brach plötzlich unser Gespräch, das die heterogensten Dinge berührt hatte ab, indem er mich fragte, ob ich nicht sehr verwundert gewesen, ihn in diesem Kreise von Gecken und Nullen zu finden?

„Ich kann das nicht leugnen, Herr Professor!" gab ich ehrlich zur Antwort, worauf er lachend versetzte: „Ja! ich mache aber interessante psychologische Studien — das heißt, Doctor, all' die Anderen sind ganz gewöhnliche, mehr oder weniger fade, dumme Jungen. — Aber Eugen Hausmann, oder wie ihn der Lieutenant nennt: Der cher baron Eugène de Hausmann, ist ein höchst merkwürdiger und eigenthümlicher Mensch! — Nun

Sie kennen ja seine Mutter und wissen vielleicht mehr von ihm als ich, den der alte Präsident, bei dem ich vor vierzehn Tagen mit Hausmann zusammentraf, auf den interessanten Jungen aufmerksam gemacht hat."

„Was ich weiß, Professor, ist mit drei Worten gesagt: Seine Mutter ist eine liebe, aber ziemlich gewöhnliche Frau — der Sohn hat ihr vor beinahe einem Jahre ihr bischen Vermögen abgeschwindelt, und scheint dies nun hier mit guter Manier durchbringen zu wollen — die Existenz der Mutter ignorirt er aber seitdem."

„Ist das Vermögen groß?"

„So sechszehn Tausend Thaler!" —

„Mehr nicht? — Nun damit wird er ziemlich fertig sein — und ich bin begierig, was er dann beginnen wird. — Uebrigens ist es, wie der Präsident versichert und ich selbst bezeugen kann, Jammerschade um den Menschen. — In dem steckt ein enormes juristisches Talent! — Auf der Universität muß er, wie der Studio sagt: riesig fleißig gewesen sein — denn ich kann versichern, mir ist noch Keiner in dem Alter, er kann doch höchstens fünfundzwanzig oder sechsundzwan-

zig Jahre sein, vorgekommen, der ein so gründliches vielseitiges Wissen und ein so reifes juristisches, Urtheil hat. — Darum allein wäre er schon interessant, — und nun kommt noch diese seine Monomanie dazu — denn seine Verschwendungssucht ist doch eine Art Verrücktheit — meinen Sie nicht, Doctissime —"

„Zweifelsohne —" schob ich ein.

„Ja, und es ist Manier in seinem Wahnsinn" — fuhr der Professor fort. — — „Ich habe ihn seit den paar Wochen unsrer Bekanntschaft mit dem größten Interesse beobachtet, und möglichst viel sonst in Erfahrung zu bringen gesucht. — Hausmann ist kein gewöhnlicher Verschwender — der das Geld mit zahllosen Kleinigkeiten verschleudert — sondern er benimmt sich nur wie ein kolossal reicher Mensch, ungefähr so, als wäre die Summe, die er, wie Sie sagen, seiner Mutter abgeschwindelt hat, nicht sein Ein und Alles, sondern etwa sein Jahreseinkommen. — Uebrigens macht er, so viel ich erfahren habe, keinen Groschen Schulden, sondern bezahlt Alles baar — und ist sogar, wenn einer seiner Kumpane einmal eine Kleinigkeit für ihn ausgelegt hat, — skrupulös

ängstlich im Wiederbezahlen — dabei aber kleidet er sich wie ein Fürst, hat eine hübsche, elegant möblirte Wohnung gemiethet — hält sich die brillanteste Equipage, macht Alles mit, und traktirt gelegentlich eine Bande von unbedeutenden jungen Leuten mit splendider Freigebigkeit, wie Sie heute gesehen haben. Er selbst ist aber ziemlich solid, betrinkt sich niemals und spielt unter keiner Bedingung, obgleich seine Kameraden gern ein kleines Jeu machen: — Faro — oder Landsknecht oder so was —"

„Mag er denn aber niemals daran denken, daß die paar Tausend Thaler bei solchem Leben nicht ewig vorhalten können?" fragte ich den Erzähler.

„Ohne Frage ist er sich wohl bewußt, daß dies Leben nicht gar zu lange dauern kann — und kurioser Weise bezahlt er zum Beispiel die Wohnung, den Lohn des Kutschers etc. allmonatlich pränumerando, und alles Uebrige sofort baar — die rasche Abnahme seines Kassenbestandes kann ihm dabei nicht verborgen bleiben."

„So denkt er wohl daran, die Kasse durch eine glückliche Speculation, vielleicht eine reiche Heirath wieder zu füllen?"

„So viel man weiß nicht, lieber Doctor! — Und auch das ist räthselhaft bei seiner Lebensweise, daß, obwohl er nach den dienstlichen Arbeitsstunden bis zum Abend sich ganz im Kreise seiner Tagediebe und Müssiggänger bewegt, er nächtlicher Weile oder in den Morgenstunden, außerordentlich fleißig zu sein scheint. — Er gilt für den besten und fleißigsten Arbeiter, hat niemals Reste, und versäumt in seinem Dienst, wie mich der Präsident versichert, keine Minute. — In eigentlichen Gesellschaften läßt er sich selten sehen — und jungen heirathsfähigen Damen geht er fast aus dem Wege. — Was er sich denkt und beabsichtigt, weiß ich nicht —

„Und er ist wirklich so außerordentlich wohlunterrichtet?“

„In seltenem Grade, Doctor! — Und nicht blos in Allem was direct zu seinem Fachstudium gehört, — sondern Hausmann besitzt eine wahrhaft seltne universelle Ausbildung, und muß noch täglich fleißige Studien machen, da ihm fast keine Novität auf den verschiedensten Gebieten unbekannt bleibt, und sein Urtheil stets von gründlicher Bekanntschaft und erschöpfendem Studium zeugt.“

„Das ist allerdings eine seltsame und interessante Erscheinung!“

„Ja, lieber Doctor! und eine räthselhafte obenein. — Seit dem ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes versäume ich es keinen Tag, mit Hausmann zusammen zu kommen, aber wie großes Vergnügen mir auch sein Umgang macht, so habe ich seine Pläne und Absichten doch nicht zu ergründen vermocht!“

Im weiteren Verlauf des Gespräches vernahm ch mit Erstaunen, daß der Professor sich gegenwärtig hier befinde, weil schon seit längerer Zeit Verhandlungen schwebten, um ihn für die hiesige Hochschule zu gewinnen. — Die Besprechung dieser Möglichkeit verhinderte uns, wieder auf Hausmann zurückzukommen, und ich kam auch nicht dazu, mit dem Professor meinen beabsichtigten Besuch bei Eugen zu besprechen.

In früher Morgenstunde, — wenigstens früh für das Leben der großen Stadt, suchte ich die Wohnung Eugens auf.

Der Herr Referendarius sei nicht zu Hause! versicherte der Kutscher, der zugleich Kammerdiener zu sein schien.

„Doch, doch!“ war meine zuversichtliche Entgegnung — „Melden Sie mich nur! Hier ist meine Karte!“ —

Der Diener verschwand murrend, kehrte aber bald wieder mit den Worten: „Der Herr Referendarius läßt sehr bitten.“

Ich trat in das comfortable eingerichtete Arbeitszimmer, wo sich Eugen im eleganten Hausrocke, von einem mit Büchern und Papieren belasteten Arbeitstische erhob. Die auf demselben stehende, wenn auch verlöschte Lampe schien anzudeuten, daß er schon vor Tage bei der Arbeit gesessen hatte. —

Nach der Begrüßung richtete Eugen mit fast ängstlicher Spannung die großen, dunklen Augen auf mich, während er sich bemühte, durch anscheinend harmloses Geplauder seine Erwartung zu verbergen. Endlich zog ich den Brief hervor und überreichte ihn dem erröthenden jungen Manne: — „Von Ihrer Mutter! — Adolphinchen läßt grüßen!“

Mit leicht gerunzelter Stirn griff Eugen nach dem Brief, den er, eine Entschuldigung murmelnd, sogleich entfaltete.

Aufstehend und mich im Zimmer umsehend, warf ich doch von Zeit zu Zeit prüfende Blicke auf

den Lesenden, und bemerkte, wie er mehrmals die Farbe wechselte und einige Zeit mit gesenkten Augen vor sich hinstarrte, bis auch er mit leichtem Seufzer aufstand.

Leise trat er an meine Seite, da ich den Inhalt eines geschmackvollen Bücherschranks von außen musterte, und fragte mit halblauter Stimme: „Sie kennen das Schreiben meiner Mutter?"

„Nur ungefähr seinen Inhalt — aber nicht den Wortlaut —

„Also wissen Sie doch, — was meine Mutter will? —"

„Ich denke! —"

„Kennen Sie auch die Vorwürfe, welche mir dieselbe macht?"

„Zunächst meine ich, beschwert sich Ihre Mutter über Ihr monatlanges gänzliches Verstummen!"

„Recht! — und dann über das Ausbleiben der Zinsen!"

„Ich glaube, ja — Herr Hausmann!"

„Nun, dann bitte ich, Herr Doctor, daß Sie meine Mutter möglichst beruhigen. — Ich würde bald schreiben — recht bald. — — Heute, oder

überhaupt jetzt — kann ich nicht — aber in einigen Wochen spätestens — ! —"

„Verzeihen Sie, — aber soll die besorgte Mutterliebe noch wochenlang harren und sich grämen? — Entschuldigen Sie, Herr Referendarius, meine unbefugt scheinende Frage, aber ich bin der Arzt Ihrer Mutter und sehe täglich, wie Gram und Kummer deren Gesundheit untergräbt, wie sie dem Grabe zuwelkt, ohne daß ich helfen kann', weil das einzige Heilmittel von der Hand des Sohnes kommen muß —"

Eugen wandte sich von mir und ging schweigend einige Schritte auf und ab. — Ich bemerkte, wie er wieder die Farbe wechselte und große Tropfen auf seine Stirne traten, die er hastig abtrocknete. — Nach längerem Schweigen, während dessen er offenbar mit seiner Erregung kämpfte, legte er die Hand auf meine Schulter und — — wendete mir sein Gesicht zu, das noch bleicher, als gewöhnlich war. — Die dunklen Augen schienen in verzehrender Gluth zu brennen, — der Ausdruck der Züge zeigte männliche Festigkeit und Entschlossenheit, und um die schmalen, zusammengepreßten Lippen schwebte ein bitte-

res Lächeln. Ein paar mal schien er reden zu wollen, aber der halb geöffnete Mund zuckte wider seinen Willen — und Eugen schloß ihn aufs Neue. Die rechte Hand hielt er auf sein Herz gedrückt, als wolle er dessen Aufwallung bändigen. — So stand er mehrere bange Minuten dicht vor mir. — Endlich löste sich die Erstarrung, welche ihn befallen zu haben schien, die Arme sanken herab — und tief aufathmend begann er mit ruhiger Stimme, der man kaum noch einen Nachklang seiner Aufregung anhörte:

„Obwohl ich eigentlich keinem Menschen das Recht zugestehe, sich einzudrängen zwischen Mutter und Sohn, so erkenne ich doch die edlen Beweggründe Ihrer Einmischung an, Herr Doctor! — und bitte Sie sogar recht herzlich, meiner Mutter Trost zu bringen und Ihren gütigen Beistand derselben fortgewähren zu wollen. — sie wird dessen gar sehr bedürfen, denn die Zeit wird nicht ausbleiben, wo sie volle Berechtigung zu haben glauben wird, von ihrem Sohne das Aergste zu denken, — dann, lieber Herr Doctor! — dann bleiben Sie an ihrer Seite — verhüten Sie, wenn es möglich ist, daß sie sich gegen Andere ausspricht,

und lassen auch Sie sich durch die mütterlichen Klagen nicht irre machen. — Ich schwöre Ihnen, daß ich weder schlecht noch leichtsinnig bin — und daß auch der Tag kommen wird, wo das Mutterauge keine andre Thränen als Freudenthränen weinen wird — aber schreiben kann ich jetzt nicht an sie. — Sagen Sie der Theuren, ich bitte flehentlich, sagen Sie ihr, daß ich sie und die liebe, süße Adolphine von ganzem Herzen liebe — und zu jeder Stunde, bei jeder meiner Handlungen, in Liebe und Verehrung ihrer gedenke. — Sie soll mir nur, wenn's sein kann, ihr Vertrauen erhalten — und bei Allem, was sie hört oder sonst erfährt, fest überzeugt sein, daß ich immerdar ihrer und des theuren seligen Vaters würdig bleiben werde. — — — „Und" schloß er nach einer Pause — „und werden wir heute Mittag das Vergnügen haben, Sie in unserm Kreise zu sehen?"

„Bedauere, Herr Hausmann! — ich werde um ein Uhr schon wieder abreisen —" gab ich zur Antwort, und nach wenigen gleichgültigen Wechselreden empfahl ich mich. — Auf der Straße und während der einsamen Rückreise beschäftigte

mich noch viel der Gedanke an Eugen — und ich vermochte, trotz alles Sinnens nicht, ins Klare über ihn zu kommen: Das Allernächstliegende war die Annahme, daß er einfach ein leichtsinniger, gedankenloser Verschwender sei, und selbst mit seiner übrigen geistigen Entwickelung und Begabung war das wohl vereinbar. Allein er hatte mit so tiefem Ernste gesprochen, daß ich mich unwillkürlich versucht fühlte, seinen Worten zu vertrauen; und dennoch konnte das möglicherweise blos Komödienspiel und Verstellung sein. — Aber seine sichtliche große Erregung vorher? — Auch die war vielleicht zu erklären, durch lebhafte Regungen seines Gewissens. — Genug! — Ich wußte nicht, was ich denken und glauben sollte, und welche Mühe ich mir auch gab, die arme Mutter daheim zu beruhigen und zu trösten, so gelang mir dies doch nur vorübergehend, als ich berichtete, mit welcher Anerkennung sich mein Freund, der Professor, über den Sohn und seine Tüchtigkeit geäußert habe.

Mehrere Wochen vergingen.

Bei meinen Besuchen bei Frau Inspector Hausmann bemühte ich mich nach Kräften, ihr Vertrauen zu dem Sohne durch Wiederholung seiner

Worte und Versicherungen zu befestigen, und ihr Herz zu erfreuen durch lebendige Schilderung seines Aussehens und ganzen Benehmens und durch das günstige Urtheil des Professors. — Ein Brief Eugens kam zwar immer noch nicht, doch erholte sich demungeachtet Frau Hausmann wirklich ein wenig, und durch einen Bankier aus der Residenz waren ihr auch die Interessen des angeblich dem Präsidenten vorgestreckten Kapitals übersandt worden. Dies hatte wesentlich zur Beruhigung der Frau Hausmann beigetragen. Da wurde ich eines Nachmittags schleunigst gerufen, weil ein ungewöhnlich heftiger Krampfanfall eingetreten sei.

Obwohl diese Anfälle durchaus gefahrlos waren, so erregte ihr Anblick doch immer in hohem Grade die Besorgniß der Umgebung der Kranken, wie sie für diese selbst quälend und beängstigend waren. Ich eilte daher sogleich in das Haus der Frau Inspector und hörte hier von Adolphinchen, daß ein heute eingetroffener Brief wahrscheinlich das Erkranken der Mama veranlaßt habe.

Späterhin theilte mir Frau Hausmann mit, der Bankier, welcher die Zinszahlung ermittelt, habe ihr den Empfang ihrer Quittung ange-

zeigt und zugleich mitgetheilt, daß ihr Sohn, was sie gar nicht geahnt, kürzlich das große juristische Examen abgelegt und sich die seltene Censur „vorzüglich gut“ erworben habe — daß aber sonderbarerweise dieselbe Nummer der Staatszeitung, welche seine Ernennung zum Assessor mittheile, auch seine nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste anzeige — und daß in den übrigen Zeitungen eine Auction seiner Equipage, Möbel 2c. angekündigt sei. — „Man sieht hierin,“ schloß der Bericht des Geschäftsmannes, „eine Bestätigung des Gerüchtes, daß der junge Herr Assessor als Docent an eine auswärtige Universität berufen sei.“

An sich waren das eigentlich doch keine üblen Nachrichten, dennoch war die arme Mutter außer sich. — Das Quittiren des Staatsdienstes und die gleichzeitige Ankündigung der Auction, schien Frau Husmann ein Beweis, daß beides in Zusammenhang stehe und wahrscheinlich wegen der Schulden, die der Sohn gemacht habe, nothwendig geworden sei. — Meinen Versicherungen, daß ich darin vielmehr auch eine Bestätigung des vom Bankier erwähnten Gerüchtes sehe, setzte sie ein ungläubiges Lächeln entgegen, und als ich

auf die im Examen erhaltene vorzügliche Censur hinwies, entgegnete sie mit Lebhaftigkeit: „Das beweist ja eben, wie schlimm es mit Eugen stehen muß, daß er trotzdem aus dem Staatsdienst entlassen ist!"

Weil die arme Frua unter dem Einflusse ihrer traurigen Gemüthsstimmung von Tag zu Tage leidender wurde schreib ich an den Sohn und theilte ihm offen alle die traurigen Befürchtungen des Mutterherzens mit. Mein Schreiben war nur kurz — und in derselben Weise war die Antwort Eugens abgefaßt, welche nach einigen Tagen unter meiner Adresse eintraf; sie lautete:

Verehrter Herr Doctor!

Die Ihnen mitgetheilten Facta sind beide wahr. — Ich bin aus dem Staatsdienste ausgeschieden und habe alle meine Habe verkauft. Ein etwas gewagtes Spiel, das ich getrieben habe, ist vielleicht verloren und morgen verlasse ich — mit schwerem Herzen das Vaterland auf Jahr und Tag. Die von der theuren Mutter gegebenen sechszehntausend Thaler hat nicht der Präsident erhalten, sondern ich habe zehntausend Thaler davon ausgegeben. Den Rest von sechstausend

Thalern sende ich in Staatspapieren zurück und bitte Sie, die Summe der Mama zu übergeben. Das Fehlende werde ich mit fünf Procent verzinsen — fünfhundert Thaler für das erste Jahr liegen hier bei. — Für den Fall meines Todes ist mein Leben, wie Sie aus beifolgender Police sehen, auf drei Jahre mit zehntausend Thalern versichert. — Grüßen Sie, ich bitte, meine theure Mutter! — Sie möge mir vergeben und um Himmelswillen nicht irre an mir werden. Leider kann ich nicht nach Schönberg kommen, um ihr Alles zu sagen und schriftlich läßt sich das nicht erörtern. Meiner Adolphine Gruß und Kuß. Der Himmel möge meine Theuren behüten und beschirmen und meine Pläne segnen! Für Ihre Güte und Theilnahme, deren ich, Gott weiß es, nicht unwerth bin, den allerherzlichsten Dank.

Eugen.

In einer Nachschrift war die zuversichtliche Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen ausgesprochen und zugleich die Bitte, unter der Adresse eines Handelshauses in Rio Janeiro alle paar Monate kurze Mittheilungen über das Ergehen seiner Theuren senden zu wollen.

Mit widerstrebenden Empfindungen wußte ich nicht recht, was ich von diesem räthselhaften Benehmen denken sollte. — Ich beschloß endlich, das Schreiben ohne Rückhalt der Mutter mitzutheilen; — und zu meiner Ueberraschung machte es einen besseren Eindruck, als ich erwartet hatte.

Frau Hausmann beklagte zwar schmerzlich, daß Eugen auf so lange Zeit ohne Abschied geschieden sei, doch war sie ungleich ruhiger und vertrauender als früher.

Zu unserer Ueberraschung übersendete das mehr erwähnte Bankierhaus in der Residenz Anweisungen im Betrage von zehntausend Thalern, mit der kurzen Bemerkung, beauftragt zu sein, das Kapital für Rechnung ihres Sohnes an Frau Hausmann zu zahlen.

Ueber diese Erledigung der Geldangelegenheit ungemein erfreut, bedauerte meine Patientin doch lebhaft, daß Eugen kein Wort weiter beigefügt hatte und als nun auch noch Monat auf Monat verging, ohne irgend eine Kunde von dem Sohne, begann sich die alte Aengstlichkeit wieder zu regen und manche schwere Stunde stellte sich ein.

Beinah' ein Jahr war seit Eugens Abreise

verflossen, als ein Brief aus Rio mit fünfhundert Thalern in Wechseln ankam, welche ein dortiges Handelshaus im Auftrage des Herrn Doctor Hausmann sendete. — „Es seien," hieß es in dem Schreiben, „die verabredeten Zinsen." Keine Zeile von Eugens Hand lag bei, kein Gruß, keine Aufklärung über die Bestimmung des Geldes. — Zinsen des schon erstatteten Kapitals konnten es doch nicht sein!

Nach Lösung dieses Räthsels und überhaupt nach weiteren Nachrichten von dem Ergehen des Sohnes verlangend, — gab Frau Hausmann den ängstlichen Besorgnissen Raum; und als bereits das zweite Jahr nach der Abreise Eugens seinem Ende nahte, war das hoffnungsreiche Vertrauen des Mutterherzens längst einer fieberhaften Unruhe gewichen; da traf ein dickes Packet mit dem Poststempel Hamburg ein.

Eugen schrieb, er habe endlich glücklich wieder den vaterländischen Boden betreten, nachdem sein Geschäft in Südamerika zu seiner Zufriedenheit beendigt worden. Einstweilen sende er seine zwar etwas unregelmäßig geführten Tagebücher. — Er selber könne erst in einigen Wochen in Schönberg

eintreffen, wohin ihn seine Sehnsucht gewaltig ziehe. — Er müsse nothwendig erst noch nach Meran in Tyrol eilen, um dort den Fürsten Felix aufzusuchen, in dessen Auftrage er in Amerika gewesen sei.

Aus den Aufzeichnungen ergab sich, daß er ein sehr bewegtes Leben in Brasilien geführt hatte. — Es ließ sich jedoch nicht ersehen, was er eigentlich daselbst getrieben. — Mit um so größerer Spannung sahen wir Eugens verheißener Ankunft entgegen.

Endlich hielt eines Morgens ganz früh eine mit vier Pferden bespannte Extrapostchaise vor meiner Thüre. — Eugen sprang aus dem Wagen, sprach noch einige Worte hinein und schloß dann die Wagenthür, den Postillon in den bekannten blauen Engel dirigirend. — Als ich mich vom Fenster wendete, um ihm entgegen zu gehen, hörte ich ihn schon mit großen Sprüngen die Treppe heraufeilen und in der Thüre des Zimmers trafen wir zusammen. Nach herzlicher Begrüßung mußte ich ihn immer wieder und wieder ansehen. — Der Ausdruck des von strahlender Freude erhellten Gesichtes war ein ganz anderer geworden,

die Farbe der Haut war dunkler und Eugen sah kaum wie ein Deutscher aus. Unschwer hätte man ihn für einen Südländer, vielleicht einen eingebornen Brasilianer halten können. Kraft, männliche Entschiedenheit und Energie, sprachen sich in jedem Zuge des gebräunten Gesichtes aus und lächelnd sagte er, mein prüfendes Anstarren gewahrend:

„Nicht wahr, lieber Doctor, zwei Seereisen und das jahrelange Umherschweifen in den Ebenen Südamerika's haben mich nicht jünger gemacht?"

„Jünger wohl nicht, aber männlicher! — Auch sehen Sie frischer — glücklicher aus!"

„Glücklicher bin ich auch, Doctor!"

„Das freut mich und wird in noch höherem Grade Ihre Mutter erfreuen, welche sich diese zwei Jahre lang nur zu viel gehärmt und gesorgt hat."

„Oh, die liebe, theure Mutter! Es that mir schmerzlich weh, die Theure so ohne alle Nachricht lassen zu müssen. — Ich durfte aber Niemandem von unsren Plänen und Absichten Etwas mittheilen —"

„Auch der Mutter nicht?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„Auch der nicht! — Der Erfolg all' unsrer Bemühungen stand auf dem Spiele und die geringste Indiscretion, selbst ein absichtsloses Verrathen unserer Pläne, konnte dieselben leicht vereiteln.“

„Waren diese Pläne so geheimnißvoll?“

„In der That! — Aber sie sind vollständig ausgeführt. — Sie kennen wohl dem Namen nach den Fürsten Felix?“

„Ich habe ihn oft nennen hören und in den Zeitungen von seiner Absicht gelesen, in Südamerika große Distrikte anzukaufen und mit deutschen Kolonisten zu bevölkern.“

„Richtig! — Der Nämliche ist's. — Durch den Herrn Professor, den Sie ja damals bei uns antrafen, hat er mich zu bestimmen gesucht, daß ich in seinen Privatdienst träte. Denn er hatte sich mit verschiedenen Gesellschaften eingelassen und ein kolossales Vermögen in Actien und Ländereien angelegt. — Schon ehe ich mit ihm in Berührung kam, war der Verdacht aufgestiegen, jene Geldsummen seien wohl nicht ganz sicher an-

gelegt und nach genauer Prüfung aller Verhältnisse konnte ich mit Bestimmtheit aussprechen, daß der Fürst sich offenbar in den Händen von Schwindlern und Intriguanten befand und von ihnen zu Unternehmungen verlockt war, welche eigentlich gar keine Aussicht auf Erfolg — blos den sicheren Verlust jener Millionen — und nebenbei selbst des Ansehens — der Reputation des Fürsten erwarten ließen —"

„Und diese Verhältnisse sind jetzt gelöst?" fragte ich.

„Vollständig! — Mit sehr ausgedehnten Vollmachten bin ich hinüber gereist; es ist mir allmälig gelungen, nach und nach mit verhältnißmäßig geringen Einbußen das ganze Vermögen des Fürsten zu retten und ihn von allen diesen Verbindungen frei zu machen. — Aus Erkenntlichkeit hat mir der Fürst ein Kapital von zehntausend Thalern gegeben und gegen ein brillantes Einkommen die Verwaltung seines Vermögens, sowie die Stelle seines Rechtsbeistandes angeboten, wenn ich nicht eine lebenslängliche, nicht unerhebliche Pension vorziehe und vielleicht dem an mich ergangenen Rufe als Docent und

Nachfolger des Professors Folge leiste. — Sie sehen also, daß ich wenigstens meine Zeit nicht verloren habe und ein gemachter Mann bin. — Doch zunächst zur Mutter! — gehen Sie mit?"

Das war ein freudiges Wiedersehn! — — Eugen wiederholte etwas ausführlicher, was er mir schon über seine Wirksamkeit in Brasilien mitgetheilt hatte und wollte nun auch die Geldverhältnisse und sein Benehmen der Mutter gegenüber erörtern. — Frau Hausmann reichte ihm jedoch die Hand und bat, das Vergangene ruhen zu lassen. „Denn warum, lieber Sohn, wollen wir uns das Herz schwer machen? — — Ich habe Dich wieder, mein theures Kind, und das Vergangene ist vergeben und vergessen!"

Gerührt zog Eugen die liebevolle Mutter in seine Arme und bat mit feuchten Augen:

„Nein, geliebte Mutter! Laß mich gewähren. — Wenn ich mich auch nicht rechtfertigen kann, so will ich mein Benehmen wenigstens erklären. — Bitte, laß mich! Auch vor dem guten Doctor muß ich mich aussprechen."

„Nun, wie Du willst, mein theurer Sohn!" sagte Frau Hausmann nachgebend.

„Uebrigens! was eigentlich die Hauptsache ist, Mama!“ fügte Eugen bei, „bringe ich hier in diesem Portefeuille die bewußten zehntausend Thaler mit. — Redlich erworben und sauer verdient mit manchem Schweißtropfen!“

„Ja, wie denn, Eugen?“ fragte die Mutter erstaunt. „Die hast Du ja vor zwei Jahren schon erstattet!“

„Wer? — was? wann?“ fragte Eugen befremdet.

„Nun, der Bankier hat schon vor zwei Jahren die zehntausend Thaler in Deinem Auftrage —“

„In meinem, Mutter? — Nein, nein! doch ich verstehe. — Das ist Alma's Edelmuth! — Das sieht dem Engel ähnlich.“

Mit einiger Spannung richtete ich fragende Blicke auf Eugen, der, zu mir gewendet, nach kurzer Pause begann:

„Sie wissen wohl aus den Mittheilungen der Mutter, lieber Herr Doctor, daß ich vor mehreren Jahren als Referendarius in die Residenz versetzt wurde. — Das Leben ging mir da von neuen Seiten auf. — Bisher hatte ich mich nur in den beschränkten Kreisen kleinerer Orte bewegt und wurde von dem großstädtischen Treiben und einer

ganz veränderten Geselligkeit mächtig ergriffen, so wie von tausend neuen Eindrücken aufs Höchste erregt. Meine Aufnahme in den verschiedensten Zirkeln war eine überaus freundliche; der Verkehr mit den Heroen der Wissenschaft und in Kunst und Literatur Ausgezeichneten, wirkte anfangs betäubend auf mich, und die mir von allen Seiten entgegenkommende Güte und Freundlichkeit hätte mich vielleicht zu Eitelkeit und Ueberschätzung verführt, wäre ich mir nicht immer bewußt geblieben, wie viel mir noch zu lernen und zu erringen übrig sei.

Der junge Mann hielt inne und fuhr dann lächelnd fort:

„In jener Zeit machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Alma von Werdenstein. — Sie ist die Nichte meines damaligen Präsidenten und sowohl in dessen Hause, als auch an andern Orten sahen wir uns fast täglich. — Schon nach kurzer Zeit schien es mir, als ob Alma mich vor den übrigen jungen Männern auszeichne und ich konnte mir nicht verhehlen, daß sie eine besondere Anziehung auf mich ausübe. — Bald aber mußte ich auch eine gewisse

Ungleichheit ihres Benehmens und Wesens bemerken. War Alma heute recht freundlich und hingebend gegen mich gewesen, so hatte vielleicht morgen schon ihr Wesen und Verhalten etwas Kühles, Fremdes, absichtlich Fernhaltendes — und am nächsten Tage, wenn ich ein Gefühl der Kränkung nicht verbarg, zeigte wieder eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und ein sichtliches Entgegenkommen ihr Bemühen, mich zu versöhnen und den üblen Eindruck zu verwischen. —"

„Kann dies, lieber Sohn, nicht das ganz gewöhnliche Spiel einer Kokette gewesen sein?" unterbrach ihn Frau Hausmann.

„Nein, liebe Mutter, dazu ist sie überhaupt zu aufrichtig und edel. — Ich hatte zwar ähnliche Gedanken, mußte sie aber nach kurzem Nachdenken verwerfen und vielmehr annehmen, daß dies ungleiche Wesen in einem Kampfe ihres Herzens gegen Vorurtheile und Gewohnheiten von gewissermaßen aristokratischer Natur beruhe."

„Nanntest Du die Dame nicht von Werdenstein, lieber Eugen?"

„So ist es, Mama! — sie ist ein adliges Fräulein und den höchsten Familien des Landes

verwandt. Daher fand ich es ganz erklärlich, daß es ihr eigentlich widerstrebte, ihre Neigung einem Bürgerlichen zuzuwenden — und gewissermaßen, um sie auf die Probe zu stellen, umgab ich mich mit dem Scheine eines immensen Reichthums und ließ es geschehen, daß mich meine Genossen baronisirten und ich in den adligen Kreisen ziemlich allgemein Baron von Hausmann genannt wurde. — Wenn ich aber auch dagegen deprecirte und wiederholentlich versicherte, ein ganz gewöhnlicher bürgerlicher Hausmann zu sein, nahm man dies mit ungläubigem Lächeln, gleichsam als eine sonderbare Caprice auf. — Innerlich haben mir übrigens jene Zeiten, trotz des Anscheins, wenig geschadet, denn wenn ich auch einen großen Theil meiner Freistunden mit allerlei faden Gesellen hinbrachte, so lebte ich eigentlich doch eingezogen und häuslich und benutzte redlich die mir zum Arbeiten bleibende Zeit. Die Vorbereitungen zu meinem Staatsexamen gaben mir auch willkommenen Vorwand, mich mehr und mehr zurückzuziehen."

„Und Fräulein von Werdenstein?" fragte ich, begierig auf die endliche Lösung.

„Ja, Alma!“ erwiderte Eugen lächelnd. — „Anfangs schien es wirklich, als ob sie mir, seit sie mich als ihres Gleichen ansehen konnte, noch größere, unverhülltere Zuneigung zuwendete — und schon glaubte ich die Zeit des Aussprechens gekommen und erwog oft, welchen Eindruck es wohl auf Alma machen werde, wenn ich mit dem Geständniß meiner Liebe ihr offen mittheilen würde, daß ich, gleichwie ich durchaus kein Recht auf einen adligen Namen habe, auch keine anderen Reichthümer besäße oder erhoffen könne, als die ich mir etwa selbst durch Arbeit erwerben würde. — Ich gab mich dabei der beseligenden Hoffnung hin, daß meine Liebe zu der Hohen, Lieblichen, volle Erwiderung finden und ihre Zuneigung stark genug sein würde, sie zum Brechen mit all ihren Gewohnheiten zu bringen und dazu zu bewegen, daß sie aus ihren aristokratischen Kreisen heraustrete, um ihre Hand einem schlichten Bürgerlichen zu reichen. — Es kam aber alles anders! — Ich hatte die Herrliche doch noch nicht völlig erkannt! —“

Frau Hausmann und ich verharrten in tiefem Schweigen und Eugen fuhr fort:

„Schon hatte ich nämlich den Staatsdienst aufgegeben und mit dem Fürsten Felix meine nahe Abreise nach Amerika verabredet, als ich von dem Präsidenten zur Theilnahme an einer Landparthie aufgefordert wurde. — Während der Fahrt saß ich im Wagen des Präsidenten Alma gegenüber, deren Augen mit einem eigenthümlich ernsten Ausdrucke, wie sorgenvoll, auf meinem Gesichte ruhten. Auch bei den fröhlichen, geselligen Spielen der jüngeren Theilnehmer begegnete ich häufig diesem sinnenden, prüfenden Blicke, der mir bald so peinlich wurde, daß ich, aus dem Kreise der Jugend verschwindend, in einsamen Träumereien umherstreifte. — Zur Zeit des Sonnenuntergangs hatte ich die nahegelegene Burgruine erstiegen und trat auf einen noch wohlerhaltenen Söller des alten Thurmes. — Von den mir, als ich aus der Dunkelheit der Wendeltreppe heraustrat, plötzlich entgegenblitzenden Strahlen der Abendsonne geblendet, bemerkte ich nicht, daß eine weibliche Gestalt an der Brüstung lehnte und schloß die Augen, mein Gesicht mit der Hand bedeckend. Da fühlte ich meinen Arm berührt und erbebte bei dem leise geflüsterten Klange meines Namens.

Ueberrascht blickte ich auf und fand mich der Geliebten gegenüber, welche ihre Hand zurückziehend, mich anredete:

„Eugen ich habe Sie gesucht; eine Ahnung sagte mir, daß ich Sie hier finden würde!"

Verwirrt wollte ich ein Geständniß meiner Liebe beginnen, doch Alma unterbrach mich mit den Worten: „Eugen! nur wenige Minuten sind uns vergönnt vor unserer Trennung auf lange Zeit, vielleicht auf ewig. — Was wollen wir sie uns verkümmern, durch Aussprechung dessen, was wir ohne Worte wissen! — Ich weiß, daß Sie mich lieben und die Gefühle meines Herzens müssen Ihnen auch schon längst bekannt sein. — Allein es steht doch Etwas zwischen uns."

In gedrängter Kürze sprach ich aus, was seit unserem ersten Zusammentreffen mein Herz bewegt und mich bestimmt hatte, unter dem Scheine glänzender, äußerer Verhältnisse um ihre Liebe zu werben — und schloß mit der Frage, ob sie nun dem namenlosen und gleich ihr unbemittelten Manne angehören wolle?

In ruhigem Schweigen hatte sie mich angehört, jetzt nahm sie selbst das Wort. — Erröthend

aber mit edler Offenheit, schilderte sie den Eindruck meines ersten Besuches im Hause des Oheims und das schnelle Erwachen ihrer Neigung, so wie das frühzeitige Reifen des Entschlusses, mir ihr Jawort zu geben, wenn ich dasselbe begehren sollte. „Denn" sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, „denn ich bin ganz unabhängig und — reich genug, auch meinen Erwählten frei und unabhängig zu machen! — — Es hätte darum jenes Scheines von Glanz und Reichthum nicht bedurft, mit dem sich zu umgeben Sie für nothwendig hielten, um etwa Andere zu verdrängen. — Was frage ich nach Außendingen, was nach der Richtigkeit eines edlen Namens, da mich die Schätze Ihrer Seele bestochen und Ihnen mein Herz gewonnen haben! — Durch den Onkel kannte ich längst Ihr Herkommen und Ihre wahren Verhält-hältnisse — und ich freute mich meines Reichthums, weil ich Ihnen bringen konnte, was ein neidisches Geschick Ihnen von Glücksgütern versagt hat. — Einen edlen Namen, der mehr gilt, als ein durch den Zufall der Geburt erhaltener Adel — würden Sie sich selbst erringen — so hoffte ich vertrauend, — allein die Unwahrheit Ihres äußeren Auftretens

hat meine Freude, meine Hoffnungen zerstört! — Daß Sie mich auf eine unwürdige Probe stellen wollten, das könnte ich verzeihen und vergessen — daß Sie aber Lüge und Unwahrheit zwischen uns gestellt haben — das trennt uns, Eugen!"

Ohne ein Wort der Erwiderung starrte ich, aus allen Himmeln gestürzt, das junge Mädchen an und Thränen eines unsäglich bitteren Schmerzes traten mir in die Augen, als sie fortfuhr:

„Sieh, Eugen! Ich habe Dich von Grund der Seele geliebt! Ja! Gott ist mein Zeuge! Ich liebe Dich noch — trotz aller mir unbegreiflichen Thorheit — und mein Herz blutet, indem ich das Wort des Abschiedes spreche. — — Doch muß es sein! Nur um Eins noch flehe ich, Eugen! — Kehren Sie um! Kehren Sie zurück auf den Weg der Ehre! Reißen Sie sich los von den Banden der Lüge, der Eitelkeit — um Ihrer Mutter willen — um Ihrer Selbst willen — und um meinetwillen!" schloß sie kaum hörbar. —

Eugen verstummte und die Mutter flüsterte: „Armes, armes Kind!" — Eugen hob das herabgebeugte Haupt und fragte leise:

„Glaubt Ihr's, daß ich tief erschüttert war

und daß ich es nicht wagte, der Herrlichen, die mit gefalteten Händen, wie beschwörend, vor mir stand, näher zu treten?

Wir nickten stumm und er fuhr fort:

„Was ich gesagt habe, weiß ich nicht, nur dunkel erinnere ich mich, mit heftigen Worten mich selbst angeklagt zu haben, weil ich in wahnwitziger Verblendung das Vermögen meiner Lieben verschwendet, und mich selbst des höchsten Glückes ihres Besitzes, ihrer Liebe, ihrer Achtung beraubt habe. — Etwas deutlicher ist mir, daß ich das in meinem Herzen aufsteigende Gelübde laut aussprach, das Gelübde: ihrer Achtung wieder werth werden, niemals wieder, auch im Kleinsten nicht von der Wahrheit abweichen und nicht eher ruhen zu wollen, als bis ich durch ernste Arbeit wieder erworben habe, was ich so gedankenlos vergeudet hatte.

Ich fühlte dann noch den Druck ihrer Hand, die Alma wie segnend auf mein Haupt legte — und hörte die leisen Worte: „Thue das Eugen, und Gott segne Dich!“

Dann war ich allein — und ich habe sie

vor meiner Abreise nach Amerika nicht wiedergesehen.“

Bei den letzten Worten war Eugen in großer Bewegung aufgesprungen und lebhaft einigemal hin und hergeschritten. Todtenbleich, mit vor innerer Bewegung zuckendem Gesichte, trat er dann dicht an den Tisch heran, an welchem wir saßen und fügte seiner Mittheilung noch hinzu:

„Am selben Abend noch habe ich an Alma geschrieben mit herzlichem Danke für ihre Offenheit; aber ich war natürlich tief gebeugt — fühlte mich erniedrigt, wie noch nie in meinem Leben. Und das Schlimmste war, daß ich ihr Recht geben mußte und ihre harten Vorwürfe als wohlverdient erkannte —! — Das war ein großer Schmerz, eine unendliche Beschämung — und eine Lehre — hoffentlich für alle Zeiten.“

„Mein armes Kind, mein Liebling!“ flüsterte die Mutter, die Hand nach ihm ausstreckend — doch Eugen wehrte die mütterliche Liebkosung ab und fuhr fort:

„In kurzen Worten theilte ich ihr auch mit, daß ich all' mein Besitzthum verkauft und den Rest meines Geldes Dir, theure Mutter, gesendet

und für das Verlorene möglichste Deckung verschafft habe. — Eine Antwort habe ich natürlich nicht erwartet, auch keine erhalten und acht Tage später reiste ich nach Amerika ab. — Hier habe ich, in dem Verluste meiner Selbstachtung, gräßliche Zeiten verlebt, bis mich das Seltsame, Abenteuerliche meiner Lage dort und das Interesse an meiner Arbeit hinriß und zu fesseln begann — und ich allmählig, mit fortschreitender Lösung meiner schwierigen Aufgabe, mit mir selbst zufriedener werden konnte, wenn auch mein Schmerz sich nicht abstumpfte, noch geringer ward. Endlich war alle Arbeit gethan und ich durfte heimkehren" — schloß Eugen tiefaufathmend.

„Und nun, mein Sohn?" drängte die Mutter den Zögernden — „und jetzt, wie wird Euer Verhältniß sich jetzt gestalten?

„Jetzt, Mama?" antwortete Eugen erröthend. — „Als ich in Meran die Billigung und den Dank des Fürsten empfangen hatte, führte mich der Weg hierher durch die Residenz. — Ich hatte Alma meine Ankunft gemeldet. — Sie kam mir mit offnen Armen entgegen — schon im Reisekleide; denn unter dem Schutze von Tante Emilie, der

Schwester des Präsidenten hat, sie mich hierher begleitet — und —"

„Wo, wo — Eugen? wo ist das süße Kind — dein Engel — deine Retterin?" rief Frau Hausmann erregt.

„Im blauen Engel! Mama! — Ich eile sie zu holen!"

Eines weiteren Schlusses bedarf wohl die Erzählung nicht. — Doch Zweierlei dürfte hervorzuheben sein: In fast alln Fällen solcher nervösen Aufregung und Reizbarkeit, wie sie Frau Haus mann zeigte, geht das ärztliche Gutachten dahin daß körperliche Zustände dem Nervenleiden zum Grunde liegen — hier war es rein nervös! und nur bedingt, durch die jahrelangen deprimirenden Gemüthsaffecte — ohne daß sich eine materielle Krankheit ausgebildet hatte — oder war die Rückkehr Eugens und seine Vereinigung mit Alma das Heilmittel, das alle Leiden der Mutter radical beseitigte?

Ich habe sie noch jahrelang als Freund und Arzt beobachtet und nicht die leiseste Anwandlung der früheren Zustände wieder bemerkt.

Auch das ganze weitere Leben Eugens, zeigte nicht die kleinste Andeutung auf eine in ihm liegende Verschwendungssucht. — Es war offenbar nur die Gewalt seiner Liebe und vielleicht jugendliche Eitelkeit, was ihn auf den Irrweg verlockt hatte — und ebenso war es die Liebe zu dem edlen Mädchen, die ihn empfänglich machte für die tiefe Demüthigung, und ihm zugleich die Kraft verlieh, sich wieder zu erheben, den jugendlichen Fehltritt zu sühnen und zum zweiten Male mit seiner Werbung vor die Geliebte zu treten, um an ihrer Hand ein neues Leben zu beginnen.

Der Name Eugens ist aber jetzt auch bei den Männern der Wissenschaft ebenso bekannt und geschätzt, als er in den Kreisen seiner jetzigen Umgebung allseitig geliebt und verehrt wird. An der Seite der edlen Alma hat er, beglückt und beglückend, schon längst die Mittagshöhe des Lebens überschritten und Beide stehen an der Schwelle eines frohen, ungetrübten Alters.

Siebentes Kapitel.

Der geheimnißvolle Patient.

Bekannt ist die Erzählung von der sogenannten eisernen Maske, d. h. von jenem unzweifelhaft den höheren Ständen angehörenden Herrn, welcher unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, ein halbes Menschenalter lang in verschiedenen Gefängnissen Frankreichs, zuletzt sogar in Paris in der Bastille geschmachtet hat, und dessen Gesicht stets von einer beweglichen schwarzen Sammetmaske verhüllt war.

Die Erinnerung an dieses schauerliche Räthsel mußte natürlich sehr lebendig bei mir erwachen, als auch mein einfacher Lebensweg von einer ähnlichen Erscheinung durchkreuzt wurde. Freilich

war es kein Gefangener, kein Opfer der Despoten-herrschaft, aber wohl ein Patient, der vielleicht unter der Despotie der Verhältnisse seufzend, mir nur dann seinem Lager zu nahen gestattete, wenn eine schwarze Larve sein Gesicht verhüllte.

Der einfache Vorgang war folgender:

Eines Abends hielt die mir wohlbekannte Equipage eines benachbarten Edelmannes vor meiner Hausthür; ich erhielt die Aufforderung, sogleich nach dem Schlosse des Grafen hinauszu-kommen und eine Verbandtasche mit chirurgischen Instrumenten mitzubringen.

Gegen Mitternacht im Schlosse angelangt, wurde ich in einen kleinen Saal geführt, in welchem ich den Grafen und drei oder vier, mir fremde Herren in ruhigem Gespräche fand, welches bei meinem Eintritt sofort verstummte.

Wider seine Gewohnheit unterließ es der Graf, der mich verbindlich begrüßte, mich den Fremden vorzustellen und führte mich zunächst zu einem Kredenztische, um mich nach der Anstrengung der meilenweiten nächtlichen Fahrt zu stärken.

Auf meine dankende Ablehnung bedeutete mich der Graf, ihm gütigst nach einem anderen Theile

des Schlosses zu folgen, wohin uns ein Diener mit zwei Wachskerzen vorleuchtete, obwohl gegen die gewöhnliche Sitte des Hauses alle Corridore hell erleuchtet waren.

Unser Weg führte nach dem mir wohlbekannten, weit in die Ebene vorspringenden und zugleich einen Blick auf das Meer gewährenden Thurm.

In dem kleinen Vorzimmer fanden wir zwei junge Herren, von durchaus aristokratischem Aeußern und entschieden militärischer Haltung, bei einer Weinflasche sitzend.

Der Schloßherr flüsterte ihnen, wieder ohne uns bekannt zu machen, eine Frage nach dem Befinden des Patienten zu und ob wir eintreten dürften?

Sogleich erhob sich der größere der beiden Herren mit der Erklärung, fragen zu wollen und wenn mich mein Ohr nicht getäuscht hat, lauteten seine leisen Worte:

„Ich werde Hoheit fragen."

Nach kurzer Abwesenheit trat derselbe Herr wieder aus dem Thurmzimmer zu uns und forderte uns auf einzutreten: der Verwundete sei bereit.

In dem achteckigen, strahlend hellen Gemache lag, halb von Decken verhüllt, auf einem gerade unter die Hängelampe gestellten Ruhebette eine Gestalt, welche uns näher winkte, des Grafen Vorstellung meiner Person mit einer etwas ungeduldigen Bewegung beantwortete, mit einer Hand die das Gesicht verdeckende schwarze Sammetmaske fester drückend, und mit der anderen die Decke zurückschlagend. Hierdurch wurden zum Theil blutig gefärbte Binden und Tücher sichtbar, nach deren Entfernung sich oberhalb des rechten Kniees eine frische Schußwunde zeigte.

Bisher hatte Keiner von uns die obwaltende Stille unterbrochen, jetzt fragte der Graf leise:

„Steckt die Kugel noch darin?“

Ebenso leise entgegnete ich, daß dies höchst wahrscheinlich sei, da die Wunde keine Gegenöffnung habe.

Als ich ungesäumt mein chirurgisches Besteck öffnete und eine geeignete Sonde ergriff, hielt der Graf meine Hand zurück mit der Frage: „Wird es sehr wehe thun?“

Bevor ich antworten konnte, murmelte der Verwundete undeutlich: „Nur zu! — denn jetzt

leide ich Höllenqualen — seit schon acht Stunden."

Vorsichtig nahm ich die Untersuchung vor, bei welcher der Verwundete nur ein paar Mal zuckte. — Bald gewann ich die Ueberzeugung, daß die Kugel leicht erreichbar zur Seite des unverletzt gebliebenen Knochens steckte; nach kurzen Augenblicken reichte ich dieselbe dem Grafen zu, der sie mit einem freudigen: „Gott sei Dank!" begrüßte, während der Patient nun wie erleichtert tief aufathmete und dann eine Jagdfanfare pfiff.

Bei der Säuberung der Wunde hielt der Graf selbst ein Becken mit Wasser und reichte mir Tücher, Schwämme 2c. zu. Ich legte einen kühlenden Verband auf, nach dessen Beendigung der Patient ein: Bon! hervorstieß und erchöpft den Kopf in die Kissen sinken ließ.

Meine halblaute Frage, ob ich wohl das Gesicht des Verbundenen sehen dürfe? erregte bei dem Grafen eine so lebhafte Geberde des Schreckens und der Abweisung, daß ich mich beeilte zu sagen, dann müsse ich mich auf Untersuchung des Pulses beschränken.

Der Verhüllte hob mir seine Rechte entgegen.

Die Prüfung des Pulsschlages war ziemlich befriedigend, so daß ich nur Ruhe und kühlendes Getränk verordnete und mich erbot, bis zum Morgen auf dem Schlosse zu bleiben, obwohl gar nichts Besonderes zu befürchten sei.

Auf einen Wink des Liegenden bog sich der Graf so tief nieder, daß sein Ohr den leise flüsternden Mund berührte, dessen Worte mir unhörbar blieben.

Wieder aufgerichtet, erfaßte der Graf meine Hand und bat mich, auf Ehrenwort zu versichern, daß ich weder gegen irgend Jemand über die Ereignisse dieser Nacht, noch über die Anwesenheit des Verwundeten im Schlosse reden wolle, auch nicht die weitere Enthüllung der Geheimnisse, welche für mich und alle Welt verborgen bleiben müßten, versuchen würde, selbst wenn der Zufall mich auf die richtige Spur leiten sollte.

Ich gab das geforderte Versprechen und empfahl mich, für den Rest der Nacht das mir angebotene Bett annehmend, um gegen Morgen die Rückfahrt nach der Stadt anzutreten — unter der Erklärung, daß die Equipage des Grafen mich

beim Einbruch der Dunkelheit wieder bereit finden sollte.

Längere Zeit bin ich so jeden Abend hinausgefahren. Bald wurde meine tägliche Anwesenheit recht nothwendig, da sich ein ziemlich bedeutendes Wundfieber einstellte, welches nicht so wohl der erlittenen Körperverletzung entsprach, als offenbar durch psychische Affectionen und nervöse Aufregung bedingt schien und andererseits wieder auf die Heilung der Schußwunde äußerst nachtheilig einwirkte.

Der Graf und die anderen, wohl zum Besuche bei ihm weilenden Herren, äußerten immer große Aengstlichkeit und Besorgniß über den Ausgang der Krankheit, selbst als ich schon mit gutem Gewissen versichern konnte, daß eine unverkennbare Wendung zum Besseren eingetreten sei.

Sehr erschwert war allerdings die Behandlung durch den Umstand, daß ich meinen Patienten niemals ohne die vollständige Verhüllung seiner Gesichtszüge durch die schwarze Maske, aus welcher oft fieberhaft glühende Augen unheimlich hervorleuchteten, zu sehen bekam.

Ich war um des Kranken willen nur froh,

als ich merkte, daß er die Maske nicht beständig trug, sondern nur anlegte, wenn mein Kommen, durch besonderes Klopfen an der Zimmerthüre, durch einen außen wachthaltenden Herrn gemeldet wurde. Im Krankenzimmer selbst befanden sich abwechselnd zwei andere Herren.

Als die beginnende Besserung entschieden fortschritt und ich einmal noch in der Nacht nach Schönberg zurückfahren wollte, sprach der Graf die Absicht aus, mich zu begleiten. Kaum hatten wir den Schloßberg hinter uns, als er meine Hand ergreifend in herzlichem Tone fragte:

„Nun, mein werther Freund! Sagen Sie mir, was Sie eigentlich über diese Geschichte denken?"

„Viel darüber nachgedacht, Herr Graf, habe ich nicht," erwiderte ich lächelnd.

„Sie werden aber doch begierig sein, zu erfahren, welche Bewandniß es mit meinem räthselhaften Besuche hat?"

„Verzeihen Sie Herr Graf — wenn ich dies verneine. — Ich bin ganz frei von aller müßigen Neugier — und im vorliegenden Falle sage ich mir einfach: der Mann mit der eisernen Maske —"

„Oh, nennen Sie ihn die eiserne Maske? Das ist sehr originell“ unterbrach mich der Graf lachend — „der allerliebste Einfall wird ihn selber sehr ergötzen.“

„Er liegt ziemlich nahe, Herr Graf! Genug, ich vermuthe, daß jener Herr Gründe hat, unerkannt zu bleiben und Sie es wahrscheinlich aus denselben Gründen nicht wünschen, daß von Ihrem Gaste geredet wird. Uebrigens geht mich eigentlich nichts weiter an, als sein körperliches Befinden, dies aber wird Gott sei Dank, trotz aller Hindernisse, von Tag zu Tage besser. — Das ist ja die Hauptsache.“

„Ja wohl, die Hauptsache, lieber Doctor, obwohl es auch für uns Alle gar sehr angenehm ist, daß man von seinem Aufenthalt bei mir keine Ahnung zu haben scheint, obwohl in der Residenz jedes Mittel, selbst ein recht auffallendes, angewendet wird, ihn aufzufinden.“

„In der Residenz, Herr Graf? — Ich habe vor einigen Tagen einen Brief von einem dortigen Freunde, auch einem Arzte, erhalten, der mir Etwas sehr Sonderbares mittheilt.“

„Was denn, Doctor? wenn ich's wissen darf! — vielleicht ist es dasselbe, was ich meine.“

„Nun, bei allen Aerzten in der Residenz und nächsten Umgegend, ist von Seiten der Polizei amtlich angefragt worden, ob etwa Einer von ihnen einen fremden Herrn, der möglicherweise in einem Duelle verwundet worden sei, in ärztlicher Behandlung habe? — Mein Freund schreibt dazu, daß, trotz der feierlichen Anfrage, seines Wissens kein einziger Kollege in der Lage gewesen sei, eine bejahende Antwort zu geben.“

Da der Graf in tiefes Schweigen und Nachdenken versank, so fuhr ich unbefangen fort: „Man bringt diese officielle Nachfrage mit dem plötzlichen Verschwinden eines hohen Herrn, eines Gastes in der Hofburg, in Zusammenhang, durch das die höchsten und allerhöchsten Kreise sehr alarmirt sein sollen, und da verschiedene Hofbeamte von Zeit zu Zeit kurze Briefe von dem Verschwundenen erhalten haben, so glaubt die Fama, derselbe sei vielleicht in Folge eines Rencontres außer Stande, gegenwärtig bei Hofe zu erscheinen. Weil er aber in seiner bisherigen Wohnung nicht zu finden ist, vermuthet man ihn irgendwo verborgen.“

„Doctor!“ unterbrach plötzlich der Graf mein Plaudern. „Doctor! Die Sache hat ihre sehr ernste Seite. — Ich gestehe Ihnen, was Sie ja schon längst errathen haben, daß ein Zusammenhang zwischen jener Geschichte und unsrem Manne mit der eisernen Maske besteht. Specielleres darf ich Ihnen nicht mittheilen, denn es ist nicht mein eigenes Geheimniß. — Für die Betheiligten ist es aber von größter Wichtigkeit, daß Alles tief verschwiegen bleibt. — Daher entschuldigen Sie die Frage: Haben Sie wohl die Möglichkeit erwogen, daß auch an die Aerzte der Provinz, eine ähnliche Anfrage gerichtet werden könnte und was gedenken Sie in solchem Falle zu thun?“

„Herr Graf!“ antwortete ich lächelnd. „An die Möglichkeit habe ich wohl gedacht, allein ich glaube nicht, daß man einen solchen Schritt thun wird.“

„Ja, warum nicht, Herr Doctor?“

„Weil die Maßregel zu auffallend sein und zu geringen Erfolg versprechen würde, da die meisten Kollegen sich nicht verpflichtet glauben würden, wahrheitsgetreu zu antworten. Wenigstens läßt sich darüber streiten, ob ein Arzt zu solcher

Aussage verpflichtet ist und ob die Behörde die Berechtigung zu solcher Frage hat, wenn es sich nicht etwa um Ermittelung eines Verbrechens handelt!"

„Und Sie, Herr Doctor, was würden Sie in solchem Falle für das Rechte halten?"

„Ich, Herr Graf, würde nicht glauben prüfen zu müssen, ob die Polizei ihre Befugnisse überschreitet oder nicht, sondern würde offen und ehrlich antworten. — Vorher aber, wenn ich überzeugt wäre, daß es sich nicht um ein Verbrechen handelt, meinen Patienten zu rechter Zeit von der Gefährdung seines Geheimnisses in Kenntniß setzen und ihm anheimgeben, was er zur Sicherung desselben für Schritte thun will."

„Ich danke Ihnen, lieber Doctor!" sagte der Graf und setzte ernst hinzu: „Mein Ehrenwort gebe ich Ihnen, daß es sich um kein Verbrechen, nur um eine einfache Uebertretung des Duellverbotes, sowie um Hof- und Familienintriguen handelt und auch, daß bei dem Duelle blos mein Gast verwundet ist. Sie werden also mit gutem Gewissen Ihren edelmüthigen Entschluß ausführen können, wenn —"

„Ja, wenn, Herr Graf, das Unwahrscheinliche eintreten sollte.“

„Jedenfalls danke ich Ihnen sehr, mein Freund! der Zweck meines Mitfahrens war die Erlangung dieser Beruhigung — doch hier sind wir am Thore der Stadt.“

„So erlauben Sie, Herr Graf, daß ich hier aussteige, ich möchte noch ein Stückchen gehen. — Heute Abend also werde ich wieder bereit sein.“

„Schön, schön! Herr Doctor! und die eiserne Maske werde ich von Ihnen grüßen!“ rief mir der Graf noch lachend nach.

Von Tag zu Tage schritt jetzt die Heilung des Verwundeten mit Riesenschritten vorwärts.

Etwa in der sechsten Woche meines allabendlichen Hinausfahrens nach dem Schlosse, wurde einmal mitten im Walde der Wagen durch den Haltruf eines Reiters angehalten, welcher an dem Wagenschlage sein Pferd parirend, mich in französischer Sprache anredete, wie sich mein Patient befinde?

„Von welchem Patienten reden Sie, mein Herr?“ war meine Entgegnung.

„Von welchem? Nun, von dem, zu welchem Sie so eben hinfahren!“

„Dann erlauben Sie“ erwiderte ich kühl, „daß ich die Antwort schuldig bleibe. — Entschieden habe ich nicht Lust, einem Unbekannten auf der Landstraße über meine Praxis Rede zu stehen! Vorwärts, Kutscher!“

„Halt! noch einen Augenblick!“ bat der Reiter. — „Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich mich nur in bester Absicht in das Geheimniß einzudrängen suche.“

„Ich verstehe Sie aber nicht, mein Herr und weiß von keinem Geheimnisse!“

„Vollständig ehre ich Ihre Discretion, Herr Doctor! Nur kenne ich von dem Geheimniß mehr, als vielleicht Sie selbst“ — und seine Stimme zum Flüstertone sinken lassend, fuhr er leise fort:

„Meine Einmischung werden Sie erklärlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß meine Leidenschaftlichkeit uns, die wir Verwandte sind und uns bisher wie Brüder liebten, einander mit der tödtlichen Waffe gegenüber gestellt hat, und daß meine Hand die unglückselige Verwundung des Vetters herbeiführte.“

„Wozu, mein Herr!“ unterbrach ich den Unbekannten, „wozu mir diese Mittheilungen, um die ich nicht gebeten habe und die ich nicht verstehe?“ —

„Nun, um Ihnen zu zeigen, daß ich in ein Geheimniß eingeweiht bin, dessen Bewahrtbleiben für mich genau ebenso wichtig ist, als für Henri und alle anderen Betheiligten und außerdem, um Sie dafür zu gewinnen, daß Sie gütigst diesen Brief und meine Karte dem Grafen übergeben. Wollen Sie die Güte haben?“

Ich bejahte und empfing Brief und Karte aus der Hand des Reiters, der nach kurzem Danke im Galopp in einen Nebenweg einbog. —

Der Graf erblaßte bei meiner wortgetreuen Erzählung und wurde erst wieder ruhiger nach einem Blicke auf die Visitenkarte, die ich bisher absichtlich nicht näher angesehen hatte, auf der ich aber jetzt absichtslos ein fürstliches Wappen erblickte.

Den mit keiner Adresse versehenen Brief zwischen den Fingern drehend, fragte dann der Graf erstaunt: „Und der ist an mich gerichtet?“

„Der Unbekannte bat, das Schreiben in Ihre Hand zu legen, Herr Graf.“

„Sehen wir denn, was es bringt!“ rief der Graf das Siegel lösend. Kaum hatte er jedoch den Brief entfaltet, als er mit dem halblauten Ausrufe: „Ha! an den Fürsten von seinem Vetter!“ aus dem Zimmer eilte. —

Allein gelassen, hatte ich Muße über dies neue Räthsel, wenn auch fruchtlos nachzusinnen, denn es verging fast eine Stunde, ehe der Graf in sichtlicher Bewegung wiederkehrte, um mich schweigend den gewohnten Weg nach dem Thurme zu führen.

Im Vorgemache bat er mich, Platz zu nehmen, während er selbst ans Krankenzimmer klopfte und eintrat — von den sonst hier postirten Herren war keiner da und ich mußte wieder einige Minuten einsam warten, bis der Graf zu mir heraustrat, an seinem Arme einen jungen Mann führend, den ich augenblicklich für eine verkleidete Dame zu halten versucht war. — Dieser Verdacht wuchs noch, als ich auf eine Handbewegung des Grafen der Zimmerthür zuschreitend, flüchtig gewahrte, wie der Jüngling mit beiden Händen des Grafen Arm umfaßte und ausrief: „Ach! Lothar, ich bin zu selig!“

Mein Patient stand vor dem Spiegel und

befestigte soeben noch die Maske an dem Gesichte. — Den gewohnten Stock verschmähend, trat er mir rasch entgegen mit der Frage:

„Doctor! glauben Sie, daß ich in drei Tagen reisen kann, wenn ich den Wasserweg wähle? — Dort unten schaukelt sich das Boot, das den Cäsar und sein Glück tragen soll!“

Ich folgte mit dem Blicke der Richtung seines Armes und sah in einer Bucht des Meeres einen vor Anker liegenden Schoner, dessen Takellage sich auf den monderhellten Meereswellen abzeichnete.

„Nun, Doctor, darf ich reisen? wiederholte der Fragende.

„Unbedenklich!“ lautete meine Antwort. — „Schon gestern war die Wunde fest geschlossen und Ihr Allgemeinbefinden war vortrefflich!“

„Oh, und heut erst, Doctor! — Heut ist Alles, — Alles gut!“

„Verzeihen Sie,“ fügte er nach kurzer Pause bei, „daß Ihr dankbarer Patient auch beim Abschiede in der eisernen Maske bleibt. — Wir könnten uns späterhin wieder begegnen — und dies Abenteuer muß womöglich Jedermann verborgen bleiben. Als Erinnerung der hier verlebten Wochen

tragen Sie aber gütigst diesen sonst werthlosen Ring, bis Sie ihn etwa einst an einen Damenfinger schieben — und nun leben Sie von Herzen wohl — mein lieber, lieber Freund!"

Am folgenden Tage brachte mir ein Reitender einen Brief des Grafen mit artigen Dankesworten. Dabei lag ein reiches Geschenk und einige herzliche Abschiedszeilen unterzeichnet: Ihr dankbarer Freund en masque: Heinrich.

Bei einem späteren Zusammentreffen mit dem Grafen war derselbe überaus herzlich und freundlich und wendete sich nach Beendigung unserer Begrüßung einem anderen Herrn zu, dessen Arm mit den Worten ergreifend: „Wissen Sie schon von der Verlobung meiner kleinen Cousine mit —" (den Namen sprach er sehr leise aus.)

Vier Wochen später las man in den Zeitungen:

„In diplomatischen Kreisen spricht man viel von der bevorstehenden Verlobung der Prinzessin Anna mit dem Fürsten Theodor von **, dem Cousin des Fürsten Heinrich von **, welchem früher die Hand der Prinzessin bestimmt schien und dessen räthselhaftes monatelanges Verschwinden im vorigen Sommer, damals die Hofkreise so sehr

beschäftigte und zu allerlei Vermuthungen Anlaß gab.

Fürst Heinrich soll, unter Verzichtleistung auf die etwaige Thronfolge, die Einwilligung seines Vaters zu seiner Vermählung mit einer bloßen Grafentochter erhalten haben.

Beide Vermählungen werden in nächster Zeit Statt haben und die glücklichen Paare, einem Gerüchte zufolge, den Winter in Italien, am Lago-Maggiore zubringen."

Achtes Kapitel.

Rasch tritt der Tod den Menschen an.

Die Thurmuhr hatte die Mitternachtsstunde verkündigt, als mit so ungewöhnlicher Heftigkeit an meiner Klingel gezogen wurde, daß der helle Klang in allen Räumen des Hauses deutlich vernommen wurde.

Während ich aus dem Bette sprang und den Schlafrock umwarf, fiel mir einer meiner Universitätsfreunde ein, der in solchem Falle unfehlbar zu sagen pflegte: „Der hat Eile!" — und ich beeilte mich selber, um möglichst schnell ein Fenster öffnen und fragen zu können: Wer da sei?

Vor der Hausthüre standen zwei Männer mit Laternen und antworteten: die Frau eines ihrer Kameraden, der in einer einsam gelegenen, zur

Colonie Friedrichsthal gehörenden Hütte wohne, erwarte ihre Entbindung und die kluge Frau des Ortes habe sie in die Stadt geschickt, um den neuen Doctor zu holen. So wurde ich ziemlich allgemein genannt, obgleich ich schon fünf Jahre lang in Schönberg ansässig war.

Ich öffnete selbst die Hausthüre und fragte nach dem Wege, um je nach Umständen den Wagen anspannen oder ein Pferd satteln zu lassen.

„Herr Doctor!" antwortete der ältere der beiden Boten, „entschuldigen Sie, zu Wagen kann man nicht hinkommen in Hansens Wohnung, aber reiten können Sie, wenn Sie das Pferd führen und nebenher gehen wollen. — Es geht sehr bergauf und bergab."

„Da thue ich wohl am besten," meinte ich, „wenn ich das Pferd zu Hause lasse und mich Schusters Rappen bediene?"

„Das wird freilich noch besser sein" versetzte Andreas, der Jüngere.

„Gut! dann wollen wir gehen. — Hier diese Tasche mit Instrumenten habe ich aber nöthig, — die wird wohl Einer von Euch tragen."

In wenigen Minuten waren meine Vorbereitungen gemacht und wir brachen auf.

Es war eine herrliche Sommernacht. Wir verließen sehr bald die Ebene und stiegen auf schmalen Fußsteige in dichtem Walde bergauf, Einer hinter dem Andern, da der Weg nicht erlaubte, daß wir nebeneinander gingen. — Der Aeltere, Martin, führte den Zug, mit seiner Laterne den Pfad erleuchtend, dann folgte ich und Andreas machte den Beschluß.

Schon öfters war mir aufgefallen, daß zur Nachtzeit immer zwei Boten mit einander kamen. Ich fragte nach dem Grunde?

„Ja, das ist so Mode hier," erwiderte Martin. „Wir wissen das nicht anders."

„Ihr werdet Euch allein doch nicht fürchten?"

„Nee! aber es ist halt so Mode!"

„Hm! — Wie heißt denn Euer Kamerad?"

„Jacob Hansen, Herr Doctor! Er ist Kohlengräber in der Louisengrube."

„Warum habt Ihr denn da nicht den alten Doctor geholt? Der ist ja der Arzt der Knappschaft!"

„Weil der doch des Nachts nicht kommt und

weil die kluge Frau gesagt hat: Der Neue kann's besser!"

„So!"

„Ja, das ist der Grund."

„Wie lange ist denn der Jacob schon verheirathet?"

„Zwei Jahre!"

„Also ist er wohl noch jung?"

„I nee! Er ist mit mir in einem Alter, — und er hat schon zweie todt! Die Liese ist aber ganz jung. — Zu Weihnachten wird sie sechsundzwanzig."

„Wie alt seid Ihr denn, Martin?"

„Einundvierzig — und noch ledig. — Ich habe auch die Liese heirathen wollen, sie mochte mich aber nicht und hat den Jacob genommen. Denn warum? — Sie hat gemeint, ein Wittmann wäre solider, als ein lediger Bursche. — Na, ich weiß nicht. — Bin mein' Lebtage nicht so betrunken gewesen, wie der Jacob alle Zahltage ist, — so recht sternhagelvoll!"

„Leben sie denn gut miteinander?"

„Ich denke wohl, Herr Doctor, außer daß er sie dann regelmäßig prügelt, wenn er voll ist: — Im Uebrigen leben sie wie die Engel mit einander!"

Unsere Unterhaltung verstummte, denn ich

dachte über das Glück einer Ehe nach, in der die Gatten wie die Engel mit einander leben, der Mann sich aber alle Sonnabend sternhagelvoll trinkt und dann die Frau prügelt.

Nebenbei ergötzten mich die Streiflichter, welche unsere Laternen zwischen die Bäume warfen, und unsere riesigen Schatten, die an den lichten Stämmen hinglitten.

Plötzlich endete unser Weg auf dem Gipfel einer Anhöhe und steil senkte sich ein alter Wasserlauf in's Thal hinab, dem wir mit Gefahr, bei jedem Schritte in die Tiefe zu rollen, fünf bis zehn Minuten lang folgten. Ueber den steinigen Bach, den wir im Grunde zu passiren hatten, lag statt einer Brücke ein ziemlich glatter, schlüpfriger Baumstamm.

„Da müssen wir h'rüber, Herr!“ sagte Martin

„Giebt's keinen anderen Weg?“

„I nee! — Es hat übrigens keine Gefahr. — Jacobs Vater ist vor elf Jahren zwar da h'runter gestürzt und hat den Hals gebrochen. Er war aber fast niemals nüchtern. — Na, der Jacob kann's auch noch so weit bringen. — Ist auf gutem Wege! — Andres! fasse hier meinen Stock 'mal an — so — und nun vorwärts, Herr!

Sie haben jetzt ein Geländer, an dem Sie sich halten können."

Ich hatte dasselbe Manöver oft schon in der Schweiz erprobt und erfahren, daß ein horizontal gehaltener Alpenstock, den der vordere und hintere Führer an den Enden anfassen, in der That für den zwischen Beiden Gehenden, mit Erfolg die Stelle eines Geländers ersetzt und bei schwierigen Passagen einen guten Anhalt gewährt. — Sehr ähnlich war es hier. — Der Baumstamm war passirt und bergauf, bergab ging es weiter.

Ein Hund schlug in der Ferne an, dessem Beispiel ein paar andere folgten.

„Das ist Kasparn seiner" sagte Andreas.

„Ja!" bestätigte Martin. — „Da hinaus liegt Friedrichsthal. Jetzt sind wir gleich an Ort und Stelle."

Einige hundert Schritte weiter blickte uns ein Licht entgegen und bald langten wir in Jacobs, auf einer kleinen Waldblöße stehendem Hause an.

In der niedrigen Thür stand Frau Weißenblatt, die mir schon von ähnlichen Zusammentreffen bekannt war und mich hier empfohlen hatte.

„Guten Abend, Madame Weißenblatt!"

„Guten Morgen, bester Herr Doctor! — Das

ist schön, daß Sie kommen, wir haben schon recht verlangend nach Ihnen ausgeschaut. Die Liese jammert sehr und ohne Kunsthülfe geht's nicht! — Ich habe Alles vorbereitet."

Dann referirte sie über den Stand der Dinge und ich fand Alles genau so, wie die erfahrene Wehemutter berichtet hatte.

Es war in der That eine Operation nothwendig — und nach einer Viertelstunde legte ich ein neugeborenes Knäblein in die Arme der Mutter, welche allerdings bei der Geburt des Kindes viel gelitten hatte, aber doch glückselig den kleinen Weltbürger in die Arme schloß. — Die junge Mutter war, wie Frau Weißenblatt bestätigte, nicht älter, als Gevatter Martin angegeben hatte. Von den Mühen des Lebens und harter Arbeit waren aber längst schon alle jugendliche Frische und aller Liebreiz, wenn sie deren je besessen hatte, ausgetilgt und doch erhielten die wetterharten Züge, als die Mutterfreude in ihnen aufleuchtete, einen fast rührenden Ausdruck.

Mit Thränen in den Augen, dankte sie mir für den geleisteten Beistand und bedeckte meine Hand mit Küssen.

„Na, Liese — schau! was habe ich gesagt?"

redete Madame Weißenblatt die Wöchnerin an. — „Ist der neue Doctor nicht ein Segen für alle Weiber weit und breit?"

„Ein wahrer Lichtengel Gottes!" versicherte Liese mit strahlenden Dankesblicken. — „Aber Grethe! hast Du Kaffee gekocht für den Herrn Doctor? — In dem Wandschrank liegt ein Weißbrot bei der Butter!"

„Ich danke für Alles, gute Frau! Sprecht nur nicht so viel!" ermahnte ich und Madame Weißenblatt erklärte:

„Der neue Herr Doctor nimmt nichts an. Ich kenne schon seine Art. Der ist nicht wie der alte Doctor Specht, der Frühstücksdoctor. — Kommen Sie, Herr Doctor, ich weiß, daß Sie jetzt die Wäsche wechseln wollen. Da, in der kleinen Kammer, steht Wasser, — Seife und was Sie sonst brauchen, wird wohl, wie immer, in der grünen Tasche sein."

Die kluge Frau hatte Recht. Ich zog mich auf einige Minuten zurück und trat dann erfrischt wieder in das schwüle, niedrige, zugleich als Schlafstube dienende Wohngemach, in dem Frau Weißenblatt bereits so ziemliche Ordnung hergestellt hatte

und jetzt beschäftigt war, die gebrauchten Instrumente zu säubern.

Während ich dieselben sorgfältig abtrocknete und in die grüne Tasche packte, warf ich erfreute Blicke auf die Mutter und das Kind.

Von allen Situationen im Leben des Arztes ist keine so erhebend für das Gefühl desselben, als wenn er nach einer schwierigen und glücklich beendigten Entbindung sich sagen darf, daß seine Kunst und Geschicklichkeit zwei Menschenleben gerettet hat, die ohne seine Hülfe wahrscheinlich Beide verloren gewesen wären.

Da ruhte jetzt das Neugeborene im Arme der schwergeprüften Mutter, die für monatelange Beschwerden und für die überstandenen Leiden der letzten Stunden, reichlich entschädigt schien durch das unbeschreibliche Gefühl von Glück, das sie im Anschauen des Kindes empfand, welchem sie mit Gottes Beistand das Leben gegeben hatte.

Nach dem Sündenfalle des ersten Menschenpaares hat Gott, der Herr, zum Weibe gesprochen: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen und Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären!“ — Und doch sind es süße Schmerzen, denn wie unerträglich sie auch scheinen, meist kommt der Augenblick,

dessen Seligkeit reichlich alle diese Leiden aufwiegt und vergessen macht. —

Viele hundert Male habe ich mit solchen Gedanken am Bette einer jungen Mutter gestanden und im Stillen dem Herrn für seine Gnade gedankt, die er der Wöchnerin erwiesen und für das Glück, ein Arzt zu sein und das Mittel, dessen sich der Herr bedient, um jene schmerzensvollen Stunden zu vergelten, durch die reiche Fülle des Mutterglückes! —

Endlich war ich fertig. — Martin und Andreas, die in der Küche saßen, erhielten Weisung ihre Laternen anzuzünden, obgleich der junge Tag schon dämmerte und ich trat zum Lager der Entbundenen, um mich zu verabschieden. — Liese drückte und küßte mir die Hand und selbst ihr roher Gatte stand mit thränenfeuchten Blicken da.

Noch einmal prüfte ich den Zustand der Frau und fand kein kleinstes Zeichen, das mir Besorgniß erregt hätte. — Meine Mahnungen, ja nicht zu früh das Bett zu verlassen, wiederholend, nahm ich Abschied — und stand noch, die Thüre in der Hand, leise Worte mit Frau Weißenblatt wechselnd.

Da richtete sich Liese plötzlich auf und rief angstvoll:

„Jacob! Jacob! die Lampe geht ja aus! Es wird so dunkel!“ —

Erschreckt ließ ich die Thüre zufallen und trat dem Bette näher.

Noch einmal murmelte Liese: „So dunkel!“ und mit einem Seufzer sank der Kopf in die Kissen

Die Augen waren gebrochen. Ich faßte nach dem Pulse, nach ihrem Herzen. — Es stand still — Das Leben war entflohen. Die eben noch vom Mutterglück Erfüllte, war hinüber gegangen zur himmlischen Seligkeit. —

Die Plötzlichkeit des Ereignisses hatte auch die kluge Weißenblatt, die schon an tausend Wochenbetten gesessen hatte, tief erschüttert. Bleich vor Schrecken reichte die sonst so Redselige mir schweigend die Hand — und eine Stunde später schritt ich einsam durch den Wald zur Stadt zurück und schloß ein langes, aus bewegten Herzen quellendes Gebet mit den Worten: Herr! Dein Wille geschehe.

Die Begleitung Martins und seines Gefährten hatte ich abgelehnt — und tief ergriffen und gesenkten Hauptes kam ich heim.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. W. Gleißner in Plauen.

Erlebnisse eines Arztes.

Von

Dr. E. D. Muud.

I. Abtheilung.

II. Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1866.

Inhalts-Verzeichniß.

Capitel | | Seite

Erlebnisse eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Säuferwahnsinn. Delirium tremens.

Unmittelbar vor der Thüre eines stattlichen Gebäudes, das kaum fünf Minuten von der Stadt entfernt liegt, steht ein Kreis von dichtbelaubten Platanen, deren in einander geflochtene Zweige ein breites Schirmdach gegen zu lästige Sonnenstrahlen bilden und selbst einen mäßigen Regenschauer abzuhalten vermögen. Darum ist das freie Plätzchen unter diesen Bäumen der Lieblingsaufenthalt der Familie.

Das ansehnliche Haus bildet mit anderen Gebäuden ein längliches Viereck, dessen Seiten einen geräumigen, zum Theil mit Bäumen bepflanzten Hof umschließen. Hochragende, schlanke Schornsteine verrathen die Aufstellung mehrerer Dampf-

maschinen und ein anhaltendes schnurrendes Geräusch, so wie Abends der aus allen Fenstern strahlende Lichterglanz verkünden, daß sich im Innern der Gebäude ein reges Leben und fleißige Thätigkeit entfaltet.

Der vorüberziehende Wanderer, der etwa einen ihm Begegnenden nach der Bestimmung der Gebäude fragt, bekommt wohl die halbverwunderte Antwort: ob er nicht wisse, daß dies die weitberühmte Spinnfabrik der Herren Schröter und Co. sei, welche hier, entfernt von ihrem Wohnorte, die Fabrik angelegt haben, um den weiten Transport der hier ganz in der Nähe gewonnenen Steinkohlen zu ersparen! —

Bei Anlage der Fabrik mögen wohl noch andere Umstände die Wahl grade auf diesen Platz dicht bei Schönberg gelenkt haben; im Volke circulirt aber die Ansicht, daß die Kohlenschätze dieser Gegend für die betriebsamen Unternehmer entscheidend gewesen sind.

Die Leitung des ganzen Unternehmens war von Anfang an einem Verwandten der Besitzer, Herrn Emil Wellern, anvertraut worden.

Als ich die Bekanntschaft desselben machte, war

er ein blühender, kräftiger Mann von einigen vierzig Jahren, welcher in der Stadt und Umgegend die allgemeinste Achtung genoß und wegen seiner Leutseligkeit von den Arbeitern der Fabrik wie ein Vater geliebt und verehrt wurde. — Seit einer Reihe von Jahren verheirathet, erfreute er sich des Besitzes von sechs oder sieben Kindern, deren Tummelplatz, wenn es die Witterung irgend gestattete, unter den erwähnten Platanen vor dem Hauptgebäude war.

Mit Ausnahme des Winters und entschiedener Regentage, pflegte unter dem grünen Dache Frau Wellern in Mitten der lärmenden Kinderschaar zu sitzen, häufig von mehreren arbeitenden Mägden umgeben, — und schon bevor ich noch mit der Familie bekannt war, hatte ich mich oft von fern am Anblicke der anmuthigen und belebten Gruppe ergötzt.

In nähere Beziehung zu der Familie kam ich, als ich eines Tages vorüberfuhr und angerufen wurde, weil sich soeben ein Arbeiter, bei einer der Dampfmaschinen erheblich verletzt hatte. — Ich ging grüßend bei der Frau vom Hause vorüber in den Fabrikraum, wo mich Herr Wellern erwartete.

Der Verunglückte hatte so schwere Brandwunden und andere Verletzungen erlitten, daß ich den Transport in seine zwei Stunden entfernte Behausung für unthunlich erklären mußte.

„Gut" sagte Herr Wellern zu einem jüngeren Manne — „das ist entscheidend. — Ich gehe nämlich" fuhr er zu mir gewendet fort, „schon lange mit dem Plane um, in dem einen Gebäude ein Krankenzimmer mit ein paar Betten einzurichten und der arme Reuter soll nun der Erste sein, der dort Aufnahme findet. — Nur getrost, lieber Reuter! — Ihr werdet gute Pflege haben und der Herr Doctor wird schon dafür sorgen, daß Ihr bald wieder auf die Beine kommt. Wenn Ihr es wünscht, wollen wir auch Eure Katharina mit dem Kinde erholen lassen, damit sie bei Euch bleibt."

Nachdem ich mit meinen Anordnungen zu Ende war, begleitete mich Wellern zu meinem Wagen und stellte mich im Vorbeigehen seiner Frau vor. — Im Begriffe einzusteigen, verabschiedete ich mich von Wellern mit dem Versprechen, gegen Abend nochmals nach dem Kranken sehen zu wollen. — Da kam der älteste Sohn, ein acht- oder neunjähriger Knabe, athemlos angesprungen

und meldete, die Mama lasse mich bitten, noch einmal zurückzukommen.

Wir folgten der Bitte, und die junge Frau trat uns erröthend entgegen mit den Worten: „Verzeihen Sie, Herr Doctor! Es ist mir eben erst eingefallen, daß ich ja die Gelegenheit benutzen kann, um Sie zu bitten, nach meiner kleinen Minna zu sehen. Sie klagt schon ein paar Tage über Halsweh, hat so trübe Augen und sieht auch so erhitzt aus. — Komm Minna und gieb dem Onkel die Hand!"

Das Kind fieberte und weil ich besorgte, daß es von dem gerade stark grassirenden Scharlachfieber ergriffen sei, ließ ich es in's Zimmer und zu Bette bringen.

Bald zeigte sich unzweifelhaft die oft übelste aller Kinderkrankheiten, und da nach und nach auch alle Geschwister der Kleinen erkrankten, kam ich eine Zeitlang täglich zu Wellerns und wurde mit denselben näher bekannt. — Zu meinem Bedauern mußte ich mich auf die nöthigen Krankenbesuche beschränken, oder konnte nur ab und zu, wenn eben keine dringende Veranlassung zu längeren Besuchen vorlag, im Vorübergehen vorsprechen. Wenn es

meine Zeit erlaubt hätte, wäre ich gern häufiger gekommen und hätte länger unter dem grünen Laubdache verweilt. Von beiden Gatten fühlte ich mich sehr angezogen. Der Mann gefiel mir mit seiner graden, einfachen Offenheit, dem reichen Schatze von Intelligenz und gesundem Urtheile und der sich stets gleichbleibenden, ruhigen Freundlichkeit und Herzlichkeit.

Da er ein passionirter Schachspieler war, stand in der grünen Halle unter den Bäumen beständig ein Schachtisch bereit und oft ließ ich mich bestimmen, statt einiger flüchtigen Minuten, eine Viertel= oder halbe Stunde zu einer Parthie Schach zu bleiben.

Wellern spielte gut und angenehm. — Ohne langes Besinnen folgten seine Züge rasch denen des Gegenspielers, und seine lebhafte Conversation während des Spieles erregte fast die Vermuthung, daß er nur mit getheiltem Interesse beim Spiele sei, bis er plötzlich seinen wohlüberlegten Angriffs=plan enthüllte und dann gewöhnlich in wenigen Zügen den Sieg errang.

Frau Dorothea Eleonore, oder wie er sie meistens nannte Dorchen Lorchen, saß dann wohl mit einer Arbeit neben ihm, oder lehnte ihren Kopf

an seine Schulter; die Kinder tummelten sich um uns herum, ohne daß selbst die beständigen Fragen und Zwischenreden derselben ihn auch nur im Geringsten störten. Nur an den Tisch durfte Keins stoßen.

An Intelligenz und geistiger Bedeutung kam Frau Dorothea dem Gatten zwar nicht gleich, vielmehr schien sie befangen und unbedeutend, doch war sie eine vortreffliche Mutter, eine musterhafte Hausfrau, und daß es ihr bei aller Sanftmuth auch an Energie nicht mangelte, sollte ich bei weiterer Bekanntschaft bald erkennen.

Der Eintritt der rauheren Jahreszeit hatte die Bäume entlaubt und die Familie gezwungen, ihren Aufenthalt im Freien, wo sonst auch die Mahlzeiten eingenommen wurden, aufzugeben und in das geräumige, wohldurchwärmte Wohnzimmer zu verlegen.

Auch hier war es gar behaglich. Frau Dorchen Lorchen verstand es, der Unordnung, die lebhafte Kinder gern um sich verbreiten, zu steuern, und die Spielsachen der Kinder, ihre Bilderbücher ꝛc. auf eine Ecke des Zimmers zu beschränken.

Seit einiger Zeit war mir schon aufgefallen,

daß die sonst so heitere Stirn der liebenswürdigen Frau umwölkt war und sie oft ihre Augen mit einem forschenden, sorgenvollen Ausdrucke auf dem Gatten ruhen ließ, der meist bleicher als gewöhnlich, zuweilen auch wie erhitzt und seltsam aufgeregt war.

Da Wellern jedoch keine Klage über sein Befinden äußerte und alle Anfragen nach demselben ungeduldig kurz abwies, so glaubte ich den Grund seiner etwas ungleichen Stimmung in geschäftlichen Außendingen suchen zu müssen — bis ich einmal seine Frau in außerordentlicher Bewegung und in Thränen traf, und auf die Frage nach Wellern die fast verzweiflungsvoll hervorgestoßene Antwort erhielt:

„Ach Gott! er ist seit dem frühen Morgen schon fort, und ich fürchte mich unsäglich vor seiner Rückkehr!“

„Sie fürchten sich?“

„Ja, ja! Ich weiß in welchem schrecklichen Zustande er heimkehren wird! — Oh Doctor! Bleiben Sie bei mir — oder kommen Sie wenigstens gegen Abend wieder!“

„Gern! — doch was befürchten Sie denn?“

„Doctor! Haben Sie denn nie gehört von diesem entsetzlichen Unglücke?“

„Kein Wort, Frau Wellern! Keine Silbe. — Betrifft es die Fabrik?“

„Oh nein, wenn es nur das wäre! Ach, ich kann es Ihnen ja nicht sagen!“

„So lassen Sie uns von andern Dingen reden. — Ich werde nach Ihrem Wunsche heute Abend wieder kommen und dann ja sehen, ob Sie, ob Wellern meiner Hülfe bedarf.“

„Gott ja! — Sie werden es sehen — und ich muß es Ihnen ja doch anvertrauen. — Bitte, kommen Sie in mein Kabinet.“

Wir traten in das Nebenzimmer, dessen Thüre die heftig Weinende abschloß.

„Damit uns Niemand stört“ sagte sie leise.

Nachdem wir am Fenster Platz genommen hatten, trocknete sie ihre Augen und sah mich lange prüfend an. Dann sagte sie mit fester Stimme:

„Doctor! Ich habe keinem Menschen anvertraut, welches Elend auf uns lastet, doch Sie müssen es erfahren! — Denken Sie, wie schrecklich — Emil ist ein Trinker!“

„Unmöglich, liebe Frau! — Ich habe es ja oft

gesehen, daß er niemals mehr als ein Glas Wein trinkt, und gewöhnlich noch mit Wasser gemischt — und Bier rührt er nicht an."

Frau Dorothea nickte mit dem Kopfe und sagte leise, meine Hand krampfhaft zusammenpressend: „Aber — aber Branntwein! — denken Sie, er trinkt Branntwein — aber wie!?"

Geknickt und wie zerbrochen sank die Bedauernswerthe in sich zusammen und legte die Hände vor's Gesicht. — Nach einer Pause fuhr sie gefaßter fort:

„Sie wissen, Doctor! daß Emil vor unserer Verheirathung in Südamerika gewesen ist, in Jamaika und Rio Janeiro! — und als er zurückkam, war er ein Trinker. — Ich merkte es erst nach unserer Hochzeit — und mit Bitten und Flehen beschwor ich ihn, bis er mir gelobte, diesen Fehler abzulegen. Er schwor mir heilig — keinen Tropfen Branntwein oder Rum über die Zunge zu bringen — und lebt für gewöhnlich auch so mäßig, wie Sie sagen, aber —„

Ein Schauer machte die Verstummende erbeben.

Leise fragte ich: „Aber? — Ist er nicht immer Herr seines Willens?“

„Nein, oh nein! Für gewöhnlich hält er sein Gelübde mit eiserner Consequenz — zeitweise aber verfällt er in den alten Fehler, und trinkt und trinkt — er kann in Folge des Lebens in Amerika so wenig vertragen, wie mir scheint — und trinkt dann bis er sinnlos ist. — Ich halte ihn in diesen Zeiten tagelang vor aller Welt verborgen — und das sind entsetzliche Stunden! — Tag und Nacht bleibe ich dann um ihn, halte alle Andern fern — bis nach zwei, drei Tagen der Anfall vorüber ist und er zur Besinnung kommt. Dann ist er unbeschreiblich elend und zerknirscht, verflucht sich selber unter den bittersten Selbstanklagen — und Monatelang lebt er exemplarisch enthaltsam, aber dann wiederholt sich die erschreckliche Scene —“

„Monatelang? sagen Sie?“

„Ja! drei, vier Monate.“ —

„Er ist also kein Trinker von Profession, sondern ein sogenannter Gelegenheitstrinker!“ sprach ich vor mich hin, während die arme Frau fortfuhr:

„Ich gebe mir alle Mühe, jede Versuchung

von meinem unglücklichen Emil fern zu halten, allein der Paroxismus kommt immer wieder und je länger die vorhergegangene Pause war, um so entsetzlicher ist der Ausbruch. — Tage- und Wochenlang vorher sehe ich das Furchtbare kommen und schwebe in unsäglicher Pein. — Endlich verläßt Emil das Haus und kommt erst wieder heim, wenn er seiner Sinne ganz und gar nicht mehr mächtig ist. — Und diesmal ist fast ein Jahr verflossen — ich hoffte schon eine zeitlang, dann kamen die gewöhnlichen Vorzeichen — und nun!" —

„Vielleicht aber, beste Frau, irren Sie sich heute doch, möglicherweise hält irgend ein Geschäft Wellern fern und wenn er wiederkommt, ist alle Angst und Sorge unnütz gewesen." —

Stumm schüttelte die Weinende den Kopf. Ich schied mit dem Versprechen, wenn es irgend möglich sei, am Abend wiederzukommen und bis zu Wellerns Heimkehr dazubleiben. —

Leider konnte ich mein Versprechen nicht erfüllen. Gegen Abend wurde ich nach einem weitentlegenen Orte geholt und konnte nur im Vorbeifahren ein paar Worte mit der Tiefbe-

trübten, von ihrer Angst Gefolterten wechseln. — Wellern war noch nicht heimgekommen — und ich sah vorher, daß ich erst am nächsten Morgen zurückkehren würde.

Zum Glücke besitze ich die Gabe, im Fahren und überhaupt zu jeder Zeit und in allen Körperlagen den Schlaf zu finden, wenn es gerade nöthig ist. Manche liebe Nacht habe ich nach den Anstrengungen des Tages auf der Landstraße zubringen müssen und hätte diese Lebensweise schwerlich so viele Jahre ohne allen Nachtheil ertragen, wenn mich nicht immer wieder der Schlaf im Wagen, auch auf den schlechtesten Wegen erquickt hätte. — Heute Nacht, auf dem Heimwege, war der Schlaf aber sehr unruhig und unterbrochen, weil mich fortwährend der Gedanke an Wellern quälte und alle möglichen Schreckbilder vor meine Seele traten.

Als in der Morgendämmerung der Wagen vor der Fabrik hielt, sah ich die Fenster im Schlafzimmer des Ehepaares dicht verhüllt und errieth, daß Wellern endlich heimgekommen war, noch ehe ich das bleiche, überwachte, thränenvolle Antlitz der Frau erblickte.

„Gott sei gedankt! Doctor! daß Sie kommen — Emil ist seit Mitternacht zu Hause. Mit Sehnsucht habe ich Ihrer Ankunft entgegengeharrt, denn heute ist sein Zustand noch viel entsetzlicher als sonst!" flüsterte sie, mir die bebende Hand reichend.

Ich trat in's Schlafzimmer: — Bleich und kraftlos lag Wellern im Bette und nach wenigen Augenblicken erkannte ich, daß der Säuferwahnsinn, das Delirium tremens in seiner exquisitesten Form zum Ausbruch gekommen war.

Zwei Tage und zwei Nächte noch dauerte der entsetzliche Zustand fort, bis endlich nach energischer Anwendung von Opiaten Schlaf eintrat, der achtzehn Stunden anhielt und eine kritische Beendigung des Anfalls war.

Auch die zurückgebliebene Schwäche wich bald den geeigneten Mitteln, und Wellern stand wieder seinen Geschäften vor.

Frau Dorothea sprach ihren Dank in bewegten Worten und mit glänzenden, thränenfeuchten Blicken aus. — Noch immer hatte ich es vermieden, mit dem unglücklichen Manne über seinen Zustand zu reden. Da trat er selber eines

Morgens zeitig in mein Zimmer, als ich eben aufgestanden war, obgleich ich unter allen Umständen das Bett sehr früh verließ.

Mit herzlichem Händedrucke mich begrüßend, begann er ohne Umschweife:

„Sie kennen, lieber Doctor! nun mein ganzes Unglück.“

„Ich kenne es, lieber Wellern!“ gab ich zur Antwort.

„Wissen Sie auch, wie es entstanden ist?“

„Auch das!“

„Und ist keine Aussicht, daß ich wieder davon befreit werden kann?“

„Vielleicht! — Sie selber müssen aber das Meiste thun!“

„Oh Doctor! dann ist keine Hoffnung! — Ich kenne mein Uebel und die Vergeblichkeit meines Ankämpfens dagegen nur zu gut! — Durch jene schreckliche Zeit in Amerika, als ich den Lockungen zum Trunke unterlag, bin ich nicht blos dahin gekommen, daß ich fast gar kein spirituöses Getränk vertragen kann und gleich berauscht werde, sondern ich habe auch meine Willenskraft und alle Energie in dieser Beziehung

verloren. Und wie ich auch seit Jahren kämpfe und ringe und ängstlich jeden Tropfen Rum vermeide, so kommen immer wieder Stunden, in denen ich der erbärmlichsten Schwäche verfalle. — Meist ist es eine Aufregung, ein Aerger im Geschäfte, oder sonst eine äußere Veranlassung, die mich antreibt, ein Glas Rum oder Cognac hinunterzustürzen — und dann ist es, als ob Dämonen ihre Krallen um mich schlügen — dann kann ich nicht widerstehen, ich muß trinken — große Gläser voll, bis ich besinnungslos zu Boden stürze. — Aber solchen qualvollen Zustand, wie dieser letzte war, habe ich früher nie erlebt. — Ich wollte, ich wäre gestorben! — Um meines armen Weibes, meiner Kinder willen, wollte ich, ich wäre todt! — und doch hält mich zu Zeiten blos der Gedanke an sie davon zurück, diesem elenden Leben ein Ende zu machen. — Ist das nicht furchtbar?"

„Lieber Wellern!" erwiderte ich ernst — „Man erzählt vom Löwen, daß zuweilen sich wohl Einer zähmen lasse, bis er zufällig Blut geleckt hat —"

„Ja! — bis er Blut geleckt hat!" unterbrach

mich der Unglückliche, „und dann bricht die bestialische Wuth aus! — und solche Bestie, solch elendes, willenloses Vieh werde ich auch — wenn ich — wenn ich Blut geleckt habe!“ —

„Mit dem Unterschiede, lieber Wellern, daß Sie es vermeiden können, den ersten Tropfen zu sich zu nehmen. — Sie sind ein willensstarker Mann, bis eine an sich geringe Menge des Giftes Ihre Willenskraft bricht. — Kämpfen Sie nur männlich gegen die Versuchung an und hüten Sie sich vor dem ersten Schritte bergab!“

„Ich thue es ja — oft wochen-, mondelang — aber meine Kraft ist gebrochen, weil ich vorher weiß, daß ich doch erliege!“

„Das sagt Jeder, der ohne die nöthige Willenskraft und daher ohne Erfolg gegen eine Schwäche, gegen ein Laster ankämpft.“

„Und was soll ich thun, lieber Doctor!“

„Das weiß ich noch nicht, lieber Wellern, will mir aber überlegen, was ich rathen soll! — Mir scheint es jetzt, daß Sie dreierlei versuchen können: Erstens können Sie mit einem Geistlichen reden und vielleicht in einen Enthaltsamkeitsverein treten; zweitens, wenn die Zeiten der Versuchung kom-

men, sich mit Ihrer trefflichen Frau offen besprechen und deren Beistand erbitten, — sie wird mit Ihnen beten und Gottes Hülfe erflehen, daß Er Ihnen beistehe! — oder drittens, wenn Sie Vertrauen genug zu mir haben, so sagen Sie mir's rückhaltslos, wenn Ihre Kraft zu erlahmen droht und ich will versuchen, was medizinische Mittel leisten können. — Es ist unzweifelhaft durch Ihr früheres Leben das Gehirn in einen anhaltenden Zustand der Reizung oder Congestion versetzt, was wir Aerzte Hyperämie nennen. Darum hat eine geringe Menge von Spirituosen eine so entsetzliche Wirkung. Aber es ist doch wohl zu helfen. Wollen Sie's mit mir versuchen?"

„Das will ich, Doctor!" antwortete Wellern, indem er aufstand und mir die Hand reichte, „ich will's versuchen, und Gott helfe mir!"

Und wirklich vergingen wieder mehrere Monate, in denen Wellern von seiner entsetzlichen Schwäche ganz befreit schien, dann aber vertraute mir Frau Dorothea mit Angst, daß es ihr wieder nicht richtig zu sein scheine. Einige Tage später klagte Wellern selber, es lasse ihm Tag und Nacht keine Ruhe, — wie mit magischen Fesseln

ziehe es ihn in ein Wirthshaus und er werde wohl nachgeben müssen; er könne ja nicht ruhig schlafen, nichts anderes denken und vielleicht werde ein ganz klein wenig Rum nichts schaden u. s. w.

Mit allem mir zu Gebote stehenden Ernste redete ich auf ihn ein und verordnete einige Mittel.

Wellern war ganz erschüttert und gedemüthigt, aber schon am zweiten Tage war er verschwunden und wurde erst nach zweimal vierundzwanzig Stunden im allertraurigsten Zustande heimgebracht. Alle Glieder bebten und zuckten; meistens ohne alle Besinnung bekam er zeitenweise lichtere Augenblicke, in denen er seine Umgebung und seine Lage erkannte, sich selbst mit den härtesten Beschuldigungen anklagte und in rührender Weise seinen Zustand bejammerte. Dann wieder begann er zu phantasiren und über die Menge von Mäusen und anderen kleinen Thieren, die auf seinem Bette herumhüpften und aus allen Ecken des Zimmers kämen, zu klagen, wie solche Sinnestäuschung eine eigenthümliche Erscheinung dieser Krankheit ist. Auch die ihn umgebenden Personen erkannte er nicht mehr, bis wieder hellere Perio-

den eintraten, in welchen er namentlich mich mit Bitten bestürmte, ihm zu helfen, ihn zu erlösen von der entsetzlichen Schlaflosigkeit. Es wäre ganz gewiß das letzte Mal und verflucht solle der Tropfen Branntwein sein, der wieder über seine Zunge ginge, wenn ich nur dies eine Mal noch helfen wolle u. s. w. Es war ein jammervoller Anblick den starken, energischen Mann durch seine Leidenschaft zum erbärmlichen Schwächling erniedrigt zu sehen! — Natürlich that ich, was meines Amtes war, verordnete ihm Tropfen und Pulver und nach etlichen Tagen versank er wiederum in tiefen Schlaf, aus dem er zwar noch schlaff und angegriffen, aber verhältnißmäßig gesund erwachte. — Einige Tage darauf, als er das Bett verlassen hatte, führte ich ein längeres, sehr ernstliches Gespräch mit ihm, in welchem ich es unumwunden aussprach, daß ich mich leider davon überzeugt habe, mein Einfluß sei zur Vorbeugung seiner entsetzlichen Verirrung nicht hinreichend. Ich bat ihn deshalb, in Zukunft zu versuchen, ob seine Frau eine größere Gewalt über ihn habe, wobei ich nicht verhehlte, daß er Gefahr laufe, die Liebe, die Achtung seiner Frau und seiner Kinder

für ewig einzubüßen, wenn es ihm nicht gelänge, seine wilden Triebe zu bekämpfen.

Bleich und erschüttert hörte mich Wellern an. Mehrmals wollte sich sein Stolz gegen meine harten Worte empören, doch im Bewußtsein des Unrechtes und seiner Schwäche beugte er sich demüthig vor mir und ließ alle Vorwürfe und Drohungen über sich ergehen.

In den nächsten Tagen und Wochen erholte er sich mehr und mehr. Auch die ihm vorgeschriebene Diät und einige kleine Mittel thaten sichtlich gut und es ließ sich ein förmlicher Abscheu und Ekel vor allen Spirituosen gewahren.

Wieder vergingen Monate, das Frühjahr kam und Frau Dorothea bezog mit den Kindern das Sommerquartier unter den Platanen. — Der Schachtisch wurde wieder etablirt, manche halbe Stunde saßen wir in fröhlichem Vereine und die Schrecken der Vergangenheit traten mehr und mehr in den Hintergrund.

So nahten sich die längsten Sommertage und führten in ihrem Gefolge eine unerträgliche Hitze herbei. Vorsorglich hatte ich Emil zu kalten Bädern und Uebergießungen gerathen, und als ich nach deren



Erfolgen fragte, rühmte er den guten Einfluß, der jetzt um so nöthiger sei, als sich das alte Gelüste schon wieder rege. — Erschreckt redete ich ihm ernstlich in's Gewissen und erklärte ihm, daß ich alle Ursache habe zu besorgen, seine Frau werde bei einem abermaligen Rückfalle ihre oft geäußerte Drohung wahr machen, und ihn mit sämmtlichen Kindern auf Nimmerwiederkehr verlassen.

Emil erschrak und nach ernstlicher Berathung zwischen mir und seiner Frau, benutzte diese auch eine Gelegenheit, mit mildem Ernste ihm ganz bestimmt zuzusprechen und ihn nicht blos auf Gebet und ernstes Ringen zu verweisen, sondern selber manche Viertelstunde in heißem Flehen um den Segen Gottes an seiner Seite zu knieen.

Noth lehrt beten! — Aber das Gebet der frommen Frau fand auch Erhörung. — Ihre geängstigte Seele athmete wieder auf. Die Aufgeregtheit dieser Zeit ging allmählig vorüber und das Leben der Familie kehrte in das alte Gleis zurück.

Die Blätter der Platanen begannen sich gelb zu färben und wir machten Pläne zu einer kleinen Ferienreise. Ein Freund Emils, der als Professor an einem Gymnasium in der Residenz angestellt

war, hatte seinen Besuch verheißen unter dem Bedinge, daß Emil ihn dann auf einem Ausflug nach der Insel Rügen und nach Hamburg begleite. Leicht hatte ich mich bereden lassen, mich auf vierzehn Tage freizumachen und mitzugehen. Ein junger Militärarzt, aus Schönberg gebürtig, der auf mehrwöchentlichen Urlaub zu den Seinigen gekommen war, sollte mich während meiner Abwesenheit vertreten. Beim Umherfahren studirte ich schon eifrig einen Führer durch die Insel Rügen und der Tag der Ankunft des Professors war bestimmt. — Da erhielt ich eines Abends spät einen Zettel von Emil des Inhalts:

„Trautester! Da soll der Donner dreinschlagen! — Kommt heute unerwartet ein Mitglied unserer Firma und nachdem er obenhin die Fabrik inspizirt hat, eröffnet er mir, daß verschiedene bauliche Veränderungen und die Aufstellung einiger neuen Webstühle, die für nächstes Frühjahr projectirt waren, noch in diesem Herbste vorgenommen werden sollen. — Das wäre mir schon recht, allein unter solchen Umständen ist an eine Reise nicht zu denken. Wir haben einen harten Wortwechsel gehabt und ich habe nicht übel Lust, meine Stelle

zu kündigen, wenn Einem nicht einmal eine kleine Erholung vergönnt ist! — Ich bin außer mir!

E. Wellern.

Bestürzt eilte ich in die Fabrik hinaus, um zu sehen, ob es in der That so schlimm stehe. —

Ach! Es war viel schlimmer! —

Frau Dorothea fand ich in Thränen. — Gegen Abend war ihr eben hinterbracht worden, daß ihr Mann mit dem jungen Herrn Schröter einen heftigen Wortwechsel gehabt hatte, als Emil in's Zimmer gestürzt war mit den Worten:

„Habe mich fürchterlich geärgert über den fühllosen Klotz, den Musje Schröter! — Soll nicht reisen — und habe meine Stelle gekündigt! — Zu Ostern ziehen wir ab! — Werde mich doch nicht so chikaniren lassen!" — damit war er wieder hinausgestürzt — und seit ein paar Stunden war er fort. —

„Ei, ei! meine theure Freundin! Das sind freilich üble Nachrichten. — Soll ich etwa 'mal mit dem jungen Herrn Schröter reden, vielleicht unter dem Vorwande, von ihm Genaueres über Emil zu hören, ob derselbe sehr erregt gewesen? u. s. w. — Ich würde dann ja wohl auch erfah-

ten, ob er die Kündigung als ernstlich gemeint ansieht! — Ich denke, Schröter's würden Emil nicht gerne gehen lassen!"

„Oh, lieber Doctor! das ist eigentlich ja Nebensache, — aber Emil ist so in Aufregung und voller Hitze fortgelaufen, und wie wird er wiederkommen und wann?"

„So lassen Sie mich versuchen, ob ich ermitteln kann, wohin er sich gewendet hat, dann werde ich ihm folgen; sonst bleibe ich jedenfalls über Nacht hier. — Ein paar Zeilen für meinen Kutscher werden Sie wohl in die Stadt besorgen lassen können."

Welche Richtung Emil beim Verlassen des Hauses eingeschlagen hätte, wußte Niemand und die Nacht verging, ohne daß er wiederkehrte.

Herr Anton Schröter reiste am nächsten Morgen ab, Frau Dorothea war noch nicht sichtbar, deshalb ersuchte mich der junge Herr, meinem Freunde seinen Dank und seine Anerkennung auszusprechen, und wenn Emil so gern verreisen wolle, könne der projectirte Bau ja noch verschoben bleiben, ganz wie Herr Wellern es einrichten wolle. — „Die Kündigung," schloß er lächelnd

„sei wohl nur ein Scherz gewesen, eine Art von Schreckschuß, den Emil im Unmuth losgelassen habe!“

In einer Hinsicht war das tröstlich für die arme Frau; — aber je länger Emil ausblieb, desto mehr stieg die Besorgniß vor seiner Wiederkehr.

Ich blieb noch ein paar Stunden, endlich mußte ich fort. Der Wagen kam, mich zu holen.

Gleich nach Mittag kam ich wieder.

Noch keine Kunde von Emil! obgleich ich heimlich Boten nach verschiedenen Richtungen ausgesendet hatte.

Eine Beruhigung für Frau Dorothea war es offenbar, daß ich einstweilen ganz hierbleiben konnte, da der Militärarzt es übernommen hatte, meine Praxis zu versehen.

Es verging aber unendlich langsam noch der ganze Tag und die Nacht und über die Hälfte des nächsten Tages, ohne eine Nachricht von Emil zu bringen. Dann kam ein reitender Bote aus einem mehrere Meilen entfernten Dorfe mit der Meldung, daß vorgestern Nachts Herr Wellern

dort angelangt sei, bis auf die Haut durchnäßt, weshalb er große Mengen Grog und Rum getrunken habe und nun ganz krank daliege — der Wirth meine, in Folge der argen Erkältung.

Sogleich fuhr ich in Wellerns Wagen dorthin und gegen Abend kamen wir zurück.

Emil litt wieder in Folge seiner Unmäßigkeit an ausgebildetem Delirium und in so hohem Grade, daß ich mehrere Tage für sein Leben fürchtete.

Nachdem die erste Gefahr beseitigt war, verging doch noch über eine halbe Woche, ehe eine entschiedene Wendung zur Genesung eintrat. — Jetzt fragte er nach seiner Frau und den Kindern, die in der letzten Zeit sein Zimmer nur betreten hatten, wenn er in tiefem Schlafe lag und nun auf meinen Rath in die Stadt in meine Wohnung gezogen waren, während ich Tag und Nacht bei dem Kranken blieb.

Auf seine Fragen antwortete ich ausweichend, aber so, daß Emil es wohl merken konnte, ich wisse mehr, als ich ihm sage und verhehle irgend Etwas.

Hierüber gerieth er bald in furchtbare Erregung und heftige Zornesausbrüche, bald demüthigte er sich zu flehendlichen Bitten, ihm zu sagen, warum sein Dorchen und die lieben Kleinen denn gar nicht kämen? — Mehrere Tage ließ ich ihn in Ungewißheit, dann gab ich kurz zur Antwort, daß Frau Dorothea ihre Drohung ausgeführt und mit allen Kindern das Haus des Unverbesserlichen verlassen habe, um wenigstens die Kinder vor der schmerzlichen Erinnerung zu bewahren, den einst geliebten Vater in so tiefer Erniedrigung gesehen zu haben. — Wohin sie sich gewendet, habe sie mir zwar anvertraut, doch würde ich es ihm niemals sagen. — Wenn er ganz genesen sei, würden wir mit einem Rechtsanwalt berathen, ob blos eine einfache Trennung statthaben oder die Frau förmlich auf gerichtliche Scheidung antragen solle.

Diese in ruhigem, kaltem Tone gegebene Eröffnung machte einen tiefen Eindruck auf Emil. Mehrmals wechselte er die Farbe und ich sah ihm an, daß er einigemale im Begriffe stand, in Wuth auszubrechen. Doch bezwang er sich und erwiderte keine Silbe. — Auch während der näch-

sten Tage sprach er nur das Allernothwendigste. Häufig schloß er die Augen und mit Befriedigung sah ich, wie die Thränen stromweise über seine bleichen Wangen flossen und sehr oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, seine Hände sich zum Gebete falteten. — Diese Beobachtungen, die ich gewöhnlich, ihm den Rücken zukehrend, im Spiegel machte, erfüllten mich mit frohen Hoffnungen und heißem Danke für Gottes Gnade, denn ich war nun befreit von der Anfangs gehegten Sorge, daß Emil in seinem Schmerze und dem Gefühle verletzter Ehre, Selbstmordsgedanken hegen könnte.

Nach und nach übernahm ich wieder die Besorgung meiner Praxis, behielt aber meine Wohnung in der Fabrik bei.

Häufig begleitete mich Emil bei meinen Fahrten über Land. Einmal gewahrten wir im Walde eine, in einiger Entfernung gelagerte Gruppe von Kindern unter dem Schutze einer Dame. — Ich that, als hätte ich sie nicht gesehen und beobachtete blos unter gleichgültigem Gespräche den Gesichtsausdruck Emils; denn natürlich hatte er längst in der bleichen Dame mit den abgehärm-

ten Zügen sein theures Dorchen und seine vielgeliebten Kinder erkannt.

Dunkel erröthend machte er eine Bewegung, um aus dem Wagen zu springen, gab diesen Plan jedoch tief seufzend wieder auf und wendete den Kopf seitwärts. Wollte er so lange als möglich nach seinen Lieben hinschauen oder mir den Anblick der reichlich hervorquellenden Thränen entziehen? — Vielleicht Beides!

Ich fühlte inniges Mitleid, verrieth dies aber durch kein Zeichen.

Tags darauf fragte mich Emil um Erlaubniß, ob er wohl in kurzen Absätzen etwas schreiben dürfe! — Und nachdem ich dies gestattet hatte, schrieb er öfters am Tage einige Zeilen, bis ihn seine Bewegung übermannte. Allmählig vermochte er schon etwas länger zu schreiben und am Ende der Woche übergab er mir einen umfangreichen Brief an Frau Dorothea.

Der nächste Morgen brachte eine kurze, ziemlich kalte Antwort mit der Hinweisung auf mich und den Rechtsanwalt, als die Einzigen, durch deren Vermittlung noch ein Verkehr zwischen den Gatten stattfinden könne.

Wiederum nach einiger Zeit eröffnete ich dem armen Freunde, daß am nächsten Tage der uns Beiden befreundete Rechtsanwalt zu einer Besprechung wegen gütlicher Trennung der Ehegatten zu uns herauskommen werde.

Es wurde alles Nöthige verabredet und am Schlusse der Verhandlung übergab Emil dem Rechtsanwalt wieder ein Schreiben an Dorothea, in welchen der Tiefgebeugte, bei den Zeiten ihrer ersten jungen Liebe beginnend, ihr Zusammenleben durch all' die Jahre fort besprach und in warmen, aus dem Herzen gequollenen Worten, seinen innigen Dank für alle Liebe und Treue ausdrückte, mit denen sie sein Leben verschönert hatte. Mit rührender Offenheit erwähnte er sodann seines Fehlers und des grenzenlosen Elends, das durch seine Schuld über sie Alle gekommen.

„Und so laß uns scheiden," schloß der Brief, „Du ewig Geliebte! — Alles Aeußerliche ist mit dem braven Doctor und dem Rechtsanwalt geordnet. Fahre fort, den theuren Kindern ein Ersatz für ihren unglücklichen Vater zu sein und Gott segne Euch! — Es wird mir unendlich schwer zu scheiden, aber ich sehe ein, daß ich

Eure Liebe verwirkt habe, daß ich Euch hienieden Nichts mehr sein kann und daß darum eine Trennung unvermeidlich ist! — —

Jenseits aber, meine theure Dorothea! jenseits hoffe ich Dir dereinst entgegentreten zu dürfen und Dir freudig verkünden zu können, daß ich meine Fehler mit Gottes Beistand glücklich überwunden und schon auf Erden meine Sünden abgebüßt habe. — Der Herr sei mit Dir und unseren Lieben! — Ewig Dein Emil."

Ich hatte diese Zeilen nach einigen Tagen bei der tiefbewegten Gattin gelesen und theilte ihre Hoffnung, daß diese Wendung seines Geschickes das Mittel zur Heilung meines armen Freundes sein könne.

Ein Schreiben des Rechtsanwalts lud uns eine halbe Woche später ein, in seiner Wohnung die ausgefertigten Dokumente über die mit Emil getroffenen Verabredungen zur Sicherstellung seiner Frau und Kinder zu unterzeichnen.

Schweigend neigte Emil den Kopf, — und schweigend stiegen wir, als die Stunde herangenaht war, in den Wagen.

Der Rechtsanwalt Werner empfing uns mit ungewohntem Ernste in der Schreibstube, — und bat, das traurige Geschäft der Unterzeichnung in seinem Wohnzimmer vorzunehmen, wo Alles bereit sei.

Als er die Thüre öffnete und uns eintreten ließ, blieb Emil erstarrt stehen. Vor uns stand im Kreise ihrer Kinder Dorothea, die Augen voller Thränen, und mit unbeschreiblich liebevollem Ausdruck ihrem geliebten Gatten die Arme entgegen breitend.

Ueberselig sank Emil zu ihren Füßen nieder — und als sie sich niederbog, um ihn an's treue Herz zu ziehen, jubelten die Kleinen laut auf über die Genesung ihres lieben, theuren Vaters.

Und er war wirklich genesen! —

Kein Tropfen eines spirituösen Getränkes hat je wieder seine Lippen berührt, und noch nach vielen Jahren einer ungetrübten Ehe gedachten wir glückselig der bösen, traurigen Vergangenheit. Wenn dann die Ehegatten freundlich darauf hindeuteten, daß meine Kunst seine Heilung bewirkt habe, lehnte ich das wohl ab, da Dorothea die

eigentliche Heilkünstlerin gewesen sei. — Erröthend aber und verschämt schüttelte sie die längst ergrauten Locken und wies nach Oben mit den leisen Worten:

„Lob, Ehre, Preis und Dank sei
Ihm da droben in der Höhe!“

Zweites Kapitel.

Ein ärztliches Attest und seine Folgen.

„Ist es wahr, Polizeikommissarius, daß der junge Sickenberg ein Duell gehabt hat?“ hörte ich im Vorübergehen an einer auf dem Marktplatze stehenden Gruppe von Herren eine sehr neugierige Stimme fragen.

„Ei! das muß der Herr Doctor wissen!“ entgegnete der Polizeibeamte lachend und sogleich riefen Mehrere: „Herr Doctor! Herr Doctor Fichtner!“

„Nun, was soll's?“ fragte ich stehenbleibend.

Jene traten näher und der Besitzer der neugierigen Stimme, der Kaufmann Weiß, wiederholte seine Frage: „Ist es wahr, daß der junge Sickenberg ein Duell gehabt hat?“

Lächelnd ließ ich den Blick über die magere Gestalt des Fragers und das schmale Gesicht gleiten, aus dem eine lange, spitze Nase hervorstach, als sei sie bereit, sich forschend in jedes Geheimniß zu versenken. — Es ist mir niemalsbei einem Anderen eine Nase vorgekommen, die mit so zudringlicher Neugier, gleich dem Untersuchungsbohrer eines Steuerbeamten, in die Welt hinausragte. Die kleinen, glänzenden Augen waren fest auf mein Gesicht gerichtet, sie machten einen schwachen Versuch vor Verwunderung ein klein wenig größer zu werden, dann zogen sie sich noch mehr zusammen und wurden noch kleiner, fast unsichtbar, als ich ruhig antwortete:

„Ich weiß es nicht; seit acht Tagen habe ich Herrn Sickenberg weder gesprochen noch gesehen!"

„Was? Seit acht Tagen?" inquirirte Herr Weiß weiter. „Und heute Morgen haben sie ihn fast sterbend aus dem Birkenwäldchen nach Hause gebracht! — Ohne Zweifel sind Sie nicht daheim gewesen Doctor! als man Sie gerufen hat!"

„Ich komme graden Weges von Hause und weiß von Nichts!"

„Dann ist es klar! — Er hat den Doctor Specht rufen lassen.“

„Meinetwegen!“ erwiderte ich lachend und setzte meinen Weg fort.

Herr C. G. Sickenberg war ein junger Kaufmann, der sich vor einigen Monaten in Schönberg niedergelassen und seitdem schon zu allerlei Gerüchten Anlaß gegeben hatte. — Unter Anderen wurde erzählt, er sei eine Zeitlang in Algier bei der französischen Fremdenlegion gewesen. — Je weniger Bestimmtes über seine bisherige Laufbahn, sein früheres Leben und selbst über seine Vermögensverhältnisse bekannt war, da er nicht das Glück hatte, ein geborener Schönberger zu sein, um so eifriger beschäftigten sich die Klatschzungen des Ortes mit allerlei Gerüchten und Vermuthungen, deren Entstehung der junge Herr selber durch halbe Mittheilungen und Andeutungen veranlaßt hatte. — Im Allgemeinen erfreute er sich, trotz seines eleganten Aeußeren, nur geringer Beliebtheit, da sein, in sonderbarer Mischung von Geckenhaftigkeit und ziemlich gut nachgeahmten soldatischen Manieren bestehendes Benehmen,

wegen allzu großer Assuranz und Aufdringlichkeit in allen Gesellschaften unangenehm berührte.

Im Laufe des Tages wurde mir in verschiedenen Häusern mehr oder weniger ausführlich erzählt, daß Sickenberg gestern im blauen Engel mit einem Weinreisenden aus Mainz, einem zu Grunde gegangenen Studenten, über die Farbe eines Weines einen lebhaften Wortwechsel gehabt hätte, welcher, als der Reisende durch allerlei Anspielungen die Kaufmannsehre Sickenbergs verletzt, fast in Thätlichkeiten ausgeartet und in Folge dessen sich die Beiden heute in aller Frühe im Birkenwäldchen duellirt hätten und Sickenberg schwer verwundet worden sei.

Von Anderen wurden die Einzelheiten anders angegeben, alle Erzähler kamen aber darin überein, daß der Weinreisende in größter Eile die Stadt verlassen habe, selbst ohne einen Theil der gewöhnlichen Kunden zu besuchen.

Da meine ärztliche Hülfe nicht in Anspruch genommen war, so schenkte ich den Gerüchten wenig Aufmerksamkeit, erschrak jedoch, als sich in den Nachmittagsstunden schon die Nachricht verbreitete, Sickenberg sei bereits gestorben.

Der plötzliche Tod eines jungen Menschen, den man vielleicht erst kürzlich in voller Blüthe der Gesundheit gesehen hat, erregt immer allgemeine Theilnahme und hier wurde sie noch gesteigert, durch die in Umlauf gesetzten, halb geheimnißvollen Gerüchte und die besondere Todesart in Folge schwerer Verwundung, wie wenigstens überall behauptet wurde.

Das größte Interesse erregte es daher auch allgemein, daß der vom Doctor Specht ausgestellte Todtenschein allen diesen Gerüchten widersprach, und als Ursache des plötzlichen Todes einfach einen Blutsturz angab.

Unter großer Betheiligung aller Freunde und Bekannten des Verstorbenen, fand das Leichenbegängniß statt und eine zeitlang flüsterte man sich bald laut, bald leiser noch allerlei Vermuthungen zu. Dann wurde die allgemeine Aufmerksamkeit und Klatschsucht durch irgend ein anderes Ereigniß in Anspruch genommen und das Gerede über den Tod des jungen Sickenbergs verstummte allmählig. — Nur einmal lebte es noch in frischem Glanze auf, als bekannt wurde, daß die Behörde, mit Rücksicht auf ein kürzlich ergangenes und ge-

schärftes Verbot aller Zweikämpfe, es für geeignet hielt, jenen Gerüchten gegenüber sich zu vergewissern, ob in der That ein so schwer verpöntes Duell stattgefunden habe.

Der Kollege Specht war demgemäß vorgeladen und verantwortlich über die Todesart Sickenbergs vernommen worden.

Unter derber Hinweisung auf seine schon im Todtenscheine angegebene Erklärung, hatte der Kollege sich ordentlich empfindlich über die nochmalige Befragung geäußert. Der und Jener wußte allerlei Aeußerungen zu erzählen, die beinah an's Lächerliche streiften und wenn sie wirklich gethan waren, aufs Neue den anmaßenden Dünkel und die Ueberhebung Spechts bewiesen.

Hiermit schien nun endlich die ganze Angelegenheit erledigt. Nur ab und zu lenkten die verschlossenen Fensterläden und die noch versiegelte Ladenthür, das Gespräch auf den plötzlichen Tod des jugendlichen Inhabers des Geschäftes. — Doch geschah dies immer seltner und seltner.

Es hatte seitdem auch ein großer Damenkaffee, ein Ressourcenball, eine Feuersbrunst und eine Verlobung stattgefunden und der älteste Sohn

des Dirigenten des Stadtgerichtes war durch das Examen gefallen!

So mochten mehrere Wochen seit der Beerdigung verflossen sein, als eines Morgens zwei Fremde bei mir eintraten, von denen sich der eine als älterer Bruder des verstorbenen Kaufmann Sickenberg zu erkennen gab, der andere sich als eine Gerichtsperson aus Magdeburg legitimirte.

Der ältere Sickenberg theilte mir zu meiner Ueberraschung mit, daß die dringende Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, nicht ein Blutsturz, sondern eine schwere Gewaltthat habe das Ende seines Bruders herbeigeführt. Es seien nämlich, da er, der Erzähler, grade krank und außer Stande gewesen sei, zu persönlicher Regelung der Verhältnisse nach Schönberg zu kommen, auf die schriftliche Reklamation der Familie, Seitens der Behörde die Sachen des Verstorbenen sammt und sonders nach Magdeburg geschickt worden.

„Und" fuhr er fort, „denken Sie sich das Entsetzliche, Herr Doctor; als unsere greise Mutter mit wehmüthigen Gefühlen die Effecten meines Bruders auspackt, und ein Stück nach dem andern durch die altersschwachen Hände gleiten läßt, da

findet sie auch ein ganz mit Blut getränktes Hemde — und beim Entfalten desselben zeigt sich ein mehrere Zoll langer Schlitz inmitten des angetrockneten Blutes. Mit dem gellenden Schrei: „Mord! Mord!“ — höre ich die Mutter niederstürzen. Als ich aus dem Nebenzimmer herbeieile, finde ich die Theure ohnmächtig am Boden liegen, neben ihr das Hemde und eine gleichfalls blutige Weste, die an entsprechender Stelle auch einen Schlitz zeigt, als sei ein Messer durch beide Kleidungsstücke gedrungen.“

„Das ist allerdings eine schreckliche Entdeckung, die arme, arme Mutter!“ flüsterte ich leise, als aber Herr Sickenberg fortfuhr:

„Natürlich, dachten wir sogleich an eine Ermordung,“ unterbrach ich ihn durch Mittheilung der Gerüchte über einen stattgehabten Zweikampf.

„Nun das wäre wenigstens etwas minder entsetzlich, als eine Ermordung, obwohl der Herr Kriminalrichter hier, der mich begleitet hat, auch geneigt war, einen Mord anzunehmen. — Wir haben übrigens schon gestern Abend im Wirthshause von den Duellgerüchten gehört.

Während dieser Erzählung hatte der Krimi-

nalist schweigend dagesessen, die forschenden Augen mit unveränderter Miene auf mein Gesicht geheftet.

Bei meiner Versicherung, daß ich jene Gerüchte übrigens nicht weiter beachtet hätte, da es ja constatirt sei, daß ein Blutsturz die Ursache des Todes gewesen, glitt ein flüchtiges Lächeln über das Gesicht des Juristen.

Schweigend schlug er ein mitgebrachtes Actenheft auf und schob es mir zu, mit dem Finger auf den Todtenschein des jungen Kaufmanns deutend.

„Nun ja, meine Herren! da steht es ja, — ein Blutsturz!“ rief ich aus, die eingetretene Stille unterbrechend.

„Oh, das Papier ist geduldig!“ rief der Bruder Sickenbergs höhnisch. Der Andere aber trommelte schweigend eine zeitlang auf dem Tische ehe er halblaut sagte:

„Ich kenne den Herrn Doctor Specht und seine Zuverlässigkeit gar nicht; — aber“ setzte er zögernd hinzu — „aber, mein Herr Doctor, haben Sie immer die richtige Todesursache auf solchen Schein gesetzt?“

„Wenn ich sie selbst gekannt habe — immer!“

antwortete ich zuversichtlich. — Worauf mir der Kriminalrichter, aufstehend, die Hand reichte und mit freundlichem Lächeln sagte:

„Ich glaube Ihnen! — doch nicht jeder Arzt denkt so gewissenhaft!“

Meine Erwiderung abschneidend, fuhr er fort:

„Wenn es Ihre Zeit erlaubt, Herr Doctor Fichtner, so bitte ich, uns zunächst in die Apotheke zu begleiten und dann habe ich noch einen anderen Auftrag für Sie.“

Hut und Stock ergreifend, erklärte ich mich bereit.

In der Apotheke zog Herr Sickenberg senior eine Rechnung hervor, deren Betrag er auf den Ladentisch legte. Mit der Quittung erhielt er ein kleines Päckchen Recepte. — Die Mehrzahl derselben war von älterem Datum und von mir geschrieben. Die beiden letzten vom Kollegen Specht verordneten Recepte reichte mir der Begleiter Sickenbergs mit fragendem Blicke zu. — Ich zuckte die Achseln. — Es waren kühlende Mixturen, wie sie in sehr verschiedenen Fällen verordnet werden.

In diesem Augenblicke trat der Apotheker Rabe ein, den ich mit dem Magdeburger Sicken-

berg bekannt machte. — Auf die Frage des Letzteren, was man denn zu dem plötzlichen Tode seines Bruders gesagt habe, zögerte Rabe mit der Antwort, einen Blick auf mich werfend. — Der Gehülfe Schneller aber rief: „Das weiß ja jedes Kind hier, daß der Herr Bruder ein Duell mit dem Weinreisenden aus Mainz gehabt hat und daß ihm dieser den Schädel mitten durch gespalten hat. — Herr Doctor Specht hat auch am selben Vormittage eine Masse Heftpflaster für den Verwundeten geholt, aber das hat natürlich nicht geholfen, so wenig als die schönen Tränkchen, die er wohl kaum genommen hat."

„So?" fragte der Kriminalist und winkte uns in's Nebenzimmer.

Hier wandte er sich an Rabe mit der Frage:

„Ihr Gehülfe ist wohl sehr klug, daß er so genau unterrichtet ist; also der Schädel ist mitten durch?" — Ohne eine Erwiderung des Apothekers abzuwarten, fragte er dann mich, ob ich noch weitere freie Zeit für sie habe?

Ich bat um Erlaubniß, schnell einige wichtigere Patienten besuchen zu dürfen, in einer Stunde würde ich zu seiner Verfügung stehen.

„Gut, gut, Herr Doctor!“ entgegnete er ernst, indem er ein Papier entfaltete. „Sie sehen hier, lieber Herr Fichtner, den Auftrag der Behörde für Sie, bei der Ausgrabung der Leiche Sickenbergs zu assistiren und an Stelle des weit entfernten Physikus die Inspicirung, nnd so weit es die Verwesung der Leiche gestatten wird, eine legale Section vorzunehmen. Ein für alle Mal vereidigt sind Sie ja wohl?“

Ich bejahte.

„Nun gut! — Ich werde jetzt zum Oberpfarrer gehen, das Gericht ist schon benachrichtigt. In einer Stunde treffen wir uns also auf dem Kirchhofe.“

Die Wiederausgrabung eines Beerdigten ist überall ein ziemlich seltenes und Aufsehen erregendes Ereigniß; in einer kleinen Stadt alarmirt es aber die Bevölkerung natürlich doppelt lebhaft. Daher hatte sich die Kunde mit kaum glaublicher Schnelligkeit verbreitet, und über die veranlassenden Motive wurde das Fabelhafteste erzählt.

Der Zudrang von Neugierigen aller Art war so groß, daß fast der ganze Kirchhof angefüllt war und die Polizei erst die Schaulustigen ver-

treiben mußte, ehe wir zum Werke schreiten konnten.

Ich selber war zum ersten Male bei einer solchen Ausgrabung gegenwärtig, und vermochte kaum eine Art von Unwillen über die Störung der Ruhe des Verstorbenen zu unterdrücken, bis ich mir lächelnd sagte, die angebliche Entweihung sei doch nur imaginär und eingebildet, da die längst entschwebte, unsterbliche Seele ja keine Empfindung davon habe, was mit ihrer früheren Körperhülle geschehe.

Während der Sand des Grabes, Schaufel um Schaufel, herausgehoben wurden, vertiefte ich mich in Gedanken über die Majestät des Todes und das Ehrfurchtgebietende, welches der Anblick einer Leiche oder eines Leichenzuges für jedes Gemüthe hat, das nicht völliger Rohheit verfallen ist, oder ganz vergißt, daß der Körper, auch des Todten, als die Hülle einer unsterblichen Seele, gleichsam ein Tempel Gottes war und dadurch geheiligt sein sollte.

Als bei dem weiteren Fortschritt der Arbeit der Sarg sichtbar und endlich aus dem Grabe empor gehoben wurde, um geöffnet zu werden,

verscheuchte das wissenschaftliche Interesse und die Spannung, mit der ich dem Weiteren entgegensah, natürlich jeden anderen Gedanken.

Die Vornahme einer regelmäßigen gerichtlichen Obduction war unzulässig, aber eine Menge halbgelöster Pflasterstreifen verkündete sofort das Vorhandensein einer Brustwunde, welche sich deutlich als unbedingt tödtlich erwies, und daher als die wahrscheinliche Todesursache erkennen ließ.

Im Schatten der kleinen, auf dem Gottesacker befindlichen Kapelle, hatten wir die Untersuchung vorgenommen, und hier an Ort und Stelle dictirte ich das Ergebniß derselben dem anwesenden Gerichtsschreiber, der auch die Bemerkungen der requirirten Gerichtspersonen niederschrieb.

In tiefen und ernsten Gedanken schritt ich mit den Uebrigen heim, ohne an deren lebhaftem Gespräche Theil zu nehmen; da schob sich leise ein Arm in den meinigen und gleichzeitig weckte mich aus meinem Sinnen die Frage des Kriminalrichters:

„Nun, lieber Herr Doctor! Hat der Doctor Specht einen falschen Todtenschein geschrieben und einen Meineid geschworen?“

Seufzend nickte ich stumm und wäre fast entrüstet zurückgetreten, als Jener hinzusetzte: „Ja, ja! so viel Glaubenswürdigkeit verdienen die Atteste und Zeugnisse der meisten Aerzte! — Aber seien Sie ruhig! — Es giebt der Ausnahmen überall! Gott sei gedankt!"

Mehrere Stunden dieses Vormittags hatte ich durch diese Angelegenheit verloren und mußte mich beeilen, um meine sonstigen Geschäfte des Tages erledigen zu können.

Die kurze Zeit, welche mir zu den zahlreichen Besuchen, die auf meiner Liste verzeichnet standen, übrig geblieben war, mußte es entschuldigen, daß manche derselben nur sehr flüchtig ausfielen. Auch mein Zerstreutsein trieb mich an, mich heute immer nur auf das Allernöthigste zu beschränken.

Fortwährend grübelten meine Gedanken darüber, daß viele Aerzte doch häufig so wenig gewissenhaft verfahren, bei Abgabe ihrer Erklärungen und selbst Ausstellung von Attesten. Gar traurig aber ist die Erfahrung, daß in nicht ganz seltenen Fällen, nicht blos aus Leichtsinn und Gedankenlosigkeit gefehlt wird, sondern leider Der und Jener offener Bestechung zugänglich gewesen ist. — Was hier

der Fall gewesen, vermochte ich nicht zu entscheiden. Vermuthlich hatte der Kollege den Todtenschein so ausgestellt, weil er es für ganz unwichtig erachtete, ob diese oder jene Todesursache angegeben sei. Später hin, von der Behörde befragt, mochte er Anstand genommen haben, diese Ungenauigkeit einzugestehen und aus der Unwahrheit bei Angabe der Todesursache, war eine eidlich erhärtete Lüge geworden, die den ganzen Ruin des Mannes nach sich ziehen mußte.

In ähnliches Nachsinnen über die Ereignisse des Tages und die wahrscheinlichen traurigen Folgen jenes Mangels an Gewissenhaftigkeit versunken, saß ich gegen Abend an meinem Arbeitstische. Das aufgeschlagene Buch war halb der Hand entglitten — da klopfte es leise an meine Thür und auf mein: Herein! wurde dieselbe zögernd geöffnet. Ueberrascht sprang ich in die Höhe, denn tief erröthend, die Augen verschämt zu Boden geschlagen, trat Fräulein Specht, die Tochter des Kollegen ein.

„Fräulein Luise!“ rief ich erstaunt, „wie komme ich zu der Ehre? Was führt Sie hierher?“

„Das Gebot meines Vaters!“ antwortete

das liebenswürdige Mädchen kaum hörbar, und die Augen mit flehendem Ausdrucke erhebend.

Leicht ihre Hand berührend, führte ich die junge Dame zum Sopha und nahm ihr gegenüber Platz.

Mit stockender Stimme begann Luise wieder:

„Des Vaters Geheiß hat mich hierher geführt — um Sie in seinem Namen und Auftrag um Schonung vor Gericht zu bitten — indessen“ —

„Indessen, Fräulein? — Sie wollten noch Etwas hinzufügen!“

„Ja, Herr Doctor!“ ergänzte sie leise. „Ja! der Vater bittet Sie um Schonung, um Verschweigen — aber ich“ —

„Sie? Fräulein Specht?“

Fast ohne Bewegung der Lippen flüsterte sie, wieder die Farbe wechselnd:

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, Doctor — Ihre Pflicht zu thun!“

„Gott segne Sie dafür, Fräulein Luise! — Uebrigens habe ich schon heute Vormittag das Ergebniß der Leichenschau zu Protokoll gegeben, und die daraus zu folgernden Schlüsse sind so einfach, daß sie jedem medicinischen Beurtheiler und

selbst jedem Laien ganz unzweifelhaft sind. — Es scheint leider festzustehen, daß Ihr Herr Vater sich aus irgend welchen Gründen, vielleicht aus Rücksicht für die übrigen bei dem Duelle Betheiligten, hat bewegen lassen — ein falsches Zeugniß abzulegen."

Das junge Mädchen verbarg bei meinen Worten ihr Gesicht in beiden Händen und flüsterte: „Das habe ich gefürchtet!"

Mit heftigem Geräusch wurde plötzlich die Thüre aufgestoßen; zornglühenden Gesichtes stürzte Kollege Specht, der wohl gelauscht haben mochte, herein und rief mit funkelnden Augen:

„Wer? — wer wagt das zu sagen?"

„Ich! lieber Kollege!" entgegnete ich aufstehend mit ruhiger Bestimmtheit, aber doch in begütigendem Tone.

„Dann lügen Sie, mein kluger Herr!" schrie der Erregte und setzte höhnisch hinzu:

„Hätten Sie nur gesehen, wie das Blut unaufhaltsam hervorgestürzt ist, da würden Sie wohl nicht bezweifeln, daß er am Blutsturz gestorben ist."

„Aber, Herr Kollege!" versetzte ich gelassen,

„Sie wissen so gut als ich, daß wir Aerzte unter Blutsturz etwas ganz Anderes verstehen, und daß auch der Laie mit diesem Ausdrucke eine besondere Krankheitsform bezeichnet. Ich bedaure übrigens —"

„Behalten Sie Ihr Bedauern für sich, mein weiser junger Mann! oder gestehen Sie vielmehr ehrlich ein, daß Sie sich freuen, weil Ihr Concurrent sich — wie Sie doch hoffen — festgeritten hat! Doch — fort! Luise, komm'! Ich war ein Narr, zu diesem Menschen da — mitherzukommen. Vorwärts!"

Rasch umgewendet, verließ er mit brüsker Geberde das Zimmer und zog die Tochter mit sich, die mir in der Thüre noch das von Thränen überströmte Antlitz zuwendete, und mit innigem Blicke Abschied nahm.

Nachdem sich die Thüre hinter den Fortgehenden geschlossen hatte, stand ich — mit Beschämung gestehe ich es — vor Zorn bebend am Tische; erst allmählig wich meine Erregung und machte einem tiefen Mitleide Platz. — Mitleiden mit dem Kollegen, der, von sich auf Andre schließend, mir blos die allerniedrigste Gesinnung zuzutrauen vermochte;

— und Mitleid mit der armen Luise, deren feines Gefühl von der Rohheit und Gemeinheit der Gesinnung ihres Vaters fortwährend auf das Schmerzlichste verwundet werden mußte.

Der weitere Verlauf der Angelegenheit konnte nicht fraglich sein.

Die von der Behörde eingeleitete Untersuchung ergab auch noch andere Gesetzes-Uebertretungen Spechts, sowie die wiederholte Ausstellung falscher Atteste.

Das wegen Meineids auf Zuchthaus lautende Urtheil wurde nach wenigen Wochen schon verkündet.

Am Tage der Publikation des Urtheils begab ich mich zum Konsul, und wurde von ihm mit hellem Gelächter über meinen, wie er sagte, so höchst tragi-komischen Gesichtsausdruck begrüßt.

Nachdem er wieder ernst geworden war, begann ich:

„Es ist mir, lieber Freund, sehr unangenehm, daß ich jetzt für Schönberg und Umgegend ebenso allein dastehe, wie einst vor meinem Hierherkommen der Kollege Specht."

„Nun! der ist dabei reich geworden! — Ich wünsche Euch baldige Nachfolge, Doctor!“

„Mir ist das aber sehr unangenehm!“

„Was denn, Doctor? Das Reichwerden?“

„Nein! das Alleinstehen — und der Gedanke, daß mich Der und Jener blos zum Arzte nimmt, weil er muß und keine Auswahl hat! — Deshalb wollte ich Euch bitten, Konsul, möglichst bald die Niederlassung eines zweiten Arztes zu veranlassen, wenn etwa ein anderes Project, das ich im Kopfe habe, nicht reussiren sollte.“

„Und dies andere, lieber Doctor?“

„Seht! da habe ich eine an des Königs Majestät gerichtete Bittschrift aufgesetzt, um die Allerhöchste Gnade für den unglücklichen Specht zu erflehen und dazu will ich Unterschriften bei allen erklärten Freunden desselben sammeln.“

„Sehr edel, lieber Doctor — wird aber nichts helfen, wenn Ihr es auch, wie ich sehe, natürlich nicht erwähnt habt, daß Specht, nach seinem eigenen Geständniß, sich durch eine Hand voll Thaler für das Verschweigen des Duells hat bezahlen lassen, und möglicherweise auch die Motive seiner Handlung Edelmuth und Menschenliebe u. s. w. sein

könnten, so hilft Euch Alles nichts. — Man kennt doch den Patron zu gut — und wenn die Ausstellung des falschen Todtenscheins auch zu bemänteln wäre, welche Entschuldigung giebt's für den Meineid? — Spart Eure Mühe, Mann!"

Leider kam es, wie der Konsul prophezeihte.

Das Begnadigungsgesuch, das in warmen Worten die dankbare Anhänglichkeit der Spechtschen Freunde und Patienten hervorhob, wurde abgelehnt, — das Urtheil rechtskräftig.

Aber der unglückliche Kollege hat seine Strafe nicht angetreten, etliche Tage vor seiner Abführung in die Strafanstalt wurde er todt im Bette gefunden.

Man sprach von Gift, doch lautete das Urtheil der Gerichtsärzte nach der Section auf Nervenschlag. — Friede sei mit ihm!

Die Zeitungen der nächsten Tage enthielten einen Aufruf, daß der alleinstehende Arzt in einer wohlhabenden Provinzialstadt die Niederlassung eines Kollegen daselbst wünsche, und nach zwei Monaten führte ich einen Doctor Kranz, der nach Schönberg gekommen war, selbst in die Praxis ein.

Im Hause des Oberpredigers war Niemand anzutreffen, da der würdige alte Herr, bald nach dem Tode des Doctors Specht, mit dessen Tochter eine größere Reise angetreten hatte.

Drittes Kapitel.

Ahnungen.

„Auf glückliche Reise denn, mein lieber Freund und Gönner!“ sagte ich, das letzte Glas erhebend, zum Bürgermeister, der den Vorabend seiner Abreise in dem traulichen Wohnstübchen des Apothekers Rabe im Kreise seiner näheren Freunde zubrachte.

„Ja, ja, Konsul! auf glückliche Reise und fröhliches Wiedersehen!“ hieß es von allen Seiten.

„Und vergessen Sie ja nicht, Konsul,“ flüsterte ihm die Schwester des Apothekers zu, „meine traute Ella recht von Herzen zu grüßen, und wenn Sie zurückkommen, bringen Sie endlich die Süße wieder mit.“

„Gewiß, gewiß! mein liebes Emmchen!“ antwortete der Bürgermeister und auf seinen Mahn=

ruf: „Nun wollen wir aber aufbrechen, ehe uns der Nachtwächter nach Hause treibt!“ ging die kleine Gesellschaft auseinander.

Vor dem Hause blieben wir noch einen Augenblick stehen, und freuten uns des freundlichen Anblicks, den der saubergehaltene Marktplatz im Scheine zahlreicher, durch die erst halb belaubten Lindenbäume strahlenden Gasflammen gewährte.

„Hört, Konsul!“ sagte Werner, der lustige Rechtsanwalt, „das Herz im Leibe muß Euch doch lachen, Ihr Lucifer, zu Deutsch: Lichtbringer — wenn Ihr unser gutes Städtchen im Glanze der neuen Gasbeleuchtnng so illuminirt seht!“

„Ohne Zweifel!“ rief ein Anderer, „drum schmunzelt er ja so, in dem stolzen Bewußtsein, der Stadt ein schönes Licht angezündet zu haben!“

„Nein!“ lächelte Möwes, „mich freut's am meisten daß wir's durchgesetzt haben, die Stadt auch an den Abenden beleuchtet zu sehen, wo Mondschein im Kalender steht. — Doch nun gute Nacht! Behüt Euch Gott! Ihr lieben Freunde, gute Nacht!“

Nachdem der Konsul jedem Einzelnen noch die Hand gedrückt hatte, schlang er seinen Arm in den

meinigen und zog mich fort. „Wir gehen noch um's Städtchen, Doctor! Wie?"

„Gern, Konsul! habe ohnehin ein Glas Wein mehr getrunken, als sonst!" entgegnete ich, den Hut abnehmend.

Als wir so Arm in Arm dem Thore zuschritten, erinnerte ich mich lebhaft des Tages, an welchem wir denselben Weg mit einander gemacht hatten, und mich der Bürgermeister freundschaftlich vor zu großer Vertraulichkeit mit der Schwester des Apothekers gewarnt hatte.

In der Rückerinnerung an jenen Spaziergang versank ich in Gedanken, und bemerkte nicht, daß wie damals, so auch heute, mein Begleiter in sonst nicht gewöhnlichem Schweigen verharrte. — Es fiel mir das erst auf, als der Konsul plötzlich zu reden anfing, und ich zusammenfahrend aufblickte und erstaunt gewahrte, daß wir längst die Promenade erreicht hatten.

„Doctor!" lautete des Bürgermeisters Anrede; „Doctor! glaubt Ihr an Ahnungen?"

„An Ahnungen, Konsul?"

„Ja, ja! an Ahnungen! — Haltet Ihr's für

möglich, daß der Mensch das ihm Bevorstehende vorher empfinden kann?"

„Nein, Konsul! nein! — Die Zukunft hat uns Gottes Güte und Weisheit verhüllt, und ich glaube nicht, daß je einem Sterblichen der Schleier gelüftet wird!"

„Und doch, Doctor! wie viele Beispiele erzählt man von solchen eingetroffenen Ahnungen und Vorgefühlen!"

„Richtig! und wie wenig spricht man von den viel zahlreicheren, die unerfüllt geblieben sind. — Wie oft habe ich dergleichen mit erlebt, wie oft zu dreizehn am Tische gesessen — ohne daß Einer von uns starb; wie oft —"

„Halt!" unterbrach mich Möwes, „das gehört in's Reich des krassesten Aberglaubens. — Was ich meine, ist etwas Anderes. Habt Ihr nie gehört, daß mancher brave Krieger am Vorabend der Schlacht bestimmt vorhersagte, er werde am nächsten Morgen von einer Kugel getödtet werden?"

„Oh ja! und für jede solche Erzählung weiß ich drei andere von nicht eingetroffenen Todesahnungen!"

„Nun, kann sein!" murmelte mein Begleiter,

„doch, lieber Freund, hier handelt sich's auch nicht um eine Todesahnung, sondern —"

Er verstummte, und meine Frage, was er eigentlich auf dem Herzen habe? blieb ein Weilchen unbeantwortet. Dann sagte Möwes, meinen Arm drückend, mit gepreßter Stimme:

„Mein junger Freund! Ich begreife mich selbst nicht recht — und fürchte, Sie werden mich auch nicht begreifen. Sie wissen, daß ich diese Reise mache, um eine Erbschaft in Amsterdam zu heben. — — Den Erblasser habe ich kaum dem Namen nach gekannt. Er war ein reichgewordener Vetter meiner Mutter — ein Hagestolz, und, wie ich höre, seit Jahren fast gelähmt an sein Schmerzenslager gefesselt. Andere Verwandte hat er nicht; für ihn ist der Tod eine Erlösung aus bitterer Qual gewesen, und sein Vermögen, das ihm wenig genützt hat, wird uns sehr zu Gute kommen. — Es ist also lauter Grund zur Freude da — und dennoch hat es seit dem Empfange der ersten Nachricht schwer auf mir gelastet. — Ich kann's selbst nicht sagen, was mich bedrückt hat — allein vom ersten Tage an war mir's, als würde mir die Erbschaft keinen Segen bringen!"

„Ei, ei! mein lieber Freund, wer wird solchen Gefühlen Raum geben!“ schaltete ich ein.

„Ihr habt Recht, Doctor! aber es kommt noch anders! — Als der zweite Brief des Testamentsvollstreckers so dringend und bestimmt verlangte, daß ich selbst nach Amsterdam kommen und mich auf eine mehrwöchentliche Abwesenheit einrichten sollte, weil wir wahrscheinlich mit einander nach dem südlichen Frankreich reisen müßten —“

„Nun, da machte es Ihnen Gedanken, auf so lange Zeit unsere Stadt zu verlassen, Konsul!“

„Dieses weniger, Doctor! sondern, da fühlte ich klar und bestimmt, daß mich während dieser Reise ein Unglück treffen würde — und seit drei Tagen weiß ich, welcher Art dasselbe sein wird.“ Der Bürgermeister sprach diese Worte mit so seltsamer Betonung, daß ich mich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte, und unfähig zu anderer Erwiderung, nur ein fragendes „Nun?“ vorbrachte.

Möwes ließ meinen Arm los und strich sich seufzend über das Gesicht, dann richtete er sich zu seiner vollen Größe auf, und die dunkeln Augen fest auf den funkelnden Sternenhimmel gerichtet, sprach er mit feierlicher Stimme:

„Seit drei Nächten habe ich bis in alle Einzelnheiten ganz genau denselben Traum geträumt. — Meine getreue, theure, heißgeliebte Anna, die Mutter meiner Ella, habe ich auf dem Krankenbette gesehen, und Euch, Doctor, daneben, eine Schüssel mit Blut betrachtend. — Mit unbeschreiblichen Qualen bin ich Zeuge gewesen, wie Ihr die brechenden Augen meiner Anna schlosset und ihre Hände faltetet. Dann kamen schwarze Männer, hoben die Leiche auf, legten sie in den Sarg — und zuletzt — erwachte ich, in Schweiß gebadet und in Thränen. — Das habe ich vorgestern Nacht geträumt, gestern und in der letzten Nacht — — — und darum frage ich, glaubt Ihr an Ahnungen? Giebt es solche Vorgefühle und Warnungen?"

„Warnungen, lieber Freund?" gab ich zur Antwort, „Warnungen? ist das eine Warnung? — Denn sollte Euch nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse ein solches Leid, ein so bitterer Verlust beschieden sein, könnt Ihr Euch denken, daß der Allgütige Euren Schmerz dadurch vergrößern würde, daß Er Euch dies Leiden vorher verkündete, da Ihr doch gar nichts thun könnt, um es abzuwehren? Kann das Gottes Wille sein?"

„Schwerlich, Doctor! — Aber ist es nicht merkwürdig, unbegreiflich und unerklärlich, daß mir drei Nächte hintereinander denselben Traum gebracht haben?"

„Merkwürdig? — Vielleicht! Aber unbegreiflich? Unerklärlich? — Oh nicht doch, lieber Freund! Seit Wochen hat Euch der Gedanke an die Möglichkeit der weiten Reise beschäftigt. Ihr habt vom Anfang an eine Abneigung dagegen gehabt, vielleicht ohne Euch der Gründe bewußt zu sein. Nun bildet Eure Phantasie jene Bilder, und je lebhafter der Eindruck derselben ist, um so erklärlicher ist auch die Wiederholung. — Geht, geht! Konsul! Ihr seid sonst ein so klarer Kopf, so ruhig, so gefaßt und so aufrichtig fromm. — Aber ist das Euer Gottvertrauen? Eure Frömmigkeit? Eure Demuth und Ergebung in den Willen Gottes? Euer Vertrauen auf Seine Gnade und Barmherzigkeit?"

„Hm! Doctor! laßt uns heimgehen. Meine Anna wartet. Und wenn's sein kann, laßt Euch morgen früh noch sehen! Um sieben Uhr geht die Post ab, wollt Ihr?"

„Gern, mein Freund! Wenn ich irgend kann!"

Sehr früh am nächsten Morgen rüstete ich

mich eben, um den werthen Freund noch vor seiner Abreise zu sehen, vielleicht noch im Bette zu überraschen, da wurde ich in die Vorstadt zu einem Kranken gerufen, bei dem schleunige Hülfe nöthig war, und wie sehr ich mich beeilte, zurückzukommen, so war der Wagen doch schon abgefahren, als ich im Posthofe anlangte. —

Ein alter Schirrmeister bestellte mir des Abgereisten Grüße und reichte mir einen zu künstlichem Knoten zusammenlegten Zettel, den der Herr Bürgermeister noch hier auf dem Posthofe mit Bleistift geschrieben. Ein wenig ärgerlich, mich doch verspätet zu haben, entfaltete ich das Blatt und las:

„Behüt' Euch Gott! mein lieber Freund! — In letzter Nacht habe ich nichts geträumt, aber auch fast gar nicht geschlafen. Die traurige Vorahnung des bewußten schmerzlichen Verlustes kann ich aber doch nicht los werden. Indessen wie Gott will! Allein Ihr werdet sehen! — Gott behüte uns und bescheere uns ein frohes Wiedersehen! — Grüßt meine Anna!"

Noch im Laufe des Vormittags sprach ich in der Bürgermeister-Wohnung vor. Die kleine,

etwas korpulente Frau empfing mich mit lebhaftem Bedauern, daß ich ihren Mann nicht noch getroffen; indem sie aber eifrig redend vor mir stand, liefen ihr die hellen Thränen über das doch lachende Gesicht. Denn einerseits freute sie sich der Veranlassung zur Reise und gönnte es ihrem Gatten, daß er, auf einige Wochen von seinen Amtsgeschäften befreit, sich einmal erholen könne; doch wurde ihr andererseits die Trennung äußerst schwer.

„Sehen Sie, Doctor!" sprach sie mit verschämtem Erröthen. — „Es ist die erste längere Trennung in unserer Ehe. — Wir sind freilich schon einundzwanzig Jahre verheirathet, aber Du lieber Gott, man schließt sich doch immer inniger aneinander und wird sich immer unentbehrlicher."

„Einundzwanzig Jahre?" wiederholte ich, die erstaunten Blicke über die fast noch jugendlich blühende Gestalt mit dem sauberen, appetitlichen Aeußern gleiten lassend.

„Nun ja, einundzwanzig Jahre! — was sehen Sie mich denn so an?"

„Ei, liebe Frau! Ich bedachte nur eben, daß

Ihr Beide doch so merkwürdig jung und glücklich aussieht!"

„Das sind wir auch! — Das heißt: merkwürdig glücklich, Gott sei Dank! — Jung geblieben sind wir freilich nicht. — Bin mir zwar mein Lebelang jünger vorgekommen, als ich eigentlich war und beim Heranwachsen unserer Tochter hätte ich oft verwundert fragen mögen, ob das denn wirklich mein eigenes Kind sei? denn ich kam mir selber noch so jung, so jung vor —"

„Ja! glücklich sein, erhält jung," versicherte ich.

„Meinen Sie, Doctor? — Dann will ich Ihnen etwas anvertrauen, mein lieber, junger Freund! — In einer rechten Ehe wächst das Glück! Es wird von Jahr zu Jahre größer!"

„Wirklich?"

„Ganz gewiß, wenigstens ist's so bei uns gewesen — trotz mancher kleinen und großen Sorgen — und manch' schmerzlichen Verlustes!" fügte sie nassen Blickes hinzu; denn sie hatte, wie ich wußte, in früheren Jahren mehrere Kinder bald nacheinander verloren.

Im nächsten Briefe des Konsul lag eine

Einlage für mich. Es ging ihm körperlich wohl, doch war der ominöse Traum wiedergekehrt und die gedrückte, sorgenvolle Gemüthsstimmung war noch trüber geworden.

„Vergeblich wiederhole ich mir, lieber Doctor!“ schrieb der Arme, „alle Vernunftgründe, die mich trösten sollten. Ich kann gegen meine düsteren Ahnungen nicht ankämpfen und habe meiner Ella, als ich sie besuchte, schon anbefohlen, schleunigst zur Mutter nach Hause zu gehen, damit sie dieser die letzten Tage und Stunden erleichtern kann!“ — Seiner Frau hatte er zum Glücke seine traurigen Befürchtungen nicht ausgesprochen, nur im Allgemeinen geklagt, daß er nicht ganz frohen Herzens sei.

Fast jeder Tag brachte einen neuen Brief des Fernen und wenn ich es möglich machte, täglich auf kurze Augenblicke die Strohwittwe zu besuchen, las sie mir mit Stolz die originellen, zuweilen recht launigen Schilderungen seiner Reiseerlebnisse und die mannichfachen Eindrücke, welche die fremde Umgebung auf ihn machte, vor. — In allen Briefen aber war die eigentlich trübe Stimmung des Schreibers zu erkennen, besonders, als

sich die Beendigung seines Geschäftes mehr und mehr hinausschob und die Nothwendigkeit einer Reise bis an den Fuß der Pyrenäen sich immer bestimmter zeigte. Die letzten Zeilen aus Amsterdam, vor Beginn dieser Reise, theilte mir Frau Anna unter Thränen mit, und ich hatte Mühe mit Scherzen und ernsthaftem Zureden ihre Erregtheit zu bekämpfen.

Als ich nach längerem Verweilen das Haus verließ, traf ich wenige Schritte von der Thür desselben zwei junge Mädchen im Reiseanzuge, die, gefolgt von einem mit Gepäck beladenen Postboten, dem Hause zugingen.

Befremdet blieb ich stehen und blickte den mir Begegnenden nach, bis sie in der Bürgermeisterei verschwanden. — Daß die eine der jungen Damen Konsuls Ella sei, errieth ich natürlich sogleich — aber welche war es? Soviel ich gesehen hatte, waren die Locken des einen jungen Mädchens fast schwarz, während das andere glatt gescheiteltes helleres Haar trug. Besondere Aehnlichkeit mit Möwes oder seiner Frau war mir nicht bemerklich gewesen.

Eine nothwendige Fahrt über Land ver-

hinderte mich, der Schwester des Apothekers die Ankunft ihrer Freundin mitzutheilen. Bald wurden auch meine Gedanken anderweitig so in Anspruch genommen, daß ich sie nur ab und zu wieder den beiden Ankömmlingen zuwenden konnte.

Gegen Abend in die Stadt zurückgekehrt, verließ ich beim Hause des Bürgermeisters den Wagen und als ich die Treppe hinanstieg, hörte ich, wie oben die Köchin sagte: „Gott sei Dank! Da kommt der Herr Doctor!“

Eilig sprang ich die letzten Stufen hinauf und stand vor einer jungen Dame, welche, eine Schüssel mit etwas Weißen in einer Hand und ein Licht in der andern, mich mit den Worten begrüßte: „Guten Abend, Herr Doctor! Wir haben Sie mit Sehnsucht und Verlangen erwartet.“

„Mit Verlangen, Fräulein Ella?“ erwiderte ich auf gut Glück. „Hoffentlich ist kein Unglück geschehen?“

„Doch, doch! mein Herr! Meine Freundin hat sich einen Topf kochend heißer Milch über den Arm geschüttet und ist vor Schmerz ohnmächtig geworden. Eben wollte ich rohe geriebene Kartoffeln auflegen.“

„Schön, schön!“ fragte ich drängend, „und wie befindet sich das Fräulein jetzt?“

„Oh ziemlich! — sie klagt nur sehr über Schmerzen!“

„Wollen wir nicht hineingehen, Fräulein Ella?“

„Ja gewiß! Ich vergaß — übrigens heiße ich nicht Ella.“

Während dieser Worte hatten wir die Schwelle überschritten; Frau Möwes kam mir mit dem Rufe entgegen: „Gut! daß Sie endlich kommen, Ella hat sich so verbrannt!“ Mit vorstellender Bewegung auf die jüngere Dame deutend, setzte sie dann hinzu: „Herr Doctor Fichtner! Fräulein Minna von Osten! meiner Ella liebste Freundin.“

Es war dies, wie ich nunmehr gewahrte, das junge Mädchen mit den hellen glattgescheitelten Haaren.

Frau Möwes führte uns in's Nebenzimmer, und sagte zu der leise wimmernd auf dem Sopha liegenden Tochter: „Liebes Kind! Hier ist endlich der ersehnte Herr Doctor! — Meine Tochter Ella!“

Die Verbrennung war, wie sich zeigte, nur

leichteren Grades. Als die Mutter vorsichtig das den Oberkörper der Tochter umhüllende Tuch aufhob, zeigte sich eine flammende, hier und da mit einzelnen kleinen Blasen besetzte Röthe, welche den Hals, die eine Schulter und den linken Arm überzog. Ich verordnete eilig einen kühlenden Umschlag, der sofortige Linderung der Schmerzen zur Folge hatte.

Schon in den nächsten Tagen bedurfte es kaum noch einer ärztlichen Behandlung. Demgemäß sagte ich zu dem jungen Mädchen:

„Von jetzt an, brauchen Sie sich gar nicht mehr als Patientin anzusehen, Fräulein Ella!"

Worauf sie lächelnd erwiderte: „Um so besser, lieber Herr Doctor! — Aber eigentlich könnte ich, wie meine Freundin sagen: Uebrigens heiße ich nicht Ella —"

„Ja, wie denn? Ihre Frau Mutter nennt sie doch auch so?"

„Leider! aber in der Taufe habe ich den Namen Gabriela erhalten, und von Rechtswegen brauche ich mir doch keinen andern Namen gefallen zu lassen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor?"

„Ganz unbestritten haben Sie ein Recht auf Ihren vollen Namen, Fräulein Gabriela; allein was wollen Sie denn machen, wenn Ihre Angehörigen nun die Abkürzung Ella vorziehen?“

„Da werde ich eben nicht hören, wenn ich nicht Gabriela gerufen werde,“ entgegnete sie mit allerliebstem Schmollen.

„So? — Wer aber nicht hören will, muß fühlen,“ sagte ich halblaut.

„Nun, dann werde ich so lange und so herzlich um meinen richtigen Namen bitten, bis mir ihn Jedermann giebt.

„Gut, Fräulein Gabriela! und ich werde der Erste sein, der Ihrem Wunsche nachkommt; — doch den schwersten Stand werden Sie bei Ihrem Vater finden.“

„Oh Papa!“ rief das liebenswürdige Mädchen, mit feuchten Augen gleich allen Scherz vergessend. — „Oh! wie mag es ihm nur in der Fremde gehen? Seit zwei Tagen sind wir ohne Nachricht.“

„Wirklich? seit zweimal vierundzwanzig Stunden!“ neckte ich.

„Ja, gewiß, Mama ist schon ganz in Sorgen!“

Aber es vergingen noch mehrere Tage, ohne weitere Nachrichten von dem Entfernten.

Die Frau Konsul war sichtlich betrübt und besorgt, und es gelang oft kaum den Scherzen der jungen Mädchen, den immer trüber werdenden Zügen der Mama ein flüchtiges Lächeln abzugewinnen. Meist saß die kleine Frau in tiefen Gedanken da, ohne Antheil an der Fröhlichkeit um sie her und ohne überhaupt nur zu bemerken, was neben ihr vorging. Ich vertröstete auf einen sicherlich bald eintreffenden Brief des Gatten, und wirklich kam ein solcher noch am nämlichen Tage an. Freilich meldete der Konsul in demselben, daß er von jetzt ab zwar täglich einige Zeilen schreiben, aber seine Briefe wohl nur alle Wochen einmal absenden werde. Bei der fast pedantischen Pünktlichkeit des Bürgermeisters, trafen nun allerdings demgemäß seine Briefe, wenn auch in größeren Pausen als früher, wieder regelmäßig ein und brachten jedesmal Freude und Entzücken in das Haus und Aller Herzen. Die Herrin des Hauses wurde aber von Woche zu Woche trüber und theilnahmloser, so daß dieser Zustand Allen ganz bedenklich schien. Deshalb nahm ich die

Gelegenheit wahr, als ich die kleine, liebe Frau einmal zufällig allein antraf, sie mit herzlicher Theilnahme zu fragen, was sie denn eigentlich drücke und betrübe?

„Oh Doctor! Eigentlich ist mir Nichts!“ entgegnete sie mit unsicherer Stimme und verbarg, in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht.

„Nichts? liebe Frau Möwes? und doch müssen Sie so weinen?“

„Ja, wenn ich es Ihnen sage, werden Sie mich auslachen, auch Ella hat mich schon gefragt, allein —“

„So ist es doch Etwas? Fühlen Sie sich körperlich unwohl?“

„Das nicht — aber“ sagte die Erregte zögernd. — „Glauben Sie an Ahnungen?“

Bei dieser Frage, die auch ihr Mann an mich gerichtet hatte, zuckte ich unwillkürlich zusammen, doch zwang ich mich zu einem Lächeln, indem ich möglichst unbefangen antwortete:

„Oh nicht doch, liebe Frau! wer wird an so 'was glauben!“

„Aber ich habe doch seit langer Zeit schon die ganz bestimmte Ahnung, daß wir uns nicht

wiedersehen. — Ob ich selbst erkranken werde, oder ob Möwes ein Unglück treffen wird, das weiß ich nicht, nur ganz bestimmt ist es mir, daß wir uns hienieden nicht wiederfinden! — und die entsetzliche Deutlichkeit dieses Gefühls nimmt mit jedem Tage zu. — Ein jeder neue Morgen findet mich widerstandsloser, und immer mehr erlahmt die Kraft dagegen anzukämpfen! — Giebt es gar kein Mittel, Doctor?"

„Doch! — Gebet und Arbeit und Vertrauen auf Gott!"

„Oh ja! mein Freund — ja! Bete und arbeite! aber zur Arbeit bin ich fast zu kraftlos, so — so lebensmüde! — und zum Beten zu zerstreut — und außer Stande mich zu sammeln."

„Theure Frau!" versetzte ich, ihre Hand ergreifend, „wollen Sie Sich nicht gegen Ihren Seelsorger aussprechen? Darf ich mit dem Oberprediger reden?"

Stumm nickte die Weinende, sagte aber doch mit leisem Kopfschütteln: „Es ist zwar vergebens, denn ich weiß es, auch des Geistlichen Zuspruch wird meine Ahnungen und traurigen Gedanken nicht verscheuchen können."

„Wir wollen sehen, verehrte Frau! — Ich hoffe doch!“

Noch am selben Nachmittage schrieb ich einige Zeilen an den Oberprediger, da es mir an Zeit zu einem persönlichen Besuche gebrach. Ich mußte über Land und kam erst spät zurück.

Trotz der späten Mitternachtsstunde war die ehrsame Frau Taubener, die sehr häßliche, aber ebenso brave, kinderlose Wittwe eines unter meiner Behandlung an der Schwindsucht verstorbenen Horndrechslers, noch auf und hatte mich offenbar erwartet.

Ueber diesen ungewöhnlichen Umstand erstaunt, rief ich ihr scherzend zu: „Aber, liebe Taube! warum sind Sie noch nicht zu Neste gegangen?“

„Weil ich Ihre Heimkehr abgewartet habe, um zu melden, daß Bürgermeisters heute Abend schon dreimal geschickt haben und noch um schleunigen Besuch bitten lassen.“

Erschreckt wendete ich mich in der Hausthüre wieder um und hörte forteilend noch, daß mir Frau Taubener nachrief:

„Es ist plötzlich Eins todtkrank geworden,

die Frau Bürgermeister hat. —" Das Weitere verschlang der Wiederhall meiner eiligen Schritte in der nächtlichen Stille.

Gabriela schien am offnen Fenster meiner geharrt zu haben. Bleich vor Schrecken kam sie mir an der Treppe entgegen, und meine hastige Frage, wer erkrankt sei, überhörend, zog sie mich in's Wohnzimmer, welches durch einen aus dem Nebenzimmer quellenden Lichtstrahl kaum schwach erhellt war.

Die Reisemütze auf einen Stuhl schleudernd, folgte ich dem bebenden Mädchen in dies Gemach, wo todtenbleich, in einem mit Blut überströmten Bette, Fräulein Minna lag, deren Hand die auch vor Schrecken bleiche Bürgermeisterin in ihren Händen hielt.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" fragte ich nach dem Pulse des jungen Mädchens fassend.

Während Frau Möwes mit schnellen, leisen Worten berichtete, daß bei der Rückkehr von einer Abendpromenade die bis dahin ganz heitere, selbst ausgelassen gewesene Minna, plötzlich beim Eintritte in's Zimmer einen heftigen Blutsturz erlitten, der sich seitdem noch mehrmals wiederholt

habe, schlug die Kranke die Augen auf; ein mattes Lächeln umspielte die bleichen Lippen und sie öffnete den Mund zum Reden.

Mit warnendem Blicke legte ich den Finger auf den Mund, und unterzog den Zustand des jungen Mädchens einer sorgfältigen Prüfung, welche, von wenigen Fragen unterstützt, es bald herausstellte, daß alle, schon mehrere Tage lang dem Ausbruch der Blutung vorhergegangenen, ziemlich bedeutenden Vorboten von der Kranken nicht beobachtet worden waren, wodurch dann der plötzliche Eintritt des erschreckenden Zufalls hinreichend erklärt wurde. Nachdem ich das Nöthige für die Kranke angeordnet hatte, fand ich es für geeignet, auch der vom entsetzlichsten Schrecken ergriffenen Frau Möwes eine beruhigende Arznei aufzuschreiben, weil ich, bei der ohnehin krankhaften Stimmung derselben, die nachtheiligsten Folgen des Schrecks befürchten mußte.

Ohne ihr übrigens eine besondere Beachtung zu zeigen, beobachtete ich sie mit größter Aufmerksamkeit, gewahrte jedoch schon in den nächsten Tagen einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß, den die

Sorge um das Pflegekind, gleichsam als Ableitung von ihren übrigen traurigen Gedanken, ausübte.

Da sich leider das Kranksein Minna's in die Länge zog, fragte ich die kleine Frau, ob sie es nicht für angemessen halte, die Angehörigen der Kranken zu benachrichtigen?

„Die Angehörigen, lieber Doctor? Das arme Kind besitzt ja keine. In frühester Kindheit hat es seine Eltern verloren und bisher mit einem unverheiratheten Bruder zusammen gelebt.“

„Was ist der Bruder? ich will an ihn schreiben.“

„So viel ich weiß, ein alter Hagestolz, ein Assessor bei dem Hofgerichte —“

„Gut! das wird genügen, und nun theilen Sie mir gütigst die neuesten Nachrichten von Ihrem Gatten mit! Er ist noch immer in Perpignan?“

„Nach dem letzten Briefe, ja!“ erwiderte Frau Mitwes aufstehend, um mir diesen zu holen.

Einige Tage später erhielt ich in Folge meines Schreibens an den Assessor von Osten die Meldung desselben, daß er selbst nach Schönberg kommen werde, da sehr bald die Gerichtsferien begönnen. Umgehend schrieb ich wieder mit der Bitte, meine Junggesellen-Wirthschaft mit mir zu theilen, und

eilte dann zu Bürgermeisters, um der noch immer das Bett hütenden Minna die nahe Ankunft ihres Bruders mitzutheilen.

„Oh, Richard!“ rief sie, fröhlich in die Hände schlagend.

„Sst! Fräulein!“ warnte ich mit aufgehobenem Finger. „Sonst müssen wir befürchten, daß der Bruder Sie wieder kränker findet!“

„Ach, der liebe, liebe, gütige Richard!“ flüsterte sie leise, und ich malte mir in Gedanken aus, welches sonderbare Paar das zarte, jugendliche Mädchen und ihr alter, vielleicht grauhaariger Herr Bruder sein möchte. Unwillkürlich entschlüpfte mir die Frage: „Wie alt ist denn dieser Richard?“

Die schelmische, halbgeflüsterte Entgegnung der Kranken:

„Ich darf ja nicht reden!“ erregte das laute Gelächter ihrer Freundin, die am Bette saß und statt Jener sagte:

„Sonderbarer Weise habe ich ihn nie gesehen, doch Minna hat mir stets erzählt, daß er viel, viel älter ist als sie, aber er wäre so gut, oh! so gut!“

„Das ist er auch!“ versicherten die blanken Augen Minna's.

Gegen meine Erwartungen hatte leider die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche eben nicht wohlthätig auf die Kranke gewirkt, vielmehr ihre Aufregung gesteigert, oder war der eingetretene Rückfall aus anderen Ursachen entstanden?

Wegen des, vermehrte Besorgniß erregenden Zustandes der Kranken, besuchte ich dieselbe täglich mehrere Male und verweilte möglichst lange an ihrem Lager, pflegte auch, wie es ihr große Freude gewährte, wenn sie in halbem Schlummer lag, in harmlosem Geplauder mit Frau Möwes und der anmuthigen Gabriele sitzen zu bleiben, so daß die Kranke undeutlich das Murmeln unseres halblauten Gespräches hörte.

Eines Abends hatte mich strömender Regen länger als gewöhnlich festgehalten, als der Klang eines durch die nächtliche Stille erschallenden Posthornes die Ankunft der Schnellpost verkündete. Den Tönen des bekannten Signales lauschend, hielten wir in unserem Geplauder inne, und die Kranke, der alles Reden streng untersagt war, erregte plötzlich unsere Aufmerksamkeit, durch lautes Zusammenschlagen der Hände und Hindeuten auf das Fenster.

Gabriele, welche die Bedeutung dieser Panto-

mime wohl verstand, fragte lächelnd: „Meinst Du, Minna, daß er eben mitgekommen ist?“ — Die Kranke nickte bejahend.

„So will ich im Vorübergehen auf dem Posthofe nachfragen!“ sagte ich aufstehend.

Auf der Straße begegnete mir ein Postknecht, der, auf mich weisend, zu dem neben ihm gehenden schlanken Herrn sagte: „Da kommt der Herr Doctor Fichtner!“

Der Fremde trat auf mich zu, den Hut lüftend, mit der Frage: „Herr Doctor Fichtner?“

„Aufzuwarten!“

„Bin der Assessor Osten!“

„Und mir willkommen!“ unterbrach ich seine Rede und führte ihn in meine Wohnung. Hier, im hellen Schein der Lampe, sah ich erst, daß der angebliche alte Herr ein ganz junger Mann von kaum fünf- oder sechsundzwanzig Jahren war.

Frau Taubener, die ich zu Bürgermeisters gesendet hatte, mit der Meldung: „Er sei da!“ kam eilig zurück und bestellte: Die Damen ließen doch recht sehr bitten, heute Abend noch, nur auf einen Augenblick zu kommen und den fremden Herrn mitzubringen.

Kaum hatten wir das Wohnzimmer bei Frau Möwes betreten und der Assessor von Osten hatte diese und ihre Tochter begrüßt, als in dem Krankenzimmer ein vernehmliches Läuten mit einer kleinen silbernen Klingel erscholl, welche auf dem Tische am Bett der Kranken zu stehen pflegte. Ich eilte hinein und bedeutete dieser auf ihre sprechenden Blicke, daß ihr Bruder zwar auf einen Augenblick eintreten dürfe, aber blos, wenn sie sich ganz ruhig verhalten und kein Wort reden wollte.

Die sehnsuchtsvollen Augen fest auf die Thüre heftend, legte Fräulein Minna mit betheuernder Geberde eine Hand auf's Herz, die andere dem geliebten Bruder entgegenstreckend, der auf einen Wink von mir näher trat, in schweigender Bewegung am Bette niedersinkend.

„Meine süße Minna! mein Ein und Alles! mein einziges Kleinod!" flüsterte der Assessor, die bleichen Hände der Kranken mit heißen Küssen bedeckend.

Die Lippen der Schwester bewegten sich, lautlose Liebesworte flüsternd, und aus den schönen Augen flossen Thränen der innigsten Bewegung.

Ich wendete mich seitwärts und sah, daß auch Gabrielens Augen im Mitgefühle erglänzten.

Viel zu früh für das liebende Geschwisterpaar, beendete ich die ergreifende Scene und führte den Bruder heim in meine Behausung.

Es begann nun ein schönes und doch an sehr wechselnden Gefühlen reiches Leben.

Die Krankheit Minna's hatte einen langsamen Verlauf und oftmals trat ein Stillstand, wohl gar ein kleiner Rückschritt ein, welcher uns besorgt erbangen ließ und die Hoffnung auf völlige Genesung zuweilen ganz zu erlöschen drohte.

Für die Frau Bürgermeister hatte aber diese Zeit der Sorge, um ihr herzlich lieb gewonnenes Ziehtöchterchen, wie sie Minna zu nennen pflegte, das Gute, daß sie von ihren eigenen trüben Gedanken abgezogen wurde, und nur selten noch die traurigen Ahnungen ihre böse Herrschaft ausübten.

Ein wahrer Segen war in dieser Zeit die Gegenwart des Assessors, der auch bald wie ein Kind des Hauses angesehen, mit stets gleichbleibender Heiterkeit und sinniger Liebe am Bette der Schwester waltete, auf das Beste von der eigent-

lich übermüthig heiteren, liebenswürdigen Gabriele unterstützt.

An der Frau Konsul hing das Geschwisterpaar mit wahrer Kindesliebe, wie sie auch längst die Gewohnheit hatten, die würdige Frau, die sie mit so herzlicher Mutterliebe aufgenommen hatte, Mütterchen oder Mama zu nennen.

Manche Stunde verkürzte der Assessor der langsam genesenden Schwester, durch anmuthige Erzählungen aus seiner und ihrer Jugendzeit und durch meisterhaftes Vorlesen der verschiedensten Dichtungen und der Meisterwerke unserer Literatur.

Häufig fand ich bei meinen Besuchen so den kleinen Kreis beisammen, und wenn ich leise und unerwartet in das Wohnzimmer eintrat, blieb ich oft lange an der nur angelehnten Thür des Krankenzimmers stehen und lauschte dem seelenvollen Vortrage Richards, an dessen edlen, von dem Eindrucke der Lectüre verschönten Zügen die Augen der drei Zuhörerinnen wie festgebannt zu hängen pflegten.

Es gewährte mir dann ein großes Vergnügen und ein hohes psychologisches Interesse, den ähn=

lichen und unter sich doch so verschiedenen Ausdruck der drei Gesichter zu studiren.

Schwester Minna richtete die Blicke auf den Bruder, mit unverhülltem Entzücken und einem gewissen freudigen Stolze.

In Frau Möwe's Zügen verrieth sich ein gemischtes Gefühl von Interesse an dem Inhalte der Kunstwerke und mütterlicher Zuneigung zu dem liebenswürdigen Vorleser.

Und Gabriele? — Meistens senkte sie die Augen auf die Arbeit nieder; nur dann und wann, wie in völliger Selbstvergessenheit, glitt die Stickerei aus ihren achtlosen Händen, und mit träumerischem Ausdrucke erhob sie das lockige Haupt, die schwarzen Augensterne auf den gleichsam in Begeisterung Erglühenden geheftet.

Ein leises Lächeln entlockte mir es dann, wenn ich beobachtete, wie Gabriele, in deren Antlitz sich die Erregung Richards zu spiegeln schien, erst rosig und dann immer dunkler erröthete und mit scheuem Blicke auf die Mutter und die Freundin, als wäre sie sich plötzlich eines Unrechtes bewußt geworden, das Köpfchen sinken ließ.

Bald konnte es mir nicht mehr verborgen blei-

ben, daß Gabrielens Empfindungen bei den Vorlesungen eben so viel der Person des Vorlesers, als der Schönheit des Dichterwerkes galten. Sie sprach zwar nur ihr Entzücken über den Genuß, den ihr die Poesie oder Erhabenheit der Lectüre gewähre, in Worten aus; doch deutete eine gewisse Befangenheit dabei darauf, daß vielleicht schon die Erkenntniß von der sehr getheilten Natur ihrer Gefühle bei ihr zu dämmern begann.

Wie genau ich aber auch den mir in Kurzem recht innig nahbefreundeten Richard beobachtete, so konnte ich lange Zeit doch nicht ins Klare kommen, ob er blos der Freundin und Pflegerin seiner theuren Schwester, der Tochter seiner mütterlichen Gönnerin, dankbare Empfindungen widme, oder eine besondere Anziehung ihres wirklich selten liebenswürdigen Wesens erfahren habe.

Zum ersten Male sah ich etwas klarer, als ich einst am Lager der Reconvalescentin außer Gabrielen, auch ihre Freundin Emma Rabe fand. Zwar, daß Richards Benehmen der letzteren gegenüber fremder, zurückhaltender, minder vertraulich war, als sein Verkehr mit Gabrielen, schien ganz natürlich; auch daß er Emmchen nur: mein Fräu-

lein nannte, die Tochter des Hauses aber unbefangen: Liebe Gabriela! Jedoch entscheidend war für mich, daß er von einem, auf mein Zureden unternommenen Spaziergange in's Freie, jedem der drei Mädchen ein allerliebstes kleines Sträußchen von Wiesenblumen mitbrachte, die sich alle drei ziemlich ähnlich sahen, allein bei genauerer Betrachtung doch bemerken ließen, daß der für Gabrielen bestimmte Strauß der zierlichste und hübscheste war, und daß dieser allein ein einzelnes, halb verstecktes Vergißmeinnicht enthielt. — Auch Gabriele mußte dies bemerkt haben, denn als sie ihren Strauß uns Anderen zeigte, wußte sie ihn immer so zu drehen, daß das bedeutungsvolle Blümchen unseren Blicken entzogen blieb.

Häufig begleitete mich Richard auch auf kleineren Touren in die nächste Umgegend der Stadt, und während ich bei diesem oder jenem Patienten verweilte, suchte er „das Schönste in den Fluren, um seine Liebe damit zu schmücken" und niemals kam er ohne die gewohnten Wiesenblumen heim.

Den letzten Zweifel zerstreute meine zufällige

Bemerkung, daß er einst, bei Ueberreichung eines Blüthenstraußes, auch einen Streifen Papier in Gabrielens Hände schob. Die Mama hatte dasselbe beobachtet und da Richard schon öfters allerlei niedliche Reime gemacht hatte, rief sie der Tochter neckend zu: „Verse, Gabriela? Verse?"

„Ja, Mama!" erwiderte das heitere Mädchen lachend und las ein allerliebstes, halb neckisches Gedicht vor, das mit der Strophe schloß:

„Und was zu Dir das Sträußlein spricht,
Oh! laß es Dir gefallen:
Sieh! Ehrenpreis, — Vergißmeinnicht,
Begrüßen Dich vor Allen!"

Eigentlich lag in diesen Worten doch nichts Verfängliches. — Warum aber errötheten wieder beide junge Leute gleichzeitig? War es, weil der junge Dichter den Verrath seiner heimlichen Gefühle fürchtete, und weil es Gabrielen plötzlich klar ward, daß sie und Richard wohl durch ein anderes Band als bloße Freundschaft verknüpft seien? — Ich glaube stark, daß dies bei Beiden der wahre Grund des Erröthens war und auch der Grund der verschämten Befangenheit, die in den nächsten Tagen offenbar ihren sonst so harm-

losen Verkehr mit einander ein klein wenig förmlicher machte.

Nicht ganz ohne heimliche Schadenfreude sah ich Beiden zu, die sich deutlich ganz besonders zu einander hingezogen fühlten und sich doch scheuten, diesem zarten Zuge nachzugeben, vielleicht in dem halben Bewußtsein, daß es um das noch verhüllte süße Geheimniß geschehen sein würde, wenn das verschwiegene Gefühl erst Worte gefunden haben und auch von uns Anderen erkannt sein würde.

Aber nicht ich allein hatte in den Herzen der Liebenden gelesen, auch die wieder ganz hellen Schwesteraugen Minna's hatten ihre Beobachtungen gemacht und als ich, ihr gegenüber sitzend, die jetzt schon beinahe völlig Wiederhergestellte leise fragte: „Sie lächeln so glückselig, Fräulein Minna! — Darf ich den Grund wissen, oder ist es ein Geheimniß?“ sah sie mich mit schalkhafter Miene an und sagte:

„Ein Geheimniß, Doctor? Ja, für Andere — noch! Für Sie, Herr Doctor, kaum! und auch den Andern wird's nicht lange mehr verborgen bleiben, höchstens noch bis Sonntag! — Wollen wir wetten?“

Sonntag nämlich war der Geburtstag Gabrielens.

Am Morgen gab ihr Richard mit herzlichen Worten den unvermeidlichen, mit besonderer Sorgfalt zusammengestellten Blüthenstrauß und ein kleines Petschaft von Bergkrystall, in dessen Siegelfläche auch ein Sträußlein eingravirt war. Ungeachtet seiner sichtlichen Bewegung hielt er sich ritterlich. Daher neigte ich mich mit der neckenden Frage zu der Kranken: „Nun? was macht die Wette? heut' ist Sonntag!"

„Aber noch nicht aller Tage Abènd!" erwiderte sie lächelnd, und wirklich! Gegen Mittag legte Richard ein beschriebenes Blatt in die Hand der Mutter, mit der schüchternen Frage, ob er dies wohl Gabrielen geben dürfe?

„Wenn Sie meinen, lieber Richard!" war die Antwort der gütigen Mama, in deren Augen Thränen traten.

Gabriela blickte auf und empfing das Blatt erröthend, pfeilgeschwind dem Zimmer enteilend. — Als sie nach kurzer Pause wiederkehrte, flog sie an das treue Mutterherz und barg ihr Haupt und ihre Thränen an demselben — die Hand nach Ri-

chard ausstreckend, der sie nun mit seinem Arm umschlang. —

Einer Erklärung dieser Scene hätte es für uns Andere nicht bedurft, doch wurde sie uns gegeben durch Mittheilung der Zeilen Richards. Diese lauteten:

Traute Freundin! Tief beweget
Reicht' ich schweigend Dir den Strauß;
Was sich warm im Herzen reget,
Spricht oft schwer im Wort' sich aus.
Und als Glückwunsch durft' ich bieten
Dir das Sträußlein, das ich wand;
Denn Du hast in seinen Blüthen
Wie ich's treu gemeint erkannt.

Und ein Sträußlein auch, in klaren
Bergkrystall gegraben ein,
Gab ich Dir, daß noch nach Jahren
Selbst entfernt Du dächtest mein,
Und Dir aufgeh' im Gemüthe
Die Erinnerung an heut'
So oft sich das Bild der Blüthe
Unter Deiner Hand erneut.

Beide haben wir geschwiegen,
Und uns doch verstanden ganz.
Deutlich sprach's aus Deinen Zügen,
Aus des Auges feuchten Glanz!
Mag vergebens denn nach Worten
Ringen das erfüllte Herz!
Blüh'n doch Blumen aller Orten,
Spricht der Blick doch allerwärts!

Frau Möwes umarmte ihre beiden sich umschlungen haltenden Kinder und legte segnend ihre Hand auf deren Häupter, aus tiefster Seele dabei seufzend:

„Oh, wäre doch Dein Vater, Gabriela, an meiner Seite!“

Als sollte dieser Wunsch so viel, als möglich war, Erfüllung finden, brachte soeben der Briefträger einen Brief des Konsul.

Schon wieder auf deutschem Boden, war das Schreiben aus der Residenz datirt, wo noch Geschäfte den Vater festhielten und obwohl er dieselben möglichst beschleunigen wolle, schrieb er, so sei es doch ungewiß, ob er noch zum Geburtstagsfeste Ella's eintreffen werde, weshalb er diese Zeilen mit seinem Glückwunsche vorausſende.

Für mich war ein Papierstreifen eingelegt des Inhalts:

„Gott zum Gruße, Doctor! Alles ist über Erwarten gut und glücklich abgelaufen. Aber ich zittere bis zum letzten Augenblicke!“

Gegen Abend, als wir gerade das Geburtstagskind leben lassen wollten, schmetterte ein Extrapostsignal. Ein Wagen rasselte die Straße herauf und hielt vor dem Hause.

Bei den ersten Klängen des Posthorns war Frau Möwes aufgesprungen und hatte, todtenbleich, einen Schritt nach der Thüre gethan. Von ihrer Bewegung übermannt, schwankte sie aber und sank dem zu ihrer Unterstützung herbeispringenden Richard in den Arm. — Minna, auch vom höchsten Schreck ergriffen', hatte die neben ihr sitzende Gabriela umschlungen und die Entsetzte am Aufstehen gehindert, während ich mit Hülfe des Assessor die ohnmächtig gewordene Mutter auf das Sopha legte.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen und auf die Schwelle trat der Bürgermeister, der mit einem Blicke die Gruppe überfliegend, sich mit dem erschütternden Ausrufe: „Oh meine Ahnung!" wie vom Blitze getroffen an die Thüre lehnen mußte und außer Stande schien, nur einen Schritt vorwärts zu thun.

Bei dem Klange der geliebten Stimme öffnete aber die Ohnmächtige die Augen und rief mit sehnsüchtigem Verlangen:

„Oh mein Möwes! mein geliebter Albert! — Gott sei gedankt, daß ich Dich wieder habe!"

Der Bürgermeister flog zum Sopha und

umschlang mit Gefühlen eines Bräutigams die geliebte, langersehnte Frau.

Da fragte ich ihn lächelnd: „Konsul! glaubt Ihr noch an Ahnungen?“ Er aber gab, fast ärgerlich, zur Antwort: „Geht mir, Doctor, mit dem dummen Zeuge, aber seid von ganzem Herzen gegrüßt und auch Du mein Kind, meine trauteste Ella! — Ach! ich bin so froh, so glücklich, daß ich Euch Alle wiederfinde! — Und das ist zweifelsohne Fräulein Minna, Euer lieber Pflegling — und der Herr Assessor von Osten?“

„Konsul!“ unterbrach ich ihn. — „Spart den Herrn, das liebt Ihr ja — Ihr werdet Euren Tochtermann doch, will's der Himmel, nicht Herr Richard nennen!“

„Was Tochtermann?“ fragte Möwes mit komischem Erstaunen; doch Gabriela warf sich an seine Brust und flüsterte ihm verschämt die Bitte zu, ihre Wahl zu segnen. Fragend schaute er die kleine Frau an, die in stummer Seligkeit mit Freudenthränen auf die Gruppe sah. — Ich aber wollte eben auch sie leise fragen, ob sie noch an Ahnungen glaube? — als Fräulein Minna meinen Arm berührend neckisch sagte:

„Doctor, noch ist Sonntag — und wie steht's mit meiner Wette?"

„Die hab' ich verloren, Fräulein!"

„Natürlich! denn ich hatte eine ganz sichere Ahnung! — Glauben Sie an Ahnungen, Doctor?"

Viertes Kapitel.

Wie mir eine Frau empfohlen wurde und meine eigene Wahl.

„Gehen Sie heute beim Kaufmann Krebs vorbei, Herr Doctor?" fragte mich der Apotheker.

„Ja, gewiß! Ich muß den kranken Aktuar besuchen, der in seinem Hause wohnt."

„Nein, nein, Herr Doctor! Nein! ich meine nicht den jungen Krebs, sondern den dicken, draußen an der Ritterstraßenecke."

„So, den dicken Krebs! — Nun, werde wohl in jene Gegend kommen.

„Dann läßt er bitten, daß Sie ihn besuchen."

„Ist er krank, oder etwa seine Frau?"

„Ich glaube kaum! doch eine Frauensache

wird es wohl betreffen," entgegnete Rabe mit seltsam listigem Lächeln.

Erst im Laufe des Vormittags fand ich Muße, bei dem Kaufmanne vorzusprechen. Man wies mich in den Hof, wo der korpulente Herr im Schatten eines Nußbaumes saß und Wein mit Selterswasser trank. An seiner Seite Platz nehmend, fragte ich nach seinem Begehr und nach wiederholtem Räuspern begann er seine Rede mit der sonderbaren Frage:

„Sie kennen meine Frau?"

„Nun, wenn man Jemandes Arzt seit drei, vier Jahren ist, sollte man ihn wohl kennen, denke ich, Herr Krebs."

„Gut, bester Doctor! doch so meine ich es nicht — finden Sie es nicht sehr heiß?"

„Ein wenig schwül! Es giebt ein Donnerwetter!"

„Glauben Sie Herr Doctor? Hm! — Die Kaffeepreise fangen an zu weichen."

„So?"

„Ja! was ich sagen wollte, mein Herr Doctor! Haben Sie den Mann von meiner Frauen

Base gekannt, den Amtmann Friedheim selig? Wie?"

„Stand ja an seinem Bette, als er am Nervenfieber starb und habe ihm die Augen zugedrückt."

„Ach ja!" seufzte der dicke Herr in drolliger Verlegenheit, das seidene Käppchen bald abnehmend, bald wieder aufstülpend. — Ach ja! Na, wie gefällt Ihnen denn wohl die Friedheimen?

„So weit ich sie kenne, ist's eine brave, nette Frau! Schade, daß sie keine Kinder hat."

„Richtig! Herr Doctor! richtig! das ist äußerst Schade, oder vielmehr das ist ein rechtes Glück, denn der Mann hat ihr ein recht anständiges Vermögen hinterlassen, was sie freilich gar nicht nöthig hatte, weil sie schon von Vaterswegen in der Wolle sitzt. Na, Sie verstehen mich wohl, Herr Doctor!"

„Könnte ich grade nicht behaupten," lächelte ich, innerlich ergötzt über das verlegene Wesen des Kaufmanns.

„Nu, ich meine blos. — Der junge Braune will die Friedheimen heirathen und sie ist 'ne gute Parthie und eine recht fette und 'ne ansehnliche Person."

„I ja!“ ließ ich einfließen, „und nebenbei eine sehr angenehme.“

„Wirklich? finden Sie, Herr Doctor? — meiner Frauen Base ist sie, aber 'ne respectable Frau — und etwa dreiundzwanzig Jahre alt und Wittwe — also.“ — Der gute Mann machte eine Pause und platzte endlich geradezu heraus: „Nun, wollen Sie sie heirathen, Herr Doctor?“

Ich hatte diese Frage schon längst kommen sehen und fragte lachend: „Haben Sie denn die Hand von ihrer Frauen Base zu vergeben?“

„Gewiß, Herr Doctor! ganz gewiß in diesem Falle — so gewissermaßen.“

„Lieber Herr Krebs,“ unterbrach ich ihn ernsthaft, „das müßte ich mir doch erst reiflich überlegen, ob ich überhaupt heirathen will, ob dann Frau Friedheim just die rechte wäre und sie müßte doch auch gefragt sein, ob sie mich auch will?“

„Versteht sich, bester Doctor! Aber sehen Sie, den jungen Braune will sie nicht — und da haben wir neulich, meine Lisette und ich, so rumgesimulirt, wer wohl zur Friedheimen paßte und eine solche Frau gebrauchen thäte. Da sind Sie uns

in den Sinn gekommen, sehr verehrtester Herr Doctor! Sie haben eine junge Frau nöthig und eine reiche! und obwohl sie meiner Frauen Base ist, so würden wir uns äußerst sehr geehrt finden. — Sie verstehen mich wohl."

„Soviel verstehe ich, Herr Krebs, daß Sie sehr gütig sind und Ihre Frau desgleichen, im Uebrigen —"

„Na, habe nichts gesagt — 's paßt aber merkwürdig, der Zucker hat in Bremen abgeschlagen; aber die Oelpreise steigen, Gott sei Dank! Oh! wollen Sie schon gehen? Nun, es bleibt ganz unter uns, Herr Doctor! So! Empfehle mich bestens. Danke sehr für den Besuch. Beehren Sie uns recht bald wieder." Lächelnd ging ich weiter.

Die verwittwete Frau Amtmann Friedheim mochte wohl achtzigtausend Thaler im Vermögen haben und war in der That eine recht angenehme, heitere Frau. Wir paßten aber gar nicht zusammen; daher schenkte ich, obwohl das Krebs'sche Ehepaar es wirklich gut gemeint haben mochte, dem Plane doch nicht die geringste weitere Beachtung — und wurde eigentlich erst wieder daran

erinnert, als der Apotheker mich nach einigen Tagen halb neckend, halb lauernd fragte, ob ich beim dicken Krebs gewesen sei? — Ich nickte und redete von anderen Dingen und so blieb die Sache unerörtert.

Zu meinem Erstaunen kam der korpulente Herr bald darauf zu mir gekeucht und sank, von der ungewohnten Anstrengung erschöpft, hustend in einen Stuhl, in abgebrochenen Sätzen hervorstoßend:

„Gratulire! es ist richtig! Ist 'ne heidenmäßige Hitze! Alles abgemacht — verdammtes Pflaster. Sehr obligirt. Greift mit beiden Händen zu. — Natürlich nichts gesagt, daß wir zuerst auf den Gedanken. — Ich und Lisette. — Macht noch Umstände — aber bloße Ziererei. — Im Grunde herzlich froh!"

„Was denn? Sie werden doch nicht, bester Krebs?" rief ich erschrocken.

„Freilich! ist ja meiner Frau Base. — Na! jungen Leuten muß man helfen — Lisette auch der Meinung! Excellent! — Die Hochzeit muß in unserer Villa sein —"

„Was Hochzeit? — Wessen?“ brachte ich entsetzt hervor —

„Nun Ihre, bestes Doctorchen! — Alles in Ordnung!“

„Sie werden doch wahrhaftig nicht des Kuckuks sein, Herr Krebs und sich irgend weiter mit der thörichten Idee beschäftigt haben?“ fuhr ich den Korpulenten ordentlich ärgerlich an. — Mußte aber doch endlich laut lachen, als er in seiner Art erzählte, daß erst seine Frau zu ihrer Base gegangen sei, und dann er selber die Bestätigung gebracht habe, ich hätte eine Neigung zu der jungen Wittwe gefaßt und das Ehepaar um seine Vermittelung gebeten. — „Anfangs war die Friedheimen ganz erstaunt, aber natürlich haben wir nicht im Entferntesten erwähnt, daß der Gedanke von uns ausgegangen ist, sondern Alles ist ganz zart und delicat gemacht. — Man ist ja nicht umsonst ein Delicatessenhändler!“ schloß er die Erzählung mit einem vermeintlich sehr gelungenem Wortspiel, das er selbst sehr wohlgefällig belächelte.

Ich aber lief ganz erregt in der Stube auf und ab, bis ich mir selber mit meinem Aerger

über die abgeschmackte Sache lächerlich erschien. Dann trat ich rasch entschlossen an den Schreibtisch, und warf ein paar kurze, an Herrn Kaufmann Krebs gerichtete Zeilen auf's Papier. Diese drückte ich dem Erstaunten in die Hände. Es war eine entschiedene Ablehnung seines Vorschlages, um die Hand der reichen Wittwe zu werben und schloß mit der bestimmten Bitte, Frau Lisetten auszusprechen, daß ich leider nicht in der Lage sei, die wohl halb im Scherz gemachte Aufforderung auch nur in ernsthafte Erwägung zu ziehen, da ich vor der Hand noch gar nicht daran dächte, mich zu verheirathen und jedenfalls bei der Wahl meiner Zukünftigen mich blos von inneren Beweggründen, aber nicht von einer von außen kommenden Empfehlung leiten lassen würde.

Später schrieb ich an den Kollegen Kranz und bat um seinen Besuch, bei welchem ich ihm dann die Bitte aussprach, mich auf einige Wochen zu vertreten, da ich zu meiner Erholung eine Reise nach Berlin und in den Harz machen wolle.

Doctor Kranz, mit dem ich überhaupt in dem angenehmsten kollegialischen Verhältniß stand, erklärte sich mit Freuden zur Stellvertretung bereit

und schon nach wenigen Tagen waren die Vorbereitungen zu einer mehrwöchentlichen Abwesenheit beendet. Nach kurzem Aufenthalte in Berlin, rollte ich dem mit Recht gepriesenen Harze zu, den ich zu Fuß durchstreifen wollte.

Es war in den Nachmittagsstunden eines heiteren Herbsttages, als ich auf dem, vom alten thürmereichen Quedlinburg durch Felder und Wiesenmatten nach Gernrode führenden Fußsteige, dies freundliche Städtchen erreicht hatte und die letzten paar hundert Schritte auf den sogenannten Stubenberg hinaufstieg.

Oben fand ich zur Seite des geräumigen aus Holz gebauten Wirthshauses, das seitdem einem Gebäude von Stein Platz gemacht hat, ein leeres Tischchen, an welchem ich mich niederließ, die entzückten Augen über die anmuthige Aussicht schweifen lassend.

Grade vor mir, zu meinen Füßen, lag das kleine Städtchen, ich konnte das unter dem harmonischen Geläute seiner Glocken von der Weide heimkehrende Vieh in den einzelnen Straßen verfolgen, und sah im Bache und auf dem Platze an der uralten Kirche, die bei ihren Spielen fröhlich

jauchzenden Kindergruppen. — Dann und wann trug sogar ein Lüftchen den Klang der hellen Kinderstimmchen bis herauf zu mir. Zur Seite aber streckte das Harzgebirge seine bewaldeten Ausläufer und Vorberge aus, von denen einzelne, wie der wunderlich gezackte Regenstein und der Hoppelberg, schon ganz frei in der Ebene liegen, die sich mit ungewöhnlichem Reichthum von Ortschaften und Kirchthürmen meilenweit ausdehnt.

An einem Tische, nicht weit von dem meinigen, saß eine bunte, größere Gesellschaft; einige junge Damen trieb es immer wieder aufzustehen, und bis an die hölzerne Brüstung des Balkons zu eilen, um wieder und wieder das lachende Bild mit den glänzenden Augen zu überfliegen.

Die jungen Mädchen standen in dem glücklichen, der Mittheilung bedürftigen Alter, in welchem es eine Erhöhung der Freude ist, die Aufmerksamkeit des Anderen auf hundert unbedeutende Einzelnheiten zu richten.

„Sieh nur, Amalie! da unten das röthliche Haus und die alte Frau in der Hausthür!“

„Richtig, Anna! Schau — sie wartet da auf ihre Kuh! dort kommt sie!“

Ich wendete auch die Blicke dieser Stelle zu und in der That, es war ein allerliebstes Genre-bild, namentlich als unter der Schürze der Alten ein kleiner Knabe zum Vorschein kam, der halb scheu, halb drohend seine Peitsche hob.

Die jungen Mädchen hatten ihre Aufmerksamkeit längst Anderem zugewendet, wie es für Viele ja der Hauptreiz zu sein scheint, immer nur zu rufen: „Sieh, dies und das — und Jenes da!

„Guck Amalie, die Schwalben, die den alten Thurm umfliegen, ich glaube sie spielen Fangen!"

„Das ist Hirundo urbica Linnaei, die Stadt-, Mehl- oder Hausschwalbe," sagte ein hinzutretender Jüngling, den das bunte, auf dem Lockenhaar klebende Cerevisкäppchen als Studenten bezeichnete.

„Und Anna, sieh! — Die Sonne wird bald untergehen und färbt die Wolken so schön roth und goldig. Ach!"

„Ja, schau Amalie, die kleine Wolke da — gleicht sie nicht einem umgestürzten goldenen Korbe, aus welchem Rosen fallen?" Der Student wollte wohl zeigen, daß er Shake'speare Hamlet gelesen

oder gesehen hatte und rief lachend: „Mich dünkt sie sieht aus wie ein Wiesel, oder wie ein Wallfisch — oder ein Kameel.“ — „Du bist selbst ein Kameel, Alfred,“ sagte ärgerlich das eine Fräulein.

„Was? Kameel, Amalie? Kameel ist ein Tusch!“

Die Antwort des Dämchens ging verloren, denn ein ältlicher Herr trat, wie er schon mehreremal gethan hatte, in sichtlicher Unruhe näher und sagte resignirt: „Aber wirklich, heute kommen meine Nachtigallen nicht!“

„Oh, das wäre Jammerschade — Onkel Musikdirector!“ klagte eine etwas schmachtende Schöne, die ihm gefolgt war. „Da ist ja Frau Sobbe,“ rief der alte Herr, der suchend rund um geschaut hatte, „sie wird uns Auskunft geben können!“

„Sagen Sie, liebe Frau Sobbe,“ redete er dann die blühende Wirthin an, welche, ein kleines Kind auf dem Arme, näher kam:

„Sagen Sie, dürfen wir heute nicht mehr unsere beiden Sängerinnen erwarten? Es scheint beinah —“

„Ja, die sind heute abgereist," erwiderte die junge Frau mit dem Tone des Bedauerns.

„Oh, abgereist!" — wiederhallte es rings im Kreise.

Der alte Herr aber knöpfte den Ueberrock zu und sagte kurz: „Nun kommt nach Hause! fort! — Und morgen reisen wir weiter!"

Noch einige bedauernde Ausrufe — dann das den Aufbruch einer Gesellschaft unvermeidlich begleitende Durcheinanderschwirren vieler Stimmen — und endlich Stille und Einsamkeit!

Meine Tischnachbarn schritten plaudernd und lachend den Berg hinab — und um mich und in mir wurde es immer stiller und feierlicher!

Es giebt Tausende von Plätzen in der Welt, die schöner, großartiger sind, als der Stubenberg und all die ähnlichen Aussichtspunkte am Nordrande des Harzes. — Doch Hunderte kommen, wie ich, nach jahrelangem Leben im Getreibe einer Stadt, aus dem gleichmäßigen Kreislauf des Geschäftes hier her, und beim Genusse des stillen Friedens eines Sommerabends, fühlt ihre Seele recht mit innigem Danke gegen Gott, daß das Leben nicht blos Mühe und Arbeit bringt, sondern

zwischeninne auch Momente der Freude und Erholung liegen.

Während ich einsam draußen saß, verblaßte mehr und mehr das Glühen des Abendhimmels und all die glänzenden, bunten Farben, all die Einzelnheiten des reichen Bildes verschwammen in ein mattes Grau; die Dämmerung sank dicht und dichter, und als ein leiser Vogelruf mich aus meinem Sinnen erweckte, sah ich erstaunt, daß über mir der dunkle Nachthimmel mit seinen tausend leuchtenden Sternen ausgebreitet war — und unten im Thale, wo die Bäche rauschten, in den Häusern der Menschen kleine Lichtlein funkelten. Wie ganz anders war jetzt das Bild vor mir und wie anders auch sein Eindruck.

Unwillkürlich falteten sich meine Hände — und ich schrak zusammen, als ich in das Haus gerufen wurde — weil das Abendessen aufgetragen sei.

Natürlich gab es unter anderen einfachen Gerichten auch Schmerlen, und da ich schon früher den Harz bereist und die Bekanntschaft dieser kleinen Fischart gemacht hatte, so vereitelte ich die Erwar-

tung meiner Wirthe, daß ich sie wohl nicht zu essen verstehen würde.

Am Nebentische lehnend, leistete mir Frau Sobbe mit fröhlichem Geplauder Gesellschaft. — Nach einer drolligen Schilderung von der häufigen Verlegenheit Fremder, wenn sie den kleinen Schmerlen nicht recht mit Messer oder Gabel beizukommen wüßten, verbreitete sie sich überhaupt über das verschiedene Gebahren der den Stubenberg Besuchenden.

„Wissen Sie," fragte ich, „sich wohl noch des Eindrucks zu erinnern, als Sie ihn zum ersten mal betraten?"

„Oh gewiß, mein Herr! — Ich kam just aus der großen Stadt, in der ich aufgewachsen bin — und unbeschreiblich, wundervoll war der Eindruck, den die wahrhaft paradiesische Gegend — und der weite, weite Umblick auf mich machte. — Der erste Eindruck wird auch beinah täglich wieder wachgerufen, durch das namenlose Entzücken der vielen Fremden, denen es wie mir geht und die, wenn sie zum erstenmal hier oben stehen, sich meistens kaum zu fassen wissen — oder still ergriffen vor sich hinschauen! — Ich denke, just die Nähe Magdeburgs

und Berlins, die es möglich macht, daß die Besucher in so kurzer Zeit sich in ganz veränderter Umgebung befinden, erweckt dies mächtig überwältigende Gefühl! — Und" — fuhr die junge Frau fort, „und immer und zu allen Jahreszeiten ist es hier gar schön und anmuthig. — Auch im Winter."

„Wohnen Sie auch im Winter hier?" fragte ich zerstreut.

„Natürlich! und auch dann fehlt es nicht an Gästen — nicht blos aus der Stadt — auch von weiter her."

„Wer waren denn, Frau Sobbe, die Herrschaften vorher da draußen?"

„Oh, Badegäste, dort aus Suderode — kaum eine halbe Stunde von hier."

„Der eine Herr scheint ein Musikdirector?"

„Freilich! und so lange die beiden Nachtigallen jeden Abend nach Sonnenuntergang ihre reizenden Lieder sangen, ist er regelmäßig hier gewesen. — Ich glaube, die ganze Gesellschaft ist in Suderode geblieben, blos der beiden Nachtigallen wegen."

„Nachtigallen, Frau Sobbe?"

„Ja, Nachtigallen!" gab sie lachend zur Antwort. — „Eigentlich sind es zwei junge Damen.

Unten in dem weißen Hause, da am Bache bei der Wittwe Krüpern, haben sie gewohnt und waren fast den ganzen Tag hier oben; regelmäßig aber jeden Abend. Wenn dann die Sonne untergegangen war, standen die beiden jungen Mädchen an dem Baume da neben dem Pavillon und haben wundervoll gesungen. Sehen Sie — nicht so neumodisches Theaterzeug — nein — so Lieder, so, wie heißt man's doch?"

„Volkslieder? Frau Sobbe?

„Richtig! Volkslieder. — Kein Feuer, keine Kohle — und dergleichen, wie sie unser Eins wohl auch singt — aber es klang, als wären es ganz andere Weisen! — Und wenn hier der ganze Platz voll Gäste war, so sind Sie Alle mäuschenstill gewesen. Der Herr Musikdirector hat auch an keinem Abende gefehlt."

„Waren denn die beiden Sängerinnen vom Theater?"

„Gott bewahre! — Der Vater des einen Fräuleins ist ein Oberamtmann aus dem Braunschweigischen, dicht bei Neustadt, da bei Harzburg. — Oh das war ein nettes Fräulein, doch die Andere, das Luischen, die gefiel mir doch noch

besser — hat auch eigentlich noch schöner singen können."

„Und Luischen heißt sie?" fragte ich von dem harmlosen Geplauder ergötzt.

„Fräulein Luise Specht. — Ihr Vater ist ein Arzt gewesen."

„Wer? die Tochter des Doctor Specht?"

„Ja, haben Sie den gekannt?"

„Ein wenig obenhin!"

„Dann kennen Sie das Fräulein auch?"

„Nicht näher!"

„Aber nicht wahr, sie singt wunderschön?"

„Ich habe sie noch niemals singen hören!"

„Aber liebenswürdig ist sie?"

„Ungewöhnlich."

„Gelt? — und bildhübsch?"

„Ich glaube ja!" erwiderte ich nicht ganz frei von Befangenheit.

„Wissen Sie — Herr — das wäre nun so mein Geschmack. Sie ist ein gar zu liebes Fräulein, und wenn ich ein junger Herr wär' — sehen Sie — d i e müßt' ich haben!"

„Das käme erst doch noch darauf an, ob auch das Fräulein will?" entgegnete ich lachend.

„Nein, nein!“ sagte Frau Sobbe eifrig. „Nein! wenn ich ein junger Mann wäre, dann müßte sie mein werden!“

„Nun, Frau Sobbe! Ich bin ja ein junger Mann, soll ich 'mal fragen?“

„Ei, gewiß! und herzlich will ich mich freuen!“

„Aber, wo finde ich Fräulein Luise jetzt? — Ihre frühere Heimath scheint sie verlassen zu haben!“

„Oh jetzt ist sie mit Oberamtmanns abgereist. Ich glaube direct nach Neustadt. — Sobbe kann Ihnen die Adresse geben.“

Unter Scherzen wünschte ich gute Nacht! — doch hielten meine Gedanken mich noch lange wach.

Lebhaft vergegenwärtigte ich mir die Gestalt des jungen Mädchens, die mir so überraschend zur Lebensgefährtin empfohlen war — und so erregt war meine Phantasie, daß mich das Bild der holden Luise auch im Traume umgaukelte.

Den nächsten Sonnenuntergang bewunderte ich vom Hexentanzplatz aus; der kleine Badeort Suderode hatte mich nicht lange Zeit gefesselt.

Bei den Ruinen der Steklenburg und Lauenburg vorüber, durch das romantische Wurmthal, war ich nach der Georgshöhe gewandelt und auf vielverschlungenen Waldwegen dem Hexentanzplatz zu. — Aus den Büschen heraustretend, sah ich mich fast geblendet von der goldnen Abendglut, die mir entgegenstrahlte. Hart am steilen, über achthundert Fuß senkrecht aus dem romantischen Bodethale aufsteigendem Abhange, suchte ich mir einen vor dem Wind geschützten Ruheplatz, und erquickte mich an der herrlichen Aussicht, die ohne Zweifel die großartigste des ganzen Unterharzes ist. — Dicht vor mir starrten die in Zacken und Nadeln vielfach zerklüfteten Felsenwände des engen Thales, von dessen Grunde das Rauschen und Brausen der, zwischen Klippen und kolossalen Steintrümmern ihren Pfad suchenden Bode herauftönte. — Einige hundert Fuß unter mir lag am jenseitigen Ufer die Roßtrappe, deren aus dem Grün hervortauchende graue Felsen, noch hie und da mit kleinen oder größeren bunten Gruppen von Besuchern geschmückt waren. — Dahinter die verschiedenen, das Thal verschließenden Gebirgsrücken und Felsengrate, und darüber erhaben das schön=

gezeichnete Brockengebirge, hinter welchem eben die Sonne versunken war, die höchsten Berge mit blauen und violetten Tinten umhüllend. — Aber seitwärts, in der Oeffnung des Thales, breitete sich die noch vom lichten Sonnenschein vergoldete weite Ebene aus, in der sich die Thürme von Halberstadt und in größerer Nähe Quedlinburg mit dem alten Kaiserschlosse malerisch erhoben. — Hätte damals die kahle Felsenplatte des Hexentanzplatzes schon wie jetzt ein gastliches Gebäude getragen, so hätte ich wohl noch länger auf meinem Steinsitze verweilt, und wahrscheinlich wäre der Verlauf meiner Harzreise ein ganz anderer gewesen — so aber machte sich's mir gar empfindlich fühlbar, daß ich den ganzen Tag auf meiner Wanderung verbracht hatte, und die Zeit des Mittagsessens längst schon verstrichen war.

Der materiellen Mahnung folgend, riß ich mich halb widerstrebend von dem fesselnden Anblicke los, und suchte die auf angeblich elfhundert kunstlos aus Felsenstücken erbauten Stufen zum Waldkater hinabführende Treppe.

Das Ziel meiner heutigen Wanderung war nicht der große Gasthof dieses Namens, den Herr

Fessel seitdem mit allem großstädtischen Comfort mitten in die romantische Wildniß hineingebaut hat, sondern das ursprüngliche kleine Häuschen, das mit den Mooshallen zur Seite so wohl zu seiner Umgebung paßte.

Schon war die kleine Karavanserai beinah erreicht, als ich einen älteren Herrn mit zwei Damen auf dem schmalen Pfade längst der Bode erblickte. Täuschen mich die viel mit ihrem holden Bilde beschäftigten Gedanken, oder ist die eine Dame wirklich die mir so eindringlich zur Frau empfohlene Tochter des Kollegen? Jetzt bleiben die Wandelnden stehen, zu der wunderlichen „der Bischof" genannten Felsbildung empor blickend — und als die Damen sich in fröhlichem Gelächter seitwärts wenden, erkenne ich die eine und will jubelnd ihren Namen rufen, da wankt das Felsstück auf dem ich stehe, ich gleite auf dem feuchten Moose seitwärts, und sinke mit einem heftigen Schmerzgefühl zu Boden. Im Fallen schlage ich noch mit dem Kopfe auf ein Felsstück und vor meinen Augen wird es dunkel. Geraume Zeit mag ich besinnungslos zwischen den Felstrümmern gelegen haben. Wenigstens war es Nacht und

über mir wölbte sich der klare Sternenhimmel, als ich die Augen wieder öffnete.

Unklaren Bewußtseins, wo ich mich befände, tastete ich umher; erst der bei der leisesten Bewegung sich erneuernde, empfindliche Schmerz im Fuße brachte mir die Erinnerung wieder.

Plötzlich erklang durch die nur vom nahen Brausen des Wassers, und dem Zirpen einiger Insecten unterbrochene Stille, der getragene Gesang zweier ungewöhnlich schöner und ausgebildeter Mädchenstimmen:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe von der Niemand nichts weiß!"

„Oder" dachte ich schmerzlich lächelnd: „Als eine Verrenkung von der Niemand nichts weiß!"

Allein die Hauptsache war, ich hatte die Nachtigallen unerwartet hier gefunden.

In wunderlich glückseligem Gefühle, trotz meiner momentan hülfslosen Lage und entsetzlicher Schmerzen, lauschte ich dem Verhallen des wirklich meisterhaften Gesanges.

Die Zähne fest zusammenbeißend, zog ich meinen festgeklemmten Fuß zwischen den Steinen hervor und mich etwas bequemer lagernd, wartete

ich geduldig, ob der Gesang wiederbeginnen würde. — Das Rauschen des Baches schien stärker zu werden, je größere Stille in der Natur eintrat, selbst das leise Flüstern in den nächsten Büschen war verstummt, als die glockenreinen Stimmen wieder einsetzten:

„E bissele Lieb' und e bissele Treu,
Und e bissele Falschheit ist all' weil derbei."

Eine einzelne Stimme sang dann, wie zu dem brausenden Flusse gewendet, das reizende Lied Franz Schubert's zu den Worten von Wilhelm Müller:

„War es also gemeint,
Mein rauschender Freund?"

Nach Beendigung des Liedes rief eine tiefe Männerstimme: „Bravo!" — Eine Mädchenstimme setzte aber hinzu:

„Nun komm herein, Luise, kleine Nachtigall! komm, komm! Es wird schon kühl."

Dies erinnerte mich, daß ich doch auch nicht die ganze Nacht hier hülflos liegen konnte — und als ich bald darauf einige scheltende Worte einer Männerstimme vernahm, die mir die des Wirths zum Waldkater zu sein schien, rief ich laut:

„He! he! Herr Fessel! — He! Waldkater! zu Hülfe!“

„Ha! was war das? Hoho!“ — wurde von unten geantwortet.

„Hier! Fessel, Hier! — Auf der Treppe!“ rief ich von Neuem.

„Gleich!“ klang die Antwort. — „Bringt eine Laterne heraus!“ — und nach wenigen Momenten stand eine schlanke Gestalt neben mir und fragte: „Wer da? und was giebt's?“

„Ein Wanderer mit wahrscheinlich verrenktem Fuße, Herr Fessel,“ entgegnete ich.

„Oh weh!“ rief theilnehmend der Andere. — „Nur kurze Geduld, ich hole blos das Licht.“

In wenig schnellen Sprüngen war er unten und bald mit einer Leuchte wiedergekehrt, begleitet von einem älteren Herrn.

„Ja,“ meinte der Herr Fessel, „Ja! — Sie werden wohl nicht gehen können, und da werden wir Sie die paar Stufen hinunter tragen müssen.“

Da jedoch diese Absicht doch nicht so leicht auszuführen war, sagte der hülfsbereite Wirth nach einigen mißlungenen Versuchen: „Wissen

Sie was? — Klammern Sie sich an meinen Hals, ich werde Sie Huckepack hinunter schaffen.

Es gebrach dem mitleidigen Samariter weder am besten Willen, noch an Kraft und Geschicklichkeit zur Ausführung seines Vorhabens, und wenn auch mit großer Anstrengung von seiner — und entsetzlichen Schmerzen von meiner Seite, lag ich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, mit einer neuen Ohnmacht ringend, auf dem ledernen Sopha des kleinen Gastzimmers — und wahrscheinlich wären mir die Sinne wiederum geschwunden, wenn nicht eine der Frauengestalten, welche die Thür des Nebenzimmers füllten, plötzlich mit dem Rufe: „Hilf Gott! — Herr Doctor Fichtner!" an mein Lager geeilt wäre. — Dies erweckte mich zu vollem Bewußtsein und wenn auch unvermögend, mich aufzurichten, streckte ich die Hand nach der ihrigen aus und zog diese an meine Lippen. Wunderbar gestärkt durch die Berührung, vermochte ich meine Gedanken zu sammeln und Herrn Fessel zu bitten, zu allernächst den Stiefel von meinem stark anschwellenden Fuße loszuschneiden; dann aber wo möglich einen Boten nach einem Arzte oder einem Chirurgen zu senden. Zufällig war ein solcher

noch im nahen Hubertusbade und sehr bald war die Einrenkung des Fußes ausgeführt.

Weil aber das kleine Haus nur zwei Fremdenzimmer enthielt, welche schon von dem Oberamtmann Bergener in Beschlag genommen waren, so wurde bestimmt, daß ich das Schlafgemach des Oberamtmanns mit ihm theilen sollte. Mein eifriges Protestiren, weil ich bei der Nothwendigkeit, die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge machen zu müssen, voraussichtlich ein böser Schlafkamerad sein würde, war vergeblich. Dem freundlichen Drängen des alten Herrn mußte ich nachgeben und mich fügen. Ebenso vergebens bat ich am anderen Tage, die Herrschaften möchten doch, wie sie beabsichtigt hatten, ihre Reise weiter fortsetzen. Der Oberamtmann erklärte scherzend, seine Tochter Julie habe zu befehlen und schon angeordnet, daß sie Alle so lange hierbleiben würden, bis ich ohne Gefahr den vierten Platz in ihrem Wagen einnehmen und mit ihnen über Blankenburg, Wernigerode, Ilsenburg nach Hause fahren könne, um auf ihrem Gute in ländlicher Stille meine weitere Genesung abzuwarten.

Die nächste Zeit schien mir, obwohl ich zu

völligem Nichtsthun gezwungen war und recht erhebliche Schmerzen litt, doch die schönste meines ganzen Lebens. — Die poesiereichste war sie gewiß.

In einer der Mooshütten, grade über der rauschenden, brausenden Bode, stand Tagesüber mein Schmerzenslager, das lederne Ruhebette, auf welchem ich halb sitzend lehnte. Ein halb vorgezogener Vorhang schützte mich vor zudringlichen Sonnenstrahlen und den noch lustigeren Blicken neugieriger Touristen, während er mir den Blick auf den lebendigen von Fels zu Fels hüpfenden Bach und die romantische Umgebung gestattete. So lag ich wie in einem Mährchen und ließ mich von dem Rauschen des Wassers in wache Träume murmeln, oder lauschte den reizenden Liedern meiner anmuthigen Pflegerinnen. Dann und wann gesellten sich auch Herr Fessel und der Oberamtmann zu mir, und erzählten vor den Ereignissen draußen in der Welt, die mir so fern, so fern zu liegen schien, oder von ihren Streifereien durch die Felsen und den nächsten Wald. Am häufigsten aber pflegte Luise mit einer Arbeit den Platz an meinem Lager einzunehmen. In

freundlichem, harmlosen Geplauder erschloß sie mir dann die Tiefen ihres Gemüthes und die Regungen ihres Innern spiegelten sich in ihrem seelenvollen Auge wieder. — Oder sie nahm eins ihrer Lieblingsbücher, die sie bei sich führte, zur Hand, und las mir mit zum Herzen dringender Stimme stundelang vor, accompagnirt von dem melodischen Rauschen um uns her und dem heiteren Gesange eines Waldvögeleins.

War es ein Wunder, daß ich wie berauscht von solcher Mährchenlust mein Leiden und Alles, Alles vergaß, außer der in meinem Herzen knospenden Liebe, deren von Stunde zu Stunde mächtigeres Entfalten ich mit seligem Behagen empfand? — Mein trunkenes Auge durfte an den hier und da phantastisch mit grünem Busch geschmückten und zur Höhe ragenden Felsgestalten hiuaufschweifen, bis zum klaren Himmel droben oder zu dem Spiele der murmelnden Wellen niedersinkend, auf dem lieblichen Ovale ihres Antlitzes ausruhen, und mit Entzücken die in den belebten Zügen sich deutlich ausprägenden Empfindungen lesen.

Oft dann hielt Luise inne und fragte erröthend:

„Aber Doctor! warum sehen Sie mich so an?"

Wahrhaft entzückend war es, als sie eines Tages jubelnd ein Buch aus dem kleinen Schatz der jungen Wirthin brachte, mit dem fröhlichen Rufe: „Fouque's Undine!"

Julie hatte mit ihrem Vater eine größere Partie nach Blankenburg, zum Besuche eines Jugendfreundes des Oberamtmann unternommen, und wir hatten den ganzen Tag vor uns zum Genusse der zartesten Mährchenblüthe, die überhaupt dem Dichtergarten entsprossen ist.

Wie aber die Literatur aller Zeiten, aller Völker kaum ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, aber keines, das an Anmuth und natürlicher Poesie über die Undine zu stellen wäre, so darf ich dreist behaupten, daß dies sinnige Dichterwerk niemals unter poetischeren Umgebungen gelesen und mit ungetheilterem Entzücken gehört worden ist. — — Nach unbeschreiblich genußvollen Stunden schloß die liebliche Vorleserin das Buch.

In mir klangen die gehörten Worte noch lange nach, und das Bild Undinens vermischte sich mit dem des liebenswürdigen Mädchens, das so eben Undinens Gedanken und Worte wiederholt

hatte, so daß ich wohl selbst nicht zu sagen gewußt hätte, wen ich eigentlich meinte, als ich die Anfangszeile der Zueignung Fouque's wiederholend, träumerisch vor mich hinsprach: „Undine liebes Bildchen Du!"

Luise sah mich lächelnd von der Seite an und stand auf; doch reichte sie mir die Hand und duldete erröthend, daß ich einen heißen Kuß darauf preßte. — Später hat sie mir gestanden, sie habe damals in Gedanken: „mein lieber, lieber Huldbrand!" geflüstert.

Wie unnennbar selig wäre ich gewesen, wenn ich das gehört hätte! Denn als sich jetzt Luise dem Hause zu wandte, befielen mich bange Zweifel, ob meine Liebe wohl ein Echo in ihrem Herzen finde?

Meine Liebe? — Ja! ich konnte mir es nicht verhehlen, daß ich sie liebe, daß ihr seit Jahren schon mein Herz gehört hatte. Früher hatte das Verhältniß zu ihrem Vater mir jede Annäherung verwehrt, aber immer war ich mir bewußt gewesen, daß ich sie am höchsten stellte von allen Mädchen meiner Bekanntschaft; — den Schmerz jedoch, den ich bei ihrem Scheiden von

Schönberg empfand, hatte ich selber nicht verstanden. Erst Frau Sobbe hatte mit ihrer halb scherzenden, halb ernstgemeinten Empfehlung die Binde von meinen Augen genommen. Und nun?

Geraume Zeit ließ mich Luise allein mit meinen Gedanken, und schon senkten sich die Schatten der Dämmerung in's Thal, als sie endlich viel zu spät für mein Verlangen, wiederkehrte. Entzückt hieß ich sie willkommen, sie rückte ihren Sitz ein wenig weiter ab von meinem Lager. — Beide schienen wir nicht recht den Ton zu einem gleichgültigen Gespräche finden zu können, und erst nach längerem Schweigen fragte das junge Mädchen:

„Aber Sie haben uns noch immer nicht gesagt, wie es kam, daß Sie uns hier trafen?"

„Kennen Sie den Mann im Monde von H. Clauren?" fragte ich dagegen.

„Oh nein! Ich kenne Nichts von Clauren! Kaum den Titel einiger Erzählungen."

„Und das ist schon fast zu viel! — Allein der Mann im Monde ist von Wilhelm Hauf, blos unter Claurens Namen und in seiner Manier ge-

schrieben, hat aber noch den zweiten Titel: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“

Fragend sah Luise auf und ich fuhr lächelnd fort:

„Im Grunde könnte das meine Antwort sein. Es war des Schicksals Stimme, daß ich Sie hier finden sollte.“

„Soll das ein Räthsel sein?“ fragte Luise weiter mit einem Lachen, das ein wenig erzwungen klang.

„Nein! darf ich aber ehrlich sein?“

Sie nickte zögernd.

„Gut, dann will ich beichten, daß mir auf dem Stubenberg Frau Sobbe tausend Grüße aufgetragen hat an ihren Liebling, an die Nachtigall Gernrodes und daß ich auf dem Wege war nach Neustadt, um Sie dort zu suchen und die Grüße zu bestellen.“

Luise senkte das Köpfchen und gab keine Antwort.

Ich fuhr aber leiser fort:

„Die gute Frau hat mir noch Etwas gesagt, das kann ich aber nur erzählen, wenn ich in Ihr

Auge sehen und Ihre Hand in die meinige nehmen darf, Luise!"

Bei dem Klange ihres Namens schien das schöne Mädchen zu erbeben, doch hob sie erröthend ihre Augen, indem sie leise fragte: „Nun?"

„Ja! Ihre Hand aber — ich kann's wirklich sonst nicht sagen." Zögernd legte sie, die Farbe wechselnd, ihre Hand in die meinige und ich empfand mit Entzücken das leise Beben derselben, sagte aber hartnäckig:

„Oh Luise! Nun wenden Sie ja die Augen wieder ab, das ist gegen die Abrede!"

„Ach! ist denn das so ganz nothwendig!?" entgegnete die Liebliche halb neckend, halb fragend und richtete die blauen Augen voll und offen auf mich, der ich jetzt in ängstlichem Erbangen nach Worten suchte.

„Nun sagen Sie ja doch nichts!" lächelte sie mild.

„Doch, doch! Luise! doch! — Frau Sobbe war recht unartig und doch auch gar lieb und gut!"

„Sie reden wiederum in Räthseln?"

„Nein, nein! Ganz klar und offen und ver-

ständlich. — Sehen Sie, als die gute Frau erfuhr, daß ich Sie kannte, daß ich Jahrelang in einem Orte mit Ihnen gelebt habe, da sagte sie nicht, was sie denken mochte — aber Etwas Anderes hat sie gesagt."

Die Hand des jungen Mädchens zuckte und wollte sich aus der meinen lösen. — Ich hielt jedoch die Gefangene fest, eilig hinzufügend: „Und dann hat noch Frau Sobbe mich versichert, daß die eine von den beiden Nachtigallen ihr ganzes Herz gewonnen habe und wenn sie, Frau Sobbe, ein junger Mann wäre, so müßte die ihr eigen werden. — Ach, Luise, und ich habe — verzeihen Sie! — gesagt: — Ich wäre ja ein junger Mann und — und ich wollte es versuchen! — War das Unrecht Luise? — war das frevelhaft?"

Wieder wollte sich die Hand aus der meinen lösen, doch ich gab nicht nach und da das liebe, theure Kind leise zu schluchzen schien — zog ich die halb Widerstrebende, halb Nachgebende näher, und fühlte mein Gesicht von Thränen überströmt, während ich leise den Arm um die schlanke Gestalt schlang und sie an mich drückte.

Hoch aufjauchzen hätte ich mögen vor Glück

und Wonne, als der leise Widerstand der Heißgeliebten von Secunde zu Secunde schwächer wurde, und sie endlich dicht an meinem Herzen ruhte.

Mit zahllosen Küssen bedeckte ich ihr Haar und die reine Stirn, dann hob ich sanft ihr Haupt und trank die Thränen von ihren Wimpern, bis ich auch den rosigen Mund zu berühren wagte und meine Lippen auf den ihren ruhen ließ.

Ueberselig fühlte ich, wie sie leise jetzt den Arm um mich legte, und als ich die noch immer Weinende nach dem Grunde ihrer Thränen fragte, barg sie verschämt den Kopf an meiner Brust und flüsterte, nur dem Ohr der Liebe vernehmbar: „Ernst, es sind Freudenthränen, weil ich Dich seit Jahren schon geliebt habe.“

„Wirklich? Wirklich? Du mein Engelsherz! Und ich hatte keine Ahnung davon?“

„Ich wußte es ja selber nicht! Erst bei unserer Abreise von Schönberg habe ich's gemerkt an meinem Schmerze!“

Wieder verbarg sich das Gesicht an meiner

Brust und leise flüsterte das holde Kind: „obwohl mir's Emma lange schon gesagt hatte.“

„Und weißt Du, mein Undinchen, weißt Du wohl, ich habe es erst auf dem Stubenberge erfahren, daß Dir auch schon lange mein ganzes Herz gehört hat!“

Zum Lohn für dies Geständniß schloß sie mich zärtlich in beide Arme, und noch lange kos'ten wir und plauderten von unserer Liebe, und immer dunkler ward es um uns her — doch in uns immer lichter, und immer lauter murmelte das Wasser und immer vernehmlicher wurde die Sprache unserer Liebe in den Herzen. — Dann falteten wir die engverschlungenen Hände, um im Gebete Gott zu danken, daß Er uns zu einander geführt und seinen Segen für unseren Bund zu erflehen.

Lange, lange lauschten wir dann schweigend, in stummer Seligkeit dem Schlage unserer Herzen und dem, wie Segensmurmeln klingenden, geheimnißvollen Rauschen des bewegten Wassers.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde! — Wir merkten es daher auch nicht, daß es wohl schon spät geworden war, als endlich nahende

Stimmen laut wurden und plötzlich die andere Nachtigall ihren neckenden Gesang ertönen ließ:

„E bissele Lieb — und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil derbei!“

Luise fiel aber nicht ein in den Gesang. — Scheu sprang sie auf — und floh ins Haus.

Als fröhlich und mit heiteren Scherzen Oberamtmanns zu mir kamen, und der alte Herr gutmüthig schalt, daß ich so lange im Freien geblieben sei, ließ ich mich ins Zimmer geleiten und kaum hatte sich dort Luise zu uns gesellt, Julie aber nur einen prüfenden Blick auf uns gerichtet, so ergriff das übermüthige Mädchen den Arm des Vaters in ausgelassener Lustigkeit und ihn im Zimmer herumwirbelnd, rief sie wiederholt: „Ich weiß doch was! Ich weiß doch was!“

„Was weißt Du denn? — Was hast Du denn?“ fragte erstaunt der Vater, als er endlich zum Stehen und zu Athem kam.

Als Antwort sang Julie mit drolligen Geberden, sich abwechselnd vor mir und vor Luisen neigend, indem die hellen Freudenthränen in ihre schelmischen Augen traten:

„E bissele Lieb — und e bissele Treu!
Gott gebe nichts weiter, ist allweil derbei!

Herr Fessel aber braute auf den Wink des Oberamtmanns eine Bowle und war hoch erstaunt, als Julie und ihr Vater, denen wir unterdessen mein Abenteuer auf dem Stubenberg erzählt hatten, nicht blos die Gesundheit des heutverlobten Paares ausbrachten, sondern auch wieder und wieder die Frau Sobbe vom Stubenberge leben ließen.

Fünftes Kapitel.

Noth lehrt Beten.

„Euren Eingang segne Gott! Euren Ausgang gleichermaßen!“ lautete die mit Blumen umkränzte Inschrift, welche der Onkel meiner Luise, der würdige Oberprediger, über der Eingangsthüre unserer Wohnung hatte anbringen lassen, als wir, ein neuvermähltes Paar, dieselbe zum ersten Mal betraten.

Bewegt überschritten wir die Schwelle.

An der Innenseite der Thüre stand: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“

Mein geliebtes Weib umschließend, flüsterte ich:

„Ja, wahrlich! so Gott uns seinen Segen dazu giebt, das wollen wir!“

Stumm blickte Luise zu mir auf.

In ihren thränenfeuchten Augen aber las ich das freudige Gelübde, dieses Wort die Richtschnur unseres Lebens sein zu lassen.

Demüthig hoffe ich, daß das Gelübde jener Stunde Wahrheit geworden ist, und mit tiefem Danke gegen Gott erkenne ich, daß, ob auch unverdient, Er es an Seinem Segen nie hat fehlen lassen.

Die Schilderung des Beginnes unseres Hausstandes, und des von Tag zu Tage herrlicheren Erblühens unseres Glückes, darf ich mir wohl erlassen.

Wem selbst das unbeschreiblich beseligende Geschenk eines glücklichen Ehebundes zu Theil geworden ist, der bedarf der Schilderung nicht, und wem seine Ehe nicht ein Paradies auf Erden geworden ist, der würde vielleicht mit Unwillen und Unglauben die Beschreibung unseres Eheglückes lesen. Wer aber die ihm vom Himmel bestimmte Gefährtin seines Lebens noch nicht gefunden hat, der male sich selbst die Zukunft mit den glänzendsten Farbena us.

Nur prüfe wer sich ewig bindet! — Dann aber vertraue er auch fest der Wahrheit des Wortes,

das mir einst die freundliche Frau Bürgermeisterin, als das Ergebniß einer zwanzigjährigen Erfahrung gesagt hat: „In einer rechten Ehe wächst das Glück!“

Und wahrlich! — Heute, an der Grenze des Greisenalters, wiederhole ich aus voller Ueberzeugung und mit dankerfülltem Herzen:

Von Jahr zu Jahr ist unsere Ehe glücklicher und schöner geworden!

Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es an trüben Stunden und Tagen gefehlt habe und an mancherlei Sorgen! — Aber alle schweren Prüfungen und manches Leid, das Gott, der Herr, über uns verhängt hat, haben wir gemeinsam in Treue und Liebe getragen, und erkennen auch darin Seine Vatergüte, daß es bei uns so gewesen ist, wie Simon Dach in seinem: „Aennchen von Tharau,“ singt:

„Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unserer Liebe Verknotigung sein!“

Alles, was das Leben Schweres brachte, hat nur dazu gedient, uns inniger an einander zu schließen und fester mit Gott zu verknüpfen.

Wie der schönste Kranz nicht blos aus Blu-

men gewunden wird, sondern das hineingeflochtene Hoffnungsgrün der Blätter, das die einzelnen Blüthen trennt, zugleich den Glanz derselben hebt, so wird der Zeiten Kranz aus lichten und aus dunkeln Stunden geflochten. — Glückselig, wer sich die Hoffnung und das Bewußtsein erhält, daß jede Trübsal endet und eben nur ein solches Trennungsblatt im Kranz des Lebens ist!

Nach meiner Erfahrung sind es besonders drei Dinge, die zur Erhaltung des Glückes im Ehestande wesentlich beitragen, und allen meinen jungen Freunden, welche am Beginn der Ehe stehen, möchte ich recht eindringlich dieses dreiblätterige Kleeblatt zur treusten Pflege anempfehlen.

Ich meine nicht die vielgenannte Trias: Glaube, Liebe, Hoffnung! die sich Jeder, je nach seinem Sinne anders auslegt, sondern drei kleine Hausmittel, welche gar so leicht zu beschaffen und so überaus heilsam sind.

Erstens: ganz vollständiges Vertrauen und unbedingte Wahrheit gegen einander.

Zweitens: eine fortwährende Rücksichtsnahme auf die Gefühle des Anderen, und eine gewisse

Zartheit des Benehmens auch in dem vertrautesten Verkehre.

Und Drittens: die Pflege der häuslichen und Familien-Feste: Geburts-, Verlobungs-, Namenstag und ähnliche. Es sind diese fröhlichen Abschnitte im gleichförmigen Einerlei des Lebens treffliche Gelegenheiten, einander kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, die eigene Liebe kund zu geben und die des Anderen frisch zu erhalten.

Freilich sind diese meine angepriesenen Mittelchen, mit Ausnahme des ersten, unbedingt nöthigen, gleichsam nur Aeußerlichkeiten, und viel wichtiger und unentbehrlich ist die tief innerlichste Uebereinstimmung der Seelen und ihrer Grundrichtung! Auch gilt, wie wahre Freundschaft nur unter wirklich guten Menschen bestehen kann, dasselbe vielleicht in noch viel höherem Maaße von dem Glück der Liebe!

Für die Richtigkeit dieses Satzes spricht unzweifelhaft auch die Erfahrung, daß die wahre Liebe und die rechte Ehe beide Theile ohne Frage besser und edler macht!

Wie sich dann die äußeren Verhältnisse gestalten, ist fast unerheblich; blos in sofern von

Einfluß, als es schwerer ist, sich in bedrückter äußerer Lage Zufriedenheit und das aus Demuth und völliger Ergebung erwachsende Gefühl des Glücklichseins zu erhalten. Dies jedoch ist unerläßlich, denn nur der kann Andere wahrhaft glücklich machen, der innerlich selbst glücklich ist; wie umgekehrt nur der recht glücklich ist, der Andere beglückt und an seinem Glücke theilnehmen läßt.

Gleich in den ersten Tagen unserer Ehe gaben wir uns gegenseitig ein Versprechen, dessen Erfüllung vielleicht auch zur Erhaltung unseres häuslichen Glückes beigetragen hat.

Luise gelobte, niemals auf größere Damenkaffee's zu gehen, während ich versprach, so selten als irgend möglich bloße Herrengesellschaften, namentlich Zusammenkünfte in Wirthshäusern zu besuchen. Wir haben dies niemals bereut, wie auch das Halten unseres Versprechens uns niemals schwer geworden ist. Wohl mögen Andere darüber gespöttelt haben, daß wir so unzertrennlich waren, und in Scherz und Ernst wurden wir die Inseparables genannt; aber Keiner hat es je versucht, uns durch hämischen Spott oder ernsten Tadel

wegen dieser Unzertrennlichkeit zu verletzen, die uns durch das Bewußtsein gegenseitiger Unentbehrlichkeit einen wesentlichen Zuwachs unseres Glückes gebracht hat.

An heiterem, herzlichen Umgange mit anderen Familien hat es uns überdieß niemals gefehlt; denn Andere folgten wohl unserem Beispiele, oder fügten sich wenigstens darein, nie Eins von uns ohne das Andere in Gesellschaften zu sehen, woraus dann bald ein höchst gemüthlicher Familienverkehr entstand.

Unseren liebsten Umgang bildeten natürlich die beiden intimsten Freundinnen meiner Frau und deren Gatten.

Konsuls Gabriela wurde zwar von dem Assessor von Osten zuerst aus Schönberg entführt; kehrte jedoch nach wenig Monden als glückselige junge Frau mit ihrem Gatten wieder in die Heimath zurück, da der Assessor auf seinen Wunsch als Rath an das hiesige Kreisgericht versetzt wurde.

Emmchen Rabe aber reichte fast zur selben Zeit, als unsere Verbindung stattfand, dem wackeren Doctor Kranz ihre Hand, der auf die Gefahr hin,

daß ihm die Verschwägerung mit dem Apotheker von etwaigen übelwilligen Lästerzungen verdacht werden könnte, um die liebenswürdige Emma geworben hatte.

Wir drei Familien und die Eltern Gabrielens, bildeten einen heiteren, glückseligen Kreis, in den ab und zu noch eine oder die andere Familie Schönbergs, oder der näheren Umgegend zu anspruchsloser Geselligkeit eintrat.

Der Apotheker blieb unbeweibt und wenn er geneckt und zum Heirathen aufgefordert wurde, versicherte er stets, aus Rücksicht für seinen Schneller keine Herrin in die Apotheke einführen zu dürfen; denn der nun schon seit Jahren bei ihm befindliche Gehülfe sei ihm unentbehrlich, würde sich aber sicherlich mit einer Frau nicht vertragen können.

Es ereignete sich denn auch das Unerhörte, daß der Apotheker unverheirathet blieb, der Herr Gehülfe aber in den Ehestand trat, und seine Gattin auch dem Prinzipal die Wirthschaft führte, weshalb sie ziemlich allgemein die Apothekerin genannt wurde.

Mein Verkehr mit dem Apotheker war übri-

gens nur ein sehr geringer, da ich in dem täglichen Umgang mit dem Kollegen Kranz volle Befriedigung fand. Wir wurden bald eben so nahe befreundet, als es unsere Frauen schon seit ihrer Kindheit waren. Nicht blos ein vortrefflicher Arzt, besaß Kranz neben seltener Liebenswürdigkeit, auch eine vielseitige Bildung, und unser Verhältniß zu einander war das Muster wahrhaft kollegialischen Verkehrs.

Die guten Schönberger, an das schroffe, feindselige Benehmen des Doctor Specht gewöhnt, erstaunten sehr, als sie uns täglich und so vertraut verkehren sahen. Noch wunderbarer aber schien es ihnen, daß wir einander nicht blos zu jedem bedenklichen oder interessanten Kranken mitnahmen, sondern auch häufig Einer die Patienten des Anderen in dessen Stellvertretung besuchte. Es war dies letztere, und überhaupt unsere ganz ungewöhnliche Stellung zu einander, wahrscheinlich überhaupt nur möglich bei der Uebereinstimmung unserer Ansichten in den meisten Dingen, und namentlich auch unserer medicinischen Anschauungen und ganzen Richtung.

Während des jahrelangen ungetrübten Fort-

bestandes unseres ungewöhnlichen schönen Verhältnisses, hatte sich Schönberg bedeutend vergrößert. Sowohl die Einwohnerzahl war fortwährend gestiegen, als auch der Verkehr und das ganze industrielle Treiben lebhafter geworden. In nächster und entfernterer Umgegend waren eine Menge von Fabriken, Kohlengruben, Hohöfen und ähnliche Anlagen aller Art entstanden, und bald waren wir Beiden, Kranz und ich, trotz aller Anstrengung und gegenseitiger Unterstützung, nicht mehr im Stande, dem Bedürfnisse und Verlangen nach ärztlichem Beistande zu genügen.

Oft schon hatten wir das untereinander besprochen, und auch zwischen unseren Frauen schien es Gegenstand der Verhandlung gewesen zu sein, wenigstens erklärten uns beide eines Abends, als wir von einem gemeinsamen Krankenbesuche zurückkehrend, die Frauen in unserem Garten bei einander fanden, daß das fernerhin nicht mehr so gehen könne!

„Ja, was denn?" fragten wir erstaunt.

„Nun dieses Nachtgeschwärme und immer aus dem Hause sein!" erwiderten die liebenswürdigen Frauen lachend.

„Nachtgeschwärme, liebe Emma?“ fragte Kranz,. indem er sich den Anschein gab, als ob er keine Ahnung habe, wovon die Rede sei.

Indem traten drei Herren in den Garten: Luisens Onkel, und der Konsul mit seinem Schwiegersohne.

„Oh vortrefflich!“ rief Luise, „da bekommen wir Succurs! — Ich bitte, daß die Herren Platz nehmen und sich als Gerichtshof constituiren.“

Zu dem Oberprediger gewendet, fuhr sie dann fort:

„Onkel, sag': Hat dieser Mann da nicht am Altare gelobt, mir ganz anzugehören und Freud' und Leid mit mir zu theilen?“

„Ei, gewiß, mein liebes Kind, und dafür habe ich ihm des Himmels Segen verheißen.“

„Aber, was thut er jetzt?“

„I nun, antwortete der Onkel lächelnd, „ich denke, er macht mein liebes Töchterchen so recht und unbeschreiblich glücklich! — Ist es nicht so, Luischen?“

„Ei, freilich! aber Onkel! ist das Recht, daß er mich halbe und oft ganze Tage lang allein läßt, und sich um jede alte Frau, die etwas



Husten oder Migräne hat, mehr bekümmert, als um sein angetrautes Weib?"

Der Oberprediger lächelte, mir mit ganz vergnügten Augen freundlich zunickend; aber Luise sagte:

„Ich sehe schon, vor dem geistlichen Tribunale ist wenig Aussicht für meine Sache. Die hohe Geistlichkeit ist bestochen von der Liebenswürdigkeit des Angeklagten, und will es ihm zum Verdienste anrechnen, daß er mich arme, leichtbefriedigte Frau so ziemlich — Nein! Die Wahrheit darf doch nicht verleugnet werden! — daß er mich so ganz vollständig glücklich macht! — allein die Hauptsache dabei ist vielleicht meine Anspruchslosigkeit und mein schlechter Geschmack —"

„Laß' nur, Lieschen!" unterbrach sie Emma — „laß' nur! vielleicht finden wir armen Halbverlassenen, denn leider Gottes! bin ich ja im selben Falle! mehr Gehör beim weltlichen Richter! — Wie steht's, Herr Kreisgerichtsrath, giebt es in Ihrem Gesetzbuche keine Stelle, die zu unseren Gunsten spricht?"

„Doch, verehrte Freundin!" scherzte Osten, „in dem Landrecht, zweiter Theil, Titel 1 im

achten Abschnitt heißt's im Paragraph sechshundertundsiebenundsiebenzig: Auch böswillige Verlassung ist ein Ehescheidungsgrund! Soll ich die Scheidungsklage einleiten?"

„Nein, nein! Da kämen wir ja aus dem Regen in die Traufe. Nein, Luise, wollen's lieber erst mit dem Bürgermeister versuchen!"

„Also, mein Herr Konsul!" nahm Luise wiederum das Wort: „Theuerster Vater der Stadt! Im Interesse Ihrer Pflegebefohlenen gebe ich dem allgemeinen Jammer Ausdruck, und flehe Sie um Abhülfe der Noth. Denn es ist ja ganz unmöglich, daß hier diese beiden Aeskulape allen Kranken und Gebrechlichen in der Stadt und meilenweiten Umgegend den nöthigen Beistand leisten können, und obwohl sie selber, diese Herren Doctoren, aus Brodneid keinen Dritten aufkommen lassen möchten, so wollen wir, die Frauen jener Habsüchtigen, zeigen, daß wir das edlere Geschlecht sind und für das allgemeine Bedürfniß gern ein Opfer bringen. Im Namen der leidenden Menschheit bitten wir daher, möglichst bald dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, und wenigstens noch einen Arzt, oder etliche herbeizuschaffen. — Bitte, bitte!"

„Bitte, bitte!“ stimmte Emmchen Kranz bei, und beide Frauen knieeten vor dem lachenden Konsul nieder.

„Nun gut, ihr lieben Kinder!“ sprach er scherzend, indem er die Bittstellerinnen aufhob. „Gut! am nächsten Donnerstag ist Gemeinderaths-versammlung, da erwarte ich Euch, um vor Magistrat und Stadtverordneten Euer Anliegen vorzubringen.“

„Oh weh! erst nächsten Donnerstag!“ klagten die Frauen; „doch wir wollen uns so lange gedulden; dann rücken wir aber in Masse an, da sich sicher Jedermänniglich unserer Petition anschließen wird.“

„Und à la tête mein Bruder,“ versicherte Emmchen, „denn er hat ja oft gesagt: Ich wollte es kämen noch sechs Aerzte her, nur kein zweiter Apotheker!“.

„Natürlich!“ meinte der Konsul freundlich. „Uebrigens habe ich erst neulich auf eine Anfrage der Regierung wegen Anlage einer zweiten Apotheke berichtet, daß Rabe ja noch immer mit einem Gehülfen und einem Lehrlinge das ganze Geschäft bewältige.“

„Um aber wieder auf unsere Vorstellung zu kommen,“ drängte Emma, „wie steht's mit einem neuen Doctor?“

„Ja, im Ernste,“ sagte Kranz, „in vollem Ernste, Konsul! Wir müssen uns nach Unterstützung umthun.“

„Wirklich?“ fragte Möwes und sah mich an. Ich nickte und der Bürgermeister fuhr fort: „Da trifft sich's ja recht gut, daß unser Stadtrath Neugebauer, der Seifensieder, mir erzählt hat, sein Vetter, Doctor Wintertag in Dingskirchen, oder sonst wo, hätte nicht übel Lust nach Schönberg überzusiedeln.“

„Gut, gut!“ schob ich ein, „ich kenne zwar den winterlichen Kollegen nicht, doch wenn er Lust hat, muß man dringend zureden. — Meinst Du nicht, Kranz?“

„Unbedenklich!“ war dessen Antwort. „Wäre zwar sehr angenehm, wenn der neue Kollege so recht vollständig der Dritte in unserem Bunde würde, indessen da auf solchen Glücksfall wohl nicht zu rechnen ist, so ist jedenfalls Einer besser als Keiner. — Unter allen Umständen aber ist es

nothwendig, daß wir Unterstützung erhalten, weil wir allein die Praxis nicht mehr bestreiten können."

„Allerdings," versetzte ich, „und ich wäre der Meinung, wir gingen selbst zum Seifensieder, wollt' sagen, Stadtrath Neugebauer."

„Schön!" sagte der Konsul aufstehend, „geht doch gleich heut' Abend hin."

„Ich danke Dir, mein theuerer Ernst!" flüsterte Luise — „obwohl mir ganz so ist, als würde dieser Wintertag uns schlechtes Wetter bringen."

„Nur keine Ahnungen, mein Herz!" entgegnete ich leise. „Einen zweiten solchen Freund und Kollegen, wie unser Kranz ist, dürfen wir freilich nicht erwarten. Allein, wie es auch kommen mag, Kranz und ich, wir werden wenigstens zusammenhalten."

Der Herr Stadtrath Neugebauer empfing uns, Kranz und mich, mit etwas zweifelhafter Freundlichkeit, und als ich auf seine Frage: wie er zu der Ehre unseres Besuches käme? ohne Umschweife geradezu erklärte, der Bürgermeister habe uns mitgetheilt, ein Vetter des Stadtrathes beabsichtige, sich als Arzt in Schönberg niederzu-

lassen, antwortete er zurückhaltend und ausweichend:

„Eigentlich ein Vetter wohl nicht, aber meine Schwester schreibt mir: Ihr Sohn, also mein Neffe, sei nicht abgeneigt, doch kann ich mir wohl denken, daß den Herrn Doctoren dies gewissermaßen nicht ganz angenehm sein wird."

„Ganz im Gegentheil, Herr Stadtrath," beeilte ich mich zu versichern. „Beide wünschen wir aufrichtig, daß noch ein Kollege sich hier niederlasse, und wenn Ihr Herr Neffe herkommt, kann er sicher darauf zählen, von uns mit möglichster Kollegialität empfangen zu werden.

„Nun! mein Neffe — meine Herren — ich weiß durchaus nicht, was er eigentlich beabsichtigt und ob er schon entschlossen ist."

„Deshalb eben haben wir Sie aufgesucht, Herr Stadtrath," sagte Kranz, „damit Sie gütigst dem jungen Herrn Kollegen schreiben, daß er sich recht bald entscheiden möge, denn, wenn er nicht darauf reflectiren sollte, werden wir, Kollege Fichtner und ich, einen öffentlichen Aufruf erlassen.

„So, meine Herren? Sie hätten nichts dagegen?"

„Nein, Sie hören ja, Herr Stadtrath, ganz im Gegentheil, wir wünschen lebhaft, daß ein junger Kollege sich bewogen fühle.“

„Nun, so jung ist wohl mein Neffe nicht!“ entgegnete zögernd Herr Neugebauer. „Ich glaube, Wilhelm könnte gut Ihr Vater sein.“

„Gleichviel, Herr Stadtrath!“ nahm ich wieder das Wort, „wollen Sie nun erklären, ob Sie selbst Ihrem Herrn Neffen schreiben, baldigst schreiben werden? Sonst bitten wir um die Adresse des Kollegen.“

„Oh! Sehr gütig, sehr verbunden, Her Doctor! Ich werde noch heute Abend schreiben, und in wenigen Tagen Ihnen seinen Entschluß mittheilen.“

„So bitten wir, Herr Stadtrath! vorläufig dem Kollegen mitzutheilen, daß wir seiner Ankunft wie einem höchst erfreulichen Ereignisse entgegen sehen, und ihm seine Niederlassung hier in jeder Weise erleichtern würden.“

Das war offenbar für die Fassungskraft des Seifensieders unbegreiflich, und der Konsul theilte uns am nächsten Tage lachend mit, daß der Herr

Stadtrath sich sehr besorgt über unsere etwaigen Absichten und Anschläge geäußert habe.

Weil denn auch die verheißene Auskunft über den Entschluß des Kollegen Wintertag, trotz des Versprechens seines Onkels ausblieb, suchte Kranz nach einiger Zeit diesen wieder auf, erhielt jedoch auf seine Anfragen abermals nur unbestimmte, ausweichende Antworten.

Wir erließen daher gemeinsame Zeitungsannoncen, in denen wir zur Niederlassung eines dritten Arztes in Schönberg aufforderten.

In Folge dieser Aufforderungen erschien nach einigen Tagen ein junger, sehr eleganter Herr bei mir, der sich als Doctor Nierenberg vorstellte. Er erzählte im Laufe des Gespräches, daß er soeben erst die Staatsprüfung abgelegt habe und gesonnen sei, sich vorzugsweise mit der Homöopathie zu beschäftigen.

„Ich weiß nicht, Herr Kollege!“ wandte ich bedenklich ein, „ob Sie bei solchem Vorhaben gerade das günstigste Feld für Ihre Thätigkeit erwählt haben? Die Homöopathie hat in hiesiger Gegend nur wenig Anhänger.“

„Grade deshalb!“ entgegnete er mit großer



Sicherheit. „Grade deshalb, weil hier, wie ich höre, weit und breit kein Homöopath ist, habe ich beschlossen, mich speciell darauf zu verlegen."

„Wie Sie meinen, Herr Kollege! Nur werden wir, wenn unsere Wege so auseinandergehen, schwerlich viel gemeinsam wirken können!"

„Allerdings! es wird auch wohl am besten sein, Herr Doctor Fichtner, wenn Jeder seinen eigenen Weg geht. — Dieser Ansicht ist auch der Kollege Kranz, der mir überhaupt ein wenig schroff zu sein scheint."

„Kann ich nicht sagen, Herr Kollege! Ich schätze ihn in jeglicher Beziehung außerordentlich."

„Ja, ja! das habe ich schon gehört," unterbrach mich Nierenberg mit unangenehmen Lachen. „Sie sollen wie zwei Brüder leben. — Nun, die Allöopathie und die Homöopathie sind ja auch Schwestern."

„Meinen Sie?"

„Es ist ja auch kein großer Unterschied zwischen beiden; geht's mit der Einen nicht, so greift man zur Anderen! — Ich werde es zuerst mit der Homöopathie versuchen, und sollte ich bei den Streukügelchen meine Rechnung nicht finden, so werde

ich auch Mixturen Quartweise verordnen. — Mir kann's ja gleich sein! Die Hauptsache ist: Mundus vult decipi!" (Die Welt will betrogen werden.) Damit empfahl er sich.

Mein Urtheil über den jungen Herrn war ziemlich fertig, und Kranz stimmte meiner Ansicht bei, daß dies keine erfreuliche Acquisition sei!

„Freilich!" rief er ärgerlich. „Es wäre schon nicht übermäßig angenehm, wenn jetzt ein enragirter Homöopath hierher gekommen wäre — aber das ist ein ganz gewöhnlicher Windbeutel. Bei mir hat er heute Morgen wohl eine Stunde lang geschwatzt und ich wußte kaum, sollte ich seine Ignoranz oder seine Gewissenlosigkeit, oder die dumme Unbefangenheit, mit der er beide zur Schau trägt, mehr bewundern. Wie man auch über die Homöopathie im Allgemeinen urtheilen mag, dieser Mensch ist ein Schandfleck für dieselbe, wie er eine Schmach für den gesammten ärztlichen Stand ist, und ich werde ihn nie Kollege nennen!"

„Aber dennoch wird er sicherlich Fortüne machen, lieber Freund!"

„Für eine Zeitlang, ja! — Allein ich ver-

traue dem gesunden Sinne und richtigen Urtheile der Schönberger!“

„Zumal seine Hohlheit und sein unsolides Wesen gar so leicht zu durchschauen ist,“ fügte ich lächelnd hinzu.

Das nächste Zeichen der Anwesenheit des Doctor Nierenberg war eine pomphafte Ankündigung seiner Niederlassung in dem Tageblatte Schönbergs, in deren Folge der Herr Stadtrath Neugebauer gleich in großer Aufregung zu mir kam und um Rath fragte, was denn nun sein Neffe thun solle? — Er sei schon beim Doctor Kranz gewesen; dieser habe ihm aber sehr kurz geantwortet: „Der Herr Stadtrath und sein Herr Neffe möchten thun, was sie wollten; hätten sie unser freiwilliges Entgegenkommen nicht beachtet, so werde sich Kranz nun auch nicht weiter um die Herren und ihre Angelegenheit bekümmern. Doctor Wintertag sei ja Schuld, daß der Herr Nierenberg hierher gekommen sei! — „Aber ich bitte Sie, verehrtester Herr Doctor Fichtner!“ schloß der Stadtrath seine Rede: „Ich habe ja meinen Miethsleuten schon gekündigt; der Wilhelm will in nächster Woche kommen, und

zum Herbste soll die Frau mit allen Sachen folgen!"

„Nun, so lassen Sie ihn getrost kommen — denn vier Aerzte sind auch noch nicht zu viel. — Uebrigens hat Kollege Kranz ganz Recht, daß Sie und Ihr Herr Neffe Schuld sind an dem Herkommen des Doctor Nierenberg."

„Oh! und mein Neffe haßt die Homöopathen so — so — wie soll ich doch gleich sagen?"

„So, wie ein Apotheker!" schlug ich lachend vor. „Aber er ist ja gar kein richtiger Homöopath — das können Sie Ihrem Herrn Neffen zum Troste sagen. — In seiner Ankündigung empfiehlt er sich zur homöopathischen oder allöopathischen Behandlung, wie es Einer wünsche!"

Drei oder vier Tage später hörte ich vom Konsul, der Herr Stadtrath erwarte seines Neffen Ankunft heute Abend, und obwohl es bald darauf verlautete, er sei eingetroffen, vergingen doch noch zwei Wochen, ehe sich der neue Doctor veranlaßt fühlte, die Kollegen aufzusuchen.

Zufällig befand ich mich bei Kranz, als der Kollege Wintertag seine erste Visite bei demselben machte. — Ich konnte kaum ein lautes Lachen

unterdrücken, über das fremde, kühle Benehmen mit dem Kranz seinen Besuch empfing.

Doctor Wintertag war eine sehr unscheinbare Persönlichkeit, ein Mann von nah an funfzig Jahren, der eine gewisse Unsicherheit und ein offenbar gedrücktes Wesen vergeblich unter prahlerischem Großthun zu verbergen suchte. Das Schlimmste war das Mißtrauen, welches der Mann erregte, und gerade wenn er sichtlich bemüht war, sich die gute Meinung des Anderen durch die ausgesuchteste Höflichkeit und wahrhaft kriechende Redensarten zu gewinnen.

Als Kranz, der den endlich Fortgehenden bis zur Treppe begleitet hatte, wieder ins Zimmer trat, sahen wir uns lächelnd an — und Kranz entgegnete auf den Ausdruck meiner Mienen trocken: „Du hast völlig Recht! — Ei, ei! wir können noch Allerlei erleben mit den sauberen Patronen!"

Vorläufig erlebten wir aber weiter Nichts, als daß sich Beide, die Herren Doctoren Nierenberg und Wintertag, ich weiß nicht über welchen Gegenstand, an einem öffentlichen Orte entzweit und fast geschlagen hatten. — Der Aeltere hatte

den Jüngeren einen vorlauten Naseweiß — und Nierenberg Jenen — einen alten Ignoranten geschimpft, und Beide setzten schriftlich ihre Fehde mit wahrhaft pöbelhaften Schmähartikeln in dem Tageblatte fort.

Der bessere Theil des Publikums ignorirte natürlich die Gegenwart der beiden Herren vollständig, doch fehlte es Keinem derselben in den niederen Schichten der Bevölkerung an Anhängern. Durch die Verwandschaft mit dem Onkel Seifensieder hatte Doctor Wintertag schon von vornherein einen Anhalt gefunden, welcher sich noch vergrößerte, als sich eine sogenannte freie Gemeinde bildete, und Herr Doctor Wintertag sich zum Sprecher und Leiter der religiösen Versammlungen aufwarf, in welchen Bier getrunken wurde und die Frauen mit dem Strickstrumpfe erschienen.

Doctor Nierenberg aber hatte unterdessen in den Wirthshäusern mittleren Ranges ein geeignetes Publikum für seine glänzende Conversation gefunden, und, wie Schneller bald in Erfahrung brachte, ermangelte er nicht eines ziemlich bedeutenden Zulaufs.

Kranz und ich erhielten dadurch, ohne eine

wesentliche Einbuße zu erleiden, wirklich eine fühlbare Erleichterung und waren mit der neuen Ordnung der Dinge zufriedener, als wir gefürchtet hatten.

Der Versuch des Doctor Nierenberg, im Tageblatte eine Reihe populärer, medicinischer Aufsätze, namentlich auch über Homöopathie zu bringen, scheiterte an dem Umstande, daß der Verleger der Zeitung diese Aufsätze nur gegen die üblichen Einrückungsgebühren aufnehmen wollte. Nierenberg beschränkte sich nun darauf, im Bürgerverein die angeblich die Menschheit belehrenden und beglückenden Arbeiten vorzulesen, bis der Vorstand des Vereines sich auch dies verbat.

Uns kam natürlich von dem Inhalte der vortrefflichen Abhandlungen wenig zu Ohren; Schneller aber hatte ein paar Mal zugehört und drohte, den Verfasser für seine Verdächtigungen der Apothekerkunst durch den Hausknecht durchprügeln lassen zu wollen. In seiner Standesehre tief verletzt, hätte er ohne das ausdrückliche Verbot seines Prinzipales, die Drohung auch unzweifelhaft ausgeführt, wagte aber doch nicht, ungehorsam zu sein. Sehr erfreut war der kampfesmuthige Phar-

mazeut über meinen Rath, den Knaben Nierenberg mit stummer Verachtung zu strafen! Eine Phrase, die Schneller seitdem beständig im Munde führte.

Zu großer Genugthuung Schnellers erhielt übrigens Nierenberg von den kräftigen Fäusten einiger Bergleute eine sehr eindringliche Züchtigung, weil er einigen derselben gegen schweres Geld Fläschchen mit Streukügelchen aufgeschwatzt hatte unter der Versicherung, daß sie ein sehr starkes Gift enthielten, weshalb nur alle drei Tage ein Kügelchen genommen werden dürfe. Zu seinem Unglück hatte jedoch ein Kind eines Bergmannes mit großem Behagen die ganze, auf ein halbes Jahr berechnete Quantität ohne den geringsten Nachtheil verspeist. Ein Unfall, welcher der Wirksamkeit dieses Homöopathen in den Kreisen der Bergleute ein Ziel setzte, und ihm eine, vermuthlich nicht unerhebliche Geldquelle verstopfte, abgesehen von der erwähnten Mißhandlung durch die Kohlenarbeiter, in deren Folge Nierenberg mehrere Tage das Zimmer hüten mußte.

Schneller, der uns die Historie mit allen Einzelnheiten mittheilte, wußte auch, daß dem Mißhandelten gerathen sei, gegen die recht wohl-

bekannten Attentäter klagbar zu werden, daß er es aber vorgezogen habe, die empfangenen Schläge unbeachtet zu lassen, die Striemen und blauen Flecke würden ja in einigen Tagen vergehen, und er wolle lieber schweigend als Märtyrer der Wissenschaft dulden; werde aber wohl die Homöopathie ganz aufgeben.

Von der Hand des Kollegen Wintertag kamen ab und zu Recepte in die Apotheke. Die geringe Zahl derselben sprach eben nicht für eine glänzende Praxis, desto zahlreicher waren die in der Stadt circulirenden Gerüchte über seine Wirksamkeit als Redner der freien Gemeinde, die offenbar in den unteren Schichten der Bevölkerung, namentlich bei den Fabrikarbeitern, großen Anklang fand.

Aber auch in gebildeteren Kreisen nahm in schreckenerregender Weise Frivolität und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen zu.

Die Stelle des zweiten Predigers an der Hauptkirche war vor etwa einem Jahre neu besetzt worden, leider durch einen, dem krassesten Rationalismus huldigenden Geistlichen. Dies war um so mehr zu bedauern, als Herr Lang mit einer

gefälligen Außenseite und angenehmen geselligen Formen, eine wirklich anerkennenswerthe Kanzelberedtsamkeit verband. Sein in der That anziehender Vortrag verfehlte nicht, ihm zahlreiche Zuhörer, besonders aus den gebildeteren Ständen, zuzuführen und seine Einwirkung um so verderblicher zu machen.

Je angefüllter die Kirche an den Sonntagen war, an welchen der jüngere Geistliche predigte, um so leerer war sie natürlich, wenn der Oberprediger die Kanzel betrat, der freilich durch den Eifer und die Strenge, mit welcher er die Lehre des Evangeliums verkündigte und auf Erfüllung der göttlichen Gebote drang, schon früher manchen Gegner erhalten hatte.

Bezeichnend für die Richtung beider Geistlichen war es, daß an einem Sonntage des Vormittags der würdige Oberprediger Gottesdienst gehalten, und das bekannte Lied des Doctor Christian Friedrich Richter: Es kostet viel ein Christ zu sein! hatte singen lassen. Der Inhalt des Liedes gab zugleich den Text der vortrefflichen und eindringlichen Predigt, welcher eine zwar

nur kleine Versammlung von Andächtigen mit wahrer Erbauung gelauscht hatte.

Den Nachmittags-Gottesdienst aber hatte Pastor Lang gehalten. Die Kirche war gedrängt voll, und ein heiteres Lächeln überflog alle Gesichter, als nach derselben Melodie gesungen wurde: Es ist nicht schwer ein Christ zu sein!

Dies Lied ist zwar von demselben Verfasser gedichtet und athmet den gleichen Geist, wie das vom Oberprediger gewählte, gleichwohl hatte natürlich Pastor Lang es absichtlich singen lassen und hielt auch, ohne sich um den weiteren Inhalt des ernsten Kirchenliedes zu bekümmern, seinen glänzenden Vortrag lediglich über die Eingangsworte, in geschickter Weise die Predigt des Vormittagsredners persiflirend.

Daß diese Auffassung des Christenthums der Mehrzahl seiner Zuhörer höchst bequem dünkte und sehr angenehm war, ist natürlich; doch kam unmittelbar aus der Kirche eine Freundin meiner Frau zu uns, und erzählte in höchster Entrüstung, daß sie nicht einmal den Schluß des frivolen, gotteslästerlichen Vortrages habe abwarten können,

sondern vor demselben schon nebst einigen Gleichgesinnten das Gotteshaus verlassen habe.

Als wir noch in ernster Trauer den Vorfall besprachen, und den Unsegen, den es für die Gemeinde haben müsse, wenn ein Seelsorger seinem Kollegen in solcher Weise entgegen arbeite, kam der Oberprediger zu dem gewohnten Sonntagnachmittagsbesuche.

Unter Thränen flog Luise dem geliebten Oheim entgegen, der sie mit mildem Lächeln zärtlich in die Arme schloß, und als die Freundin in erregten Worten ihre Empörung aussprach, diese tröstete und beruhigte.

Trauer und Betrübniß sprach sich in den Worten und Zügen des Onkels aus, aber keine Spur von persönlichem Gekränktsein, sondern wahre, tiefe christliche Demuth. Zugleich warnte er in ernster Weise vor lieblosem Aburtheilen über den jungen Kollegen, weil ja einzig Gott in sein Herz sehen, und die Spreu von dem Aechten und Wahren sondern könne.

Zur Ehre der Schönberger muß ich übrigens sagen, daß, wenn auch die Mehrzahl die Ansichten und das laxe Christenthum des jüngeren Predigers

theilten, und Viele über die Predigt des letzten Sonntags und die wohl beabsichtigte Verspottung des Oberpredigers heimlich lächelten, im Allgemeinen doch nur tadelnde Stimmen über den unwürdigen Scherz laut wurden.

Eine ernste Befürchtung bemächtigte sich in dieser Zeit der Gemüther, weil in verschiedenen, kaum eine halbe Tagesreise entfernten Orten, mit zum Theil großer Heftigkeit, die Cholera ausgebrochen war und hier und da sich sehr schnell weiter verbreitet hatte.

In fast allen Gesellschaften wurde das Umsichgreifen der Seuche stehender Gegenstand der Unterhaltung, und selbst auf der Straße wurde mir häufig die Frage zugerufen, wie weit entfernt die Krankheit noch von Schönberg sei, und ob ich glaube, daß sie auch uns heimsuchen werde?

Da ich Letzteres eigentlich kaum bezweifelte, wenigstens für sehr wahrscheinlich hielt, hatte ich, im Vereine mit Kollegen Kranz, das Ersuchen an den Magistrat gestellt, für den möglichen Nothfall, ein unbenutzt stehendes altes Schulhaus zum Choleralazarethe zu bestimmen, und mit der nothwendigsten Einrichtung versehen zu lassen.

Der Bürgermeister war vollständig einverstanden, fand aber Widerspruch bei anderen Mitgliedern des Magistrats.

Deshalb hatte uns Möwes gebeten, der nächsten Magistratssitzung beizuwohnen und unseren Antrag mündlich zu motiviren.

Kranz war verhindert, ich jedoch stellte mich ein, und fand Magistrat und Stadtverordnete, sowie mehrere Geistliche, als Mitglieder der Armencommission anwesend.

Mit kurzen Worten wiederholte ich unseren Antrag, und wies das Zweckmäßige der Vorbereitungen für den Fall eines plötzlichen Ausbruchs der Krankheit nach, da es bei dem stetigen Näherrücken derselben kaum zu hoffen sei, daß Schönberg verschont bleiben würde.

Der Pastor Lang richtete mit süffisantem Lächeln die Frage an mich, ob ich etwa an die Contagiosität der Cholera, an das Ansteckende derselben, glaube, was bekanntlich ja von den Gelehrten sehr bezweifelt werde?

„Ja, Herr Pastor! ja!" entgegnete ich, kaum im Stande eine gewisse Mißachtung zu unterdrücken. — „Ich habe zwar keine Neigung diesen

vielbesprochenen Streitpunkt hier zu erörtern, indessen will ich nicht verhehlen, daß meine Erfahrungen, während dreier Choleraepidemien, die ich an anderen Orten erlebt habe und das Studium der betreffenden Literatur, mich von der Contagiosität der Krankheit unter bestimmten Bedingungen fest überzeugt haben. Ich muß es deshalb für sehr wünschenswerth erachten, daß uns Aerzten die Möglichkeit gegeben werde, unter Umständen einen Kranken, aus den von seiner Fomilie bewohnten Räumen, in ein anderes Lokal versetzen zu können."

Lachend entgegnete der Pastor: „Wenn die Herren Aerzte nur erst einen Cholerakranken hätten! Aber vermuthlich wissen Sie in Folge Ihrer Erfahrungen auch mit Sicherheit vorher, daß es Ihnen bald daran nicht fehlen wird — denn was man wünscht, das hofft man ja!"

„Ich will, Herr Pastor!" gab ich etwas scharf zur Antwort, „zu Ihrer Ehre annehmen, daß Sie nicht überlegt haben, was Sie da aussprechen, und daß Sie wenigstens nicht aus eigener Anschauung das Elend kennen, das der Ausbruch der Seuche über einen kleineren Ort bringt!"

Der Pastor erröthete, und biß sich verstummend auf die von höhnischem Lächeln verzogenen Lippen.

Ruhig wendete ich mich den übrigen Zuhörern unseres kurzen Wortgefechtes zu, und versicherte, daß nach meiner und des Kollegen Kranz unumstößlicher Ansicht, der nahe Ausbruch der Cholera um so wahrscheinlicher sei, als kaum an einem anderen Orte so viele, die Entstehung einer Epidemie begünstigenden Umstände zusammenträfen, als hier in Schönberg. — Uebrigens dürfe ich mich jetzt wohl empfehlen, da ich mich ausgesprochen und meine Gegenwart anderswo nöthig sei." — Eine Stunde später begegneten mir der Konsul, der Pastor Lang und noch etliche Herren auf der Straße. Möwes theilte mir kurz mit, daß fast einstimmig beschlossen sei, unserem Antrage zu willfahren, und überdieß uns eine bedeutende Summe Geldes zu freier Verfügung und nachträglicher Verrechnung bewilligt sei.

Wieder mit recht unangenehmen und mocquantem Ausdrucke gratulirte der Pastor, indem er hinzufügte, er wünsche mir, daß wenn's Gottes Wille sei, unser Wunsch recht bald in Erfüllung gehe.

„Herr Pastor!“ erwiderte ich ernst und nachdrücklich, — „ich muß mir noch einmal gestatten, die Hoffnung auszusprechen, daß Sie den Inhalt Ihrer Worte nicht erwogen haben. — Einige wenige Menschen mag es geben, denen eine so allgemeine und entsetzliche Calamität Vortheil und Gewinn bringt, allein die Aerzte und die Geistlichen gehören wahrlich nicht zu diesen.“

„Nun, verehrtester Herr Doctor!“ sagte er lächelnd, „der Himmel hat bisher unseren Ort vor allen Epidemien bewahrt, und sollte eine kleine Cholerazeit wirklich so entsetzlich sein?“

„Ich werde mir Ihre eigene Antwort auf diese Frage erbitten, Herr Pastor, wenn wir am Bette eines Cholerakranken zusammentreffen, was, fürchte ich, nicht ausbleiben wird.“

„Mag es so sein! — Dem Muthigen hilft Gott! Herr Doctor! und ich glaube nicht an Ansteckung!“

„Oh, Herr Pastor, ich denke nicht daran, daß Sie für sich selbst Befürchtungen und Sorge haben könnten. — Aber lernen Sie dies Elend nur erst kennen!“

Nach diesen Worten bog ich mit dem Konsul

in eine Seitenstraße ein und Letzterer rief lachend: „Wer's nicht besser wüßte, könnte denken, Doctor! Ihr wäret ärgerlich auf den Pastor, weil er's mit dem Homöopathen hält."

„Ach was, Konsul! Mag er's halten, mit wem er will! Ein unverschämter Mensch ist er trotz aller äußeren Politur!"

„Ja, ja! und er kann's Euch nicht vergessen, daß sein Gegner, der Oberprediger, der Onkel Eurer Frau ist, und —"

„Daß ich nicht zu seinen Anhängern und Verehrern zähle!" unterbrach ich den Konsul lächelnd.

In diesem Augenblicke stürzte Schneller bei uns vorbei, und rief uns flüchtig zu: „Ihr Diener! meine Herren! — muß geschwinde heim! Im Affen liegt ein durchreisender Fuhrmann an der Cholera darnieder. — Die Doctoren Nierenberg und Wintertag streiten sich schon, wer von ihnen den armen Schelm befördern soll."

„Den casus wollen wir doch in Augenschein nehmen, Doctor!" schlug der Konsul vor, und wir eilten dem Wirthshause zum Affen zu.

Den vor einer Stunde umgesunkenen Kranken

fanden wir schon in Agonie, und die beiden Doctoren waren wirklich in vollem Streite, wer von ihnen, da sie Beide zu gleicher Zeit eingetroffen waren, die Behandlung übernehmen sollte.

„Ich fürchte, Ihr Herren," spottete der Konsul, „daß, wenn Ihr noch lange händelt, der Kranke Eurer Arzenei nicht mehr bedarf!"

Unterdessen war ich an das Lager des Verscheidenden getreten.

„Ist das Cholera?" fragte der Konsul.

„Die ächte, asiatische!" war meine Antwort.

Doctor Nierenberg warf einen Seitenblick auf den Patienten und murmelte: „Also wirklich Cholera?" — Dann verschwand er und am nächsten Tage hatte er Schönberg auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Wo er später sein Wesen getrieben, und ob er die Menschheit als Allöopath oder als Homöopath beglückt, das weiß ich nicht.

Der erste Cholerafall zog in rascher Folge andere nach sich. Anfangs war in den meisten Fällen eine Art von Zusammenhang nachweisbar. Späterhin, als die Erkrankungsfälle sich häuften, genügte bei der, im Allgemeinen bestehenden Dis-

position natürlich jede Indigestion oder Erkältung, um einen Anfall herbeizuführen. — Ein sehr beliebtes Essen in dieser Jahreszeit, besonders bei den ärmeren Klassen, war Gurkensalat, und da sehr oft eine Ueberladung des Magens und darnach unfehlbar eine häufig tödtliche Erkrankung eintrat, so warnte ich auf's Dringendste vor dem übermäßigen Genusse, und unter Umständen rieth ich geradezu ab. — Nichts destoweniger sind mir fast unglaubliche Fälle von Leichtsinn und Unbedacht vorgekommen.

Die Frau eines Schneiders z. B., war nach mehr als reichlichem Genusse des verpönten, mindestens höchst verdächtigen Gerichtes an der Cholera erkrankt. — Ich besuchte sie während der Nacht einige Mal, und gegen Morgen verließ ich sie mit der Versicherung, daß nunmehr entschiedene Besserung eingetreten sei. — Nach etwa vier oder fünf Stunden, zwischen sieben und acht Uhr wiederkommend, fand ich die Kranke ganz unzweifelhaft gebessert, und meine Hoffnung noch weit übertroffen. Auf dem Tische stand aber eine große Schüssel mit Gurkensalat, den sich der Mann zum Frühstück bereitet hatte. — Dem Aerger über diese Thor-

heit nachgebend, schüttete ich den Inhalt der ganzen Schüssel zum Fenster hinaus — und verwies dem Manne auf das Ernstlichste seinen Unbedacht. Nachmittags wurde ich wieder zu der Familie gerufen. Die Frau lag im Sterben, und der Ehemann war von der heftigsten Form der Cholera ergriffen. Was war geschehen? Zu Mittag hatte der Schneider seinem Gelüste nach der widerrathenen Speise doch nicht widerstehen können, und nicht blos selbst eine große Quantität derselben genossen, sondern auch der schon wieder genesenden Frau eine Portion gegeben. Als traurige Folge davon, waren noch vor Untergang der Sonne beide, zum Glücke kinderlose Eheleute Leichen.

Aber nicht blos Diätfehler straften sich in jener Zeit regelmäßig durch den Ausbruch des entsetzlichen Leidens — auch Erkältungen und dergleichen.

Eines der erschütterndsten Fälle will ich erwähnen.

Ein Schäfer, den ich wegen seines schlichten, braven Wesens, und seiner anspruchslosen, frommen Gesinnung sehr lieb hatte, war an einer äußerst

heftigen Lungenentzündung krank gewesen, und befand sich zu meiner Freude in der Reconvalescenz. Eines Tages, ziemlich im Beginne der Cholerazeit, sollte der Genesende zum ersten Male wieder das Bett verlassen. Ich hatte versprochen, bei dem Versuche gegenwärtig zu sein, und verweilte längere Zeit in der von Freude über die Genesung des Vaters erfüllten Familie, als ein vielleicht zwölfjähriger Sohn desselben ganz durchnäßt nach Hause kam. Es war nämlich wegen Erkrankung des Lehrers, die Schule geschlossen worden, und eine Anzahl Kinder hatten ihre Freiheit benutzt, um sich stundenlang auf den grade überschwemmten Wiesen herumzutummeln. — Der nasse, halberstarrte Knabe wurde von der Mutter umgezogen, aber noch während des Wechsels seiner Kleider von der Cholera ergriffen Sofort traf ich die nöthigen Verordnungen, und ließ einige Arzneimittel aus der Apotheke holen. In der Absicht, deren Wirkung abzuwarten und zu beobachten, blieb ich bei dem kleinen Patienten oder verließ ihn nur auf kurze Zeit, um etwa andere Kranke in der Nachbarschaft zu besuchen. So war ich Zeuge, wie drei Glieder derselben

Familie, zu allererst der von seinem langen Krankenlager geschwächte Vater, von demselben Uebel ergriffen wurden, und mit unsäglicher Betrübniß verließ ich nach Stunden das Haus, in welchem schon der Vater und ein Kind ihrem Leiden erlegen waren. — Die verschont gebliebene, unglückliche Frau des Schäfers, traf ich am Abend in der Mitte von vier Leichen!

Je größer vor dem Ausbruche der Krankheit die Sorglosigkeit der meisten Bewohner unserer Stadt gewesen, um so entsetzter und fassungsloser zeigten sich die Leute, als das drohende Unheil nun wirklich bei uns eingekehrt war. — Gleich in den ersten Tagen und Nächten, wurden die Häuser der beiden Kollegen und mein eigenes fortwährend bestürmt, weshalb ich ernstlich in Erwägung nahm, wie dem zu steuern sei. Denn bei jedem, oft ganz unbedeutenden Unwohlsein, schickten die Kranken oder ihre Angehörigen sofort zu uns allen Dreien — mochte es am Tage oder in der Nacht sein, und es ließ sich leicht vorhersehen, daß die fortgesetzte Anstrengung ohne Unterbrechung, sehr bald eine völlige Erschöpfung unserer Kräfte nach sich ziehen müsse. Ich berieth deshalb

im Beisein des Konsuls mit den Kollegen Kranz und Wintertag, welche Maßregeln zum allgemeinen Besten und zur Schonung unserer Kräfte zu ergreifen sein möchten.

Das Ergebniß unserer Berathung war der Beschluß, daß in einem dazu eingeräumten Zimmer des Rathhauses, abwechselnd jede Nacht einer von uns mit einem, als Gehülfen dienenden Barbier oder Heildiener Wache halten solle, damit die Hülfesuchenden des Nachts sich an diesen wenden könnten. Zugleich sollte auf Kosten der Stadt die ganze Nacht über ein angespannter Wagen bereit sein, um den Wachehaltenden möglichst schnell an den Ort, wo seine Hülfe nöthig war, bringen und zurückführen zu können. So würden die beiden Anderen wenigstens einen Theil der Nacht die nöthige Ruhe finden. Natürlich wurden wir doch allnächtlich wiederholt gestört; im Allgemeinen erwies sich aber die Einrichtung recht praktisch. — Ich muß diese Gelegenheit ergreifen, dem Kollegen Wintertag die volle Anerkennung seines vortrefflichen Benehmens, und seiner unermüdlichen Thätigkeit in dieser Leidenszeit auszusprechen.

Auch Kranz versöhnte sich mit dem Kollegen,

konnte ihm wenigstens seine Billigung nicht versagen. Eine außerordentlich große Annehmlichkeit und eine wesentliche Erleichterung war es, daß wir Kollegen uns über die einzuhaltende Art der Behandlung im Allgemeinen vollständig einigen konnten, so daß es wenigstens nicht störend war, wenn jetzt der Eine von uns dreien, und nach einer Stunde vielleicht ein Anderer an ein Krankenbette trat. — — Fast alle in dieser Zeit zur Behandlung kommenden Krankheitsfälle erwiesen sich eben als Cholera, in mehr oder minder ausgeprägter Form, oder als leichteres Unwohlsein in Folge der Einwirkung der epidemischen Einflüsse.

Ganz allgemein bemerklich war ein gewisses, von leichteren Störungen des körperlichen Befindens begleitetes Niedergedrücktsein der geistigen Stimmung. Es ist auch, wie ich öfters bemerkt habe und wie leicht erklärlich ist, der moralisch und gemüthlich deprimirende Eindruck in einer kleineren Stadt viel ärger, als in großen Städten. Fast Jedermann kennt sich, wenigstens dem Namen nach, und wenn tagtäglich die Namen der Erkrankten oder Verstorbenen von Haus zu Haus

verbreitet werden, sind es lauter Bekannte, von denen man hört und die man vielleicht noch ganz kürzlich wohl und gesund gesehen hat. So ist der Eindruck schmerzlicher und ergreifender, als an größeren Orten, wo die Opfer der Krankheit meistens Unbekannte sind, die nur in irgend einer, vielleicht selbst größeren Zahl zusammengefaßt werden.

Tagtäglich rasselte der Leichenwagen durch die Straßen, um diesen oder jenen Bekannten zur letzten Ruhestätte zu führen — und bleich und erschüttert gab der oder jener Geistliche dem Dahingeschiedenen das letzte Geleite.

Auch Pastor Lange hatte oft die traurige Pflicht auszuüben, und als ich ihn, was sich dann öfter wiederholte, zum ersten Male an einem Sterbelager traf — reichte er mir bewegt die Hand und flüsterte mit feuchtem Auge:

„Weiß Gott, Herr Doctor! Sie haben Recht gehabt: — Das ist entsetzlich! Oh! verzeihen Sie mir meine unbedachten Worte. Ich habe es erkannt, welche schreckliche Heimsuchung dies ist — und ich bewundere Euch Aerzte. — Eben traf ich an einem schweren Krankenbette mit dem Doctor Kranz zusammen, und trotz Allem war er

im Stande, mit dem Kranken noch zu scherzen! Allerdings befand sich dieser sichtlich in der Besserung!"

„Ach! Herr Prediger! — Wenn's einem Patienten besser geht, ist es wohl begreiflich, daß sich das lebhafte Gefühl von innerlicher Beglückung auch in einem Scherze kund giebt; aber so von Bett zu Bett zu gehen, rath- und hülflos, und gegen das eigene Wissen, immer noch von Hoffnung reden müssen einem Kranken gegenüber, dem der Tod schon in allen Zügen sitzt! — Wahrhaftig! es ist oft gar schwer ein Arzt zu sein!"

Der Pastor nickte schweigend und drückte mir die Hand.

Es war aber auch eine schwere Zeit! Abgesehen von allen Gemüthsbewegungen, ging die körperliche Anstrengung fast über unsere Kräfte. Früh am Morgen pflegten wir auszugehen, und im Laufe des Tages nur ein paar Mal flüchtig nach Hause zu kommen, um zu hören, wer etwa geschickt hatte. — Auch zur Essenszeit kehrten wir selten nach Hause, sondern setzten uns an den Tisch, wo wir grade eine Familie beim Essen antrafen. Gegen Abend heimgekehrt, mußte Einer

immer gleich wieder ins Rathhaus um Wache zu halten. — Aber auch in den Nächten, wo uns grade nicht die Reihe des Wachens traf, gab es wenig Ruhe. — Ich z. B. kam meistens gegen neun Uhr heim, um zu hören, was in meiner Abwesenheit passirt sei, und dann gegen zehn Uhr meine nächtliche Wanderung mit dem wachthabenden Collegen von Neuem anzutreten. Wenn wir so die stillen Straßen entlang gingen — pflegten wir ohne Weiteres einzutreten, wo die lichterhellten Fenster etwa ein Krankenzimmer verkündeten, und das war oft Haus bei Haus. — Gegen zwei, drei Uhr, oft später, wankte ich heim und suchte eine kurze Ruhe.

Zuweilen war ich dann so todtmüde, daß ich bei der Unfähigkeit, irgend Etwas leisten zu können, auf das Bette sank und erklärte: Jetzt müsse ich zunächst schlafen, es möge passiren, was da wolle.

So war ich in einer Nacht mit völlig erlöschenden Kräften nach Hause gekommen, und sogleich in tiefen Schlaf gefallen, aus dem mich eine Stunde später meine Frau aufrüttelte. Als ich die Augen öffnete, sah ich mit Erstaunen unser Dienstmädchen, eine Lampe in der Hand, neben

einem fremden Manne an unseren Betten stehen. Sonst immer leicht ermuntert, gewann ich erst nach längerer Zeit soviel Bewußtsein, um zu begreifen, wo ich mich befände. Der fremde Mann war ein Zimmergeselle, den ich schon mehrmals am Krankenlager seiner, von der Cholera ergriffenen Braut gesehen hatte, wie ich mich endlich erinnerte. Die Cholera hatte das junge Mädchen überstanden, war aber nun in ein Nervenfieber verfallen. Ich hatte sie noch vor einer Stunde besucht, und ihren Zustand ganz befriedigend gefunden. Seitdem war irgend eine unerhebliche Veränderung eingetreten, und der junge Mann wünschte, daß ich doch eine Arznei verschreiben möchte. — Ich bat ihn, den Kollegen Kranz im Rathhause aufzusuchen, der die Kranke gleich besuchen werde.

„Ach nein! lieber Herr Doctor! Wir haben doch einmal so großes Zuvertrauen zu Ihnen, verschreiben Sie doch nur Etwas. Meine Braut hängt mit solcher Dankbarkeit an Ihnen.“

Ich beschloß denn, irgend ein gleichgültiges Mittel aufzuschreiben, und setzte mich im Bette aufrecht. Das Mädchen reichte Schreibmaterialien

und leuchtete, und ich begann ein Recept aufzuschreiben. — Meine Müdigkeit war jedoch so groß, daß mir der Kopf immer wieder niedersank, die Feder meiner Hand entglitt und die Augen sich schlossen. — Luise weckte mich mehrmals. Dann suchte ich mich aufzuraffen, um nach kurzer Anstrengung wieder in Schlaf zu fallen. Endlich war das Recept fertig — und ich durfte mich für die nächsten Stunden dem Schlafe überlassen, um mit dem anbrechenden Morgen mein mühseliges Tagewerk wieder zu beginnen. — Der Kranken hat übrigens mein unter so erschwerten Umständen verordnetes Brausepulver gut gethan — und nach einigen Wochen war sie ganz genesen.

In den ersten Wochen unserer Epidemie, kamen die Erkrankungen vorzugsweise nur bei den niederen Ständen vor, bald aber wurden auch die besseren Familien heimgesucht und häufig unter erschütternden Umständen.

So hatte mich eines Abends die Frau eines reichen Oeconomen, die schon monatelang an einem chronischen Uebel litt, um einen Besuch bitten lassen, und als ich eben wieder fortgehen wollte, kam ihr bis dahin auf dem Felde, bei der Anlage

eines Grabens beschäftigt gewesener Ehemann nach Hause. Ich mußte nun noch bleiben, und während wir von den fröhlichen Kindern des Paares umjauchzt, in harmlosem Gespräche bei einander saßen, bekam der bis an die Kniee naßgewordene Oeconom plötzlich einen Choleraanfall, und um Mitternacht waren die allerliebsten Kinder vaterlose Waisen.

Diesen und ähnliche, mit der rapidesten Schnelligkeit verlaufende Trauerfälle besprechend, stand ich am nächsten Tage im Garten eines angesessenen Fabrikbesitzers, als dessen Gattin, von einem Besuche bei ihren beiden unverheiratheten Schwägerinnen, die Nachricht heimbrachte, daß die ältere derselben plötzlich erkrankt sei. Wir eilten hin und fanden einen, nach dem Genusse eines heiß aus dem Backofen gekommenen Obstkuchens entstandenen Choleraanfall. Die jüngere der beiden Schwestern war erkrankt. Als ich noch mit ihr beschäftigt war, kam auch bei der älteren die Krankheit zum Ausbruch, und nach zwei Stunden hatten Beide den Genuß des Kuchens mit dem Leben bezahlt.

Solche Fälle verbreiteten auch in den höheren Ständen einen panischen Schrecken, und Jung und

Alt war tief erschüttert. Der gesammten Bevölkerung bemächtigte sich eine ernste, sorgenvolle Stimmung. Ein Jeglicher erkannte die schwer auf unserer Stadt ruhende Heimsuchung, und die ernstlichen Ermahnungen unserer Geistlichen fanden offne Ohren und Herzen.

Noth lehrt Beten! und zu keiner Zeit waren die Gotteshäuser so gefüllt als jetzt, wo sie die Menge der Trost= und Hülfesuchenden oft nicht fassen konnten, so daß diese im buchstäblichen Sinne mehrmals dichtgedrängt bis vor die Kirchenthüren standen.

Die beiden Geistlichen gingen in alle Häuser, und trugen ihre Trostesworte von einem Krankenlager zu dem anderen, fast überall herzlich willkommen geheißen und mit sehnsüchtigem Verlangen erwartet. Die sogenannte freie Gemeinde hatte sich aufgelöst, und Kollege Wintertag schien ernstlich bemüht, seine frühere Wirksamkeit in derselben vergessen zu machen. Seine Frau war sogleich dem neugebildeten Frauenvereine beigetreten, und erwarb sich ungetheilte Achtung durch die opferfreudige Hingebung, welche sie, in Gemeinschaft mit vielen anderen Frauen, in fleißigem Besuche

der von Tod, Krankheit und bitterer Noth heimgesuchten Hütten der Armen zeigte. — Rührend und erhebend war es, die edlen Frauen zu sehen, wie sie, gleich barmherzigen Schwestern, im Geleite der Geistlichen, die von frommer Mildthätigkeit zusammengebrachten Gaben in den Häusern der Armen vertheilten, hier der äußeren Noth steuerten, dort sich der verlassenen Seelen annahmen, sie mit Wort und Gebet erquickten und gleichsam vorbereiteten für den Zuspruch und Einfluß der Geistlichen.

Sie alle fanden reichen Lohn in dem eigenen Bewußtsein, und in der ihnen überall entgegenkommenden Liebe und dankbaren Ergebenheit!

Alle Stände waren in diesen Zeiten der gemeinsamen Noth einander näher gerückt. Neid, Mißgunst, selbst persönlicher Groll und Feindschaft, schienen ausgetilgt, und jahrelange Widersacher sah man mit einander völlig ausgesöhnt. Zu den ermahnenden Worten unseres Oberpredigers, daß wir mit Jeglichem verkehren sollten, als könnte in der nächsten Stunde der Tod trennend zwischen uns treten, hatte das Unglück dieser Tage schreckliche Belege gebracht, und um so fruchtbareren

Boden fand das Evangelium der Liebe in allen Herzen.

Nur Wenigen wurde es bekannt, daß Pastor Lange, aus eigenem Antriebe, zu dem würdigen Oberhirten gekommen war, und in herzlicher Weise reumüthig um dessen Verzeihung und Freundschaft gebeten hatte. — Außer meiner Frau und mir hat wohl Keiner erfahren, was zwischen den beiden Geistlichen verhandelt ist, aber Gottes Auge hat auch das gesehen, wie so manche schöne That, die jene Zeit im Stillen geboren hat, und auf welcher der Segen Gottes ruht.

Verwundert blieben jedoch die Leute auf der Straße stehen, wenn sie die beiden Geistlichen verschlungenen Armes mit einander gehen, und Hand in Hand eintreten sahen in die Häuser des Jammers, um gemeinsam an dem Lager eines Sterbenden zu Gott zu beten.

Es war eine entsetzenvolle, schreckliche, aber auch schöne, reich gesegnete Zeit. — Die Erschütterung der Seelen ist freilich nicht bei Allen gleich tief und nachhaltig gewesen! — Ja selbst, als Jammer, Noth und Elend noch am meisten wütheten, gab es einzelne verhärtete Seelen, die sich

jedem edleren Gefühle, jeder Weichheit in fast satanisch zu nennender Böswilligkeit verschlossen, und sogar die sonst dem Rohesten heilige Stätte des Friedhofes zur Scene wählten, ihre Bosheit darzulegen, indem sie die erschütternde Feierlichkeit bei einer Beerdigung zu stören versuchten.

Eine ganze Familie war ausgestorben. Die Särge des Elternpaares und fünf Kindersärge wurden zu gleicher Zeit dem gemeinsamen Grabe übergeben. Die beiden Geistlichen der Stadt folgten an der Spitze eines ungewöhnlich zahlreichen Trauergeleites.

Am offenen Grabe sprach der Oberprediger kurze, tiefergreifende Worte, denen die Versammlung mit thränenschweren Augen in tiefster Bewegung und Zerknirrschung lauschte, — — da hatten sich — fast sträubt die Feder sich vor diesem Grade der Rohheit und Entmenschlichung Kunde abzulegen, da hatten sich dem Geistlichen gegenüber zwei wohlbekannte Taugenichtse der Stadt, früherhin hervorragende Mitglieder der freien Gemeinde, aufgestellt, die bemüht waren, durch allerlei Gesten und Grimassen den Geistlichen zu stören. Zuletzt, als ihr teuflisches Beginnen erfolglos blieb, streckten

sie sogar die Zungen gegen den würdigen Seelsorger heraus, so daß derselbe sich endlich herumdrehen, und dem offnen Grabe den Rücken zuwendend, die üblichen Gebete sprechen mußte.

Das Gebahren jener Ruchlosen war nicht unbemerkt geblieben, und kaum war das Amen von den Lippen des Geistlichen verhallt, als sich die allgemeine Entrüstung der beiden Frevler bemächtigte, um an ihnen die verdiente Strafe zu vollziehen. Schon hatte man sie ergriffen, zu Boden geworfen, trat sie mit Füßen, und hätte sie unzweifelhaft zerrissen, wäre nicht der Oberprediger, von dem anderen Geistlichen unterstützt, dazwischen getreten, und hätte die erregte Menge beschworen, den Frieden des Gottesacker zu respectiren, und die Strafe Gott, dem Herrn, zu überlassen.

Nur mühsam gelang es, die frechen Spötter vor dem Unwillen des Volkes zu schützen, und nur, indem die Geistlichkeit dieselben in ihre Mitte nahm, konnten sie unversehrt in die Stadt zurückgebracht werden.

Aber das Gericht Gottes ist nicht ausgeblieben.

Noch am selben Abende wurde der eine Frev-

ler von der Cholera ergriffen, welcher er nach wenigen Stunden erlag.

Der andere fiel bald darauf in betrunkenem Zustande von einer Leiter, brach einen Arm und beide Beine und nach langem, schmerzenvollen Krankenlager blieb er verkrüppelt — und schleppte sich noch Jahrelang an Krücken, mit der allgemeinen Verachtung beladen, im Elende herum, das nur durch die heimlichen Unterstützungen des Oberpredigers erleichtert wurde, des theuern, hochverehrten Oberpredigers, der, durchdrungen und erfüllt von wahrer christlicher Liebe und Demuth, der Gemeinde als ein seltenes Vorbild vorleuchtete, und dessen Tugenden in dieser Schreckenszeit ganz unbedingte Anerkennung fanden! — Oft hatten seine Worte und Tröstungen die trauernden Hinterbliebenen aufgerichtet und gestärkt, und in den Seelen der Verzweifelnden Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Vaterhuld und Güte neugeweckt! Oft ist er in dem Kreise der von schwerem Verluste Tiefgebeugten, als Trost- und Hülfespender erschienen, und hat am offnen Grabe die Hoffnung und Zuversicht auf das Wiedersehen Jenseits aufgepflanzt! Wie manche von

der Noth erpreßte Thräne hat er getrocknet, ganz im Stillen, und verborgen jedem Menschenauge!

Wie Sturm und Gewitter oft an einem schwülen Sommertage über die erschrockene Erde dahinbrausen, daß sich die Halme des Feldes unter den gewaltigen Regengüssen zu Boden legen, und die angeschwellten Wasserfluthen weithin im Thale Noth und Verderben verbreiten, während von den Höhen der starke Eichbaum und die hochragende Tanne vom Wetterstrahl getroffen, niederschmettern, so war die entsetzenbringende Cholerazeit über unserer friedlichen Stadt dahingerauscht, und hatte viele, viele Menschenleben als Opfer gefordert.

Und gleichwie die zur Erde gebeugten Gräser, wenn das Wetter vorübergezogen, sich neuerfrischt wieder aufrichten, und die gereinigten Lüfte über die erquickte Erde wehen, welcher die schweren Gewitterwolken mit dem herniederzuckenden Blitze auch Fruchtbarkeit und Segen gespendet haben, so athmeten nach wochenlanger Qual und Sorge die geängsteten Menschen wieder auf, und erhoben die niedergebeugten Häupter zum Himmel, laut die Gnade Gottes preisend, und dankbaren Herzens

den Segen jener schweren Zeit erkennend, auch wo noch eine Thräne des Schmerzes in den Augen perlte, und des kommenden Sonnenstrahles harrte, der sie trocknen würde.

Nur sechs Wochen hatte die schwere Heimsuchung gewährt, und doch hatte das Grab den zehnten Theil der Bewohner Schönbergs aufgenommen. Der zehnte Mensch, ein Drittel aller an der Cholera Erkrankten, war erlegen, und obwohl zwei Drittheil der Cholerakranken wieder genesen war, so gab es fast kein Haus und keine Familie der Stadt, die verschont geblieben wäre. Manche Hütte aber stand verödet, manches Kind hatte Eltern und Geschwister verloren!

Jetzt, nach dem Erlöschen der Seuche, kam eine Zeit in der es schien, als ob Tod und Krankheit nach der reichen Erndte ausruhen müßten. Für uns Aerzte traten wochenlange Ferien ein, als sollten wir uns von der mühevollen, angestrengten Arbeit, zu welcher unsere Kräfte kaum ausgereicht hatten, erholen und zu neuer Arbeit stärken.

Alle drei Kollegen waren wir der Ruhe bedürftig, am meisten Kranz, vielleicht weil er im

Vertrauen auf seine körperlichen Kräfte sich am häufigsten bis zu völliger Erschöpfung den Schlaf entzogen hatte, und jetzt die überreizte Natur das Versäumte nachholen wollte.

Auch ich verfiel bei dem Aufhören der körperlichen und geistigen Anspannung in eine fast krankhafte Erschlaffung. Am Morgen verließ ich mein Lager nur, um zu frühstücken und wiederum auf dem Sopha in festen Schlaf zu sinken, aus dem mich erst der Ruf zum Mittagsessen erweckte. Nachmittags bis zum Abend war es ebenso, und zu Luisens ernstlicher Besorgniß hatte ich schon über eine Woche so fortvegetirt, bloß schlafend, essend und wieder schlafend. Vergebens waren alle Versuche Luisens mich zu ermuntern, mein Interesse an Lectüre oder anderen Dingen zu wecken; selbst wenn der Onkel Oberprediger zu uns kam, gab ich auf alle Bemühungen mich aufzurütteln, immer flehentlich zur Antwort: „Oh laßt mich! laßt mich schlafen!"

Manche Thräne bitterer Sorge über diesen, wie sie meinte räthselhaften Zustand, hatte meine theure Frau vergossen, die um so hülfloser war, als sie beim Kollegen Kranz vergeblich Rath und

Trost gesucht hatte, denn auch er schlief und schlief, und schien in den kurzen Zwischenpausen noch stumpfer und theilnahmloser als ich. — Der Onkel, wenn sie ihm ihr Leiden, ihre Besorgniß um mich klagte, hatte lächelnd nur geantwortet: „Laß die erschöpfte Natur doch gewähren. Wenn wieder Kranke seiner Hülfe begehren, wird Ernst diese Schlafsucht schon abschütteln.“

Als daher eines Tages Emma Kranz ganz außer aller Fassung zu ihr kam, und an dem Herzen der Freundin ihren Kummer über den Zustand ihres Mannes ausschüttete, erinnerte sich Luise der Worte des Oheims. Von einem Gedanken erfüllt aufspringend, rief sie freudig: „Ich weiß das Mittel, das uns Beiden helfen und unsere Männer gesund machen wird. — Komm' mit, Emma!“

Die Staunende mit sich ziehend, war sie eilig an mein Lager getreten, und weckte mich mit den Worten:

„Auf, auf! mein theurer Ernst! — Geschwind, ermanne Dich! Ein Kranker bedarf Deiner — schnell!“

Augenblicklich war ich aufgesprungen, und

hatte hastig gefragt: „Ein Kranker? — Wer? Wo? Wie?“

„Ja, denke nur! mein lieber Mann! — Da ist Emmchen Kranz — ihr Mann ist bedenklich erkrankt! — Tag und Nacht liegt er in den Banden schweren Schlafes; — heut' ist schon der neunte Tag und er ist nicht zu erwecken. Wollen wir nicht hingehen?“

„Gewiß, mein liebes Herz! gewiß! — obwohl ich denke, es wird nichts zu sagen haben.“

Eigentliche Schlafsucht war der Zustand des Kollegen nicht zu nennen, wenn auch eine Sucht zu schlafen. Das einzige Abnorme war nur die völlige Apathie, der vollständige Mangel alles Interesses an der Außenwelt, selbst an seinen Kindern. — „Schlafen, schlafen!“

Mit fragenden Blicken erwarteten die Frauen meinen Ausspruch, und in Luisens Augen glänzte eine schalkhafte Freude, vielleicht über mein wirklich verändertes Wesen und Benehmen, als ich endlich entschied: „Lassen Sie ihn schlafen, liebe Freundin — denn ohne diesen Schlaf hätte er wahrscheinlich ein Nervenfieber bekommen. Die Natur hilft sich selbst, indem sie den versäumten

Schlaf nachholt. — Doch habt ihr Recht: Neun Tage und neun Nächte sind ein wenig viel. Man muß dran denken, sein Interesse zu beleben und zu wecken."

„Aber wie denn, bester Freund, wenn ich ihn schlafen lassen soll?" fragte Emma besorgt.

„Nun, vor der Hand lassen Sie ihn gewähren. Gleich nach Tische kommen wir mit einem Wagen, dann fahren wir hinaus an's Meer und genießen den schönen Herbsttag, Kranz muß aber einen Pelz umnehmen, da er wahrscheinlich im offnen Wagen wieder schlafen wird. Ade indeß! Ich freue mich sehr auf die Ausfahrt."

Ein fröhliches Lächeln spielte um Luisens Mund, die mich jedoch mit keinem Wort daran erinnerte, daß sie seit Tagen mir vergebens vorgeschlagen hatte, mit ihr hinauszufahren ins Freie.

Als wir die lieben Freunde zur bestimmten Stunde abholten, zeigte Kranz keine Spur von Neigung zur Spazierfahrt, ergab sich aber in meine Bestimmung; kaum hatten wir jedoch das Steinpflaster der Stadt verlassen, als er wieder in tiefen Schlaf verfiel. Ich zog den Pelz um

ihn, und ließ ihn schlafen. Bei der Ankunft an dem Ufer des in ruhiger Spiegelglätte ausgebreiteten Meeres erwachte Kranz. Wir Anderen äußerten unser Entzücken über den eigenthümlichen Reiz des Meeres, das man niemals müde wird zu beschauen. Kranz nickte stumm, und kaum hatten wir uns auf dem, von den leise schwellenden Wogen bespültem Ufer gelagert, so schloß er die Augen und versank wieder in Schlummer.

Gleichwohl war das Mittel zu seiner Genesung nun gefunden. Das Wetter blieb noch lange heiter und schön, und an jedem Tage, oft schon früh am Morgen, fuhren wir hinaus, und Licht und Sonne und der stärkende Hauch der Herbstluft gaben ihm nach und nach die frühere Lebendigkeit und Regsamkeit zurück. Auch mir thaten diese Fahrten unbeschreiblich wohl, doch nahm ich keinen Anstand mit einem dankbaren Kusse meiner theueren Luise zu gestehen, daß sie mich eigentlich schon ermuntert und gesund gemacht habe, durch die Erweckung meines ärztlichen Interesses an dem Zustande des lieben Kollegen und Freundes.

Sechstes Kapitel.

Die Badekur.

Seit mehreren Tagen war die gute Stadt Schönberg in Aufregung, weil in zwei Reisewagen eine russische gräfliche oder fürstliche Familie angekommen war, und am zweiten Tage nach ihrer Ankunft die ganze Beletage des Gasthofes auf etliche Wochen gemiethet hatte.

Die wunderbarsten Erzählungen von dem alten bärtigen Fürsten, seiner schönen aber todtbleichen Gemahlin und einem unbeschreiblich anziehenden jungen Herrn, dem Sohne des Fürsten, offenbar aus erster Ehe, da die Fürstin noch sehr jugendlich sei, circulirten in allen Kreisen und wurden weiter verbreitet, mit den lebendigsten Schilderungen des aus einem Mohren, einem jungen Secretär und

zweien Kammerzofen bestehenden Gefolges verbrämt.

Die allerneuesten und zuverlässigsten Nachrichten hatte natürlich stets Herr Schneller, der Gehülfe des Apothekers, — und um seiner Mittheilungslust aus dem Wege zu gehen, hatte ich seit einigen Tagen das Betreten der Apotheke vermieden.

Als ich endlich die Officin doch besuchen mußte, um in meiner Gegenwart eine Arznei bereiten zu lassen, die besonders wichtig war, sprang mir der Provisor, ordentlich erleichtert, entgegen mit dem Rufe:

Denken Sie nur, werthester Herr Doctor, denken Sie nur! der fürstliche Geheimsecretär daneben hat sich entpuppt. — — In dem steckt ein Kollege von Ihnen —!"

„Ein Kollege, Schneller?"

„Ja, ein Doctor mit vollständig unleserlichem Namen. Sehen Sie, hier, Herr Doctor!" —

Und damit hielt er mir ein Recept entgegen, das der Secretär vor einer halben Stunde hier in der Apotheke aufgeschrieben habe, mit der Bezeichnung: ad usum proprium (zu eigenem Gebrauche), und unterzeichnet Dr. — Den Namen konnte

man allerdings nicht lesen, blos die Endigung —omoffsky.

Verordnet war eine einfache kühlende Arznei.

„Darf ich die Mixtur denn anfertigen, Herr Doctor?" fragte Schneller, — und als ich lachend bejahte, setzte er mit großer Wichtigkeit hinzu: „Ja! und heute Nachmittag oder morgen früh wird der Herr Doctor — Ummummomoffsky — selber zu Ihnen kommen, — er hat nach Ihrer Wohnung und Sprechstunde gefragt." —

„So! hat er?" entgegnete ich ziemlich kühl, und ging nach Beendigung meines Geschäftes weiter.

Daheim fand ich wirklich eine Karte des Kollegen, mit der Bitte, ihn heute gegen Abend zu bestimmter Stunde zu erwarten.

Demgemäß war ich in der Dämmerung zu Hause, und saß am Schreibtisch, als der erwartete Besucher eintrat.

Nach der ersten Begrüßung gab er sich als einen jungen russischen Arzt zu erkennen, der den Grafen Reiten aus Kurland als Leibarzt auf einer größeren Reise begleitete. — In fließendem Deutsch, aber mit der eigenthümlichen Aussprache

der Petersburger erzählte er dann weiter, die Hauptperson der Familie sei eigentlich der Schwestersohn des Grafen, der junge Fürst Alexis, welcher krank sei, und nach dem Rathe der Petersburger Aerzte den Sommer in Schlesien in einem Bade zubringen, im Herbste aber weiter nach dem Süden gebracht werden solle. — Leider sei Fürst Alexis hier kränker geworden, wie er hoffe, nur vorübergehend, weshalb der Graf beschlossen habe, vorerst hier zu bleiben, bis der Kranke wieder neue Kräfte gewonnen habe, so daß sie unbesorgt weiter reisen könnten. Zunächst lasse mich der Graf bitten, seinen Neffen zu besuchen, und auch meinen Rath zu geben u. s. w.

Nachdem ich meine Bereitwilligkeit ausgesprochen, und meinen Besuch am nächsten Vormittage verheißen hatte, bat ich um weitere Mittheilungen über den kranken Fürsten. Der Kollege antwortete obenhin, in allgemeinen Ausdrücken, und da er offenbar ängstlich bemüht war, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken, schloß ich aus diesem ausweichenden Benehmen, daß es vermuthlich verschiedene Punkte gäbe, deren Erörterung dem jungen Kollegen peinlich seien, und gab für heute

meine Forschungen auf, mich damit tröstend, daß ich ja selbst sehen werde. „Graf Reiten ist," fragte ich zuletzt, als der Kollege schon aufgestanden war, „wenn ich Sie recht verstanden habe, der Onkel des Kranken?"

„Ja wohl! Die Schwester des Grafen war mit dem Fürsten Wasil, dem Vater des Kranken vermählt. — Beide Eltern sind schon vor zwölf Jahren in Moskau verstorben. Fürst Alexis ist im Hause seines Onkels erzogen — und ungefähr zur selben Zeit, als der Graf sich zum zweiten Male vermählte, fing Fürst Alexis an zu kränkeln. — Ich weiß nicht recht, ob das Leiden beginnende Schwindsucht ist, wie der Leibarzt des Kaisers diagnosticirt hat" — erwiderte der Kollege, indem er plötzlich erröthend inne hielt — und mit leiser Stimme zögernd beifügte: — „Ich bin freilich nur erst ein Anfänger, und darf wohl meinen Beobachtungen keinen zu großen Werth beimessen."

Wir standen an der Stubenthür und ich fragte fast zufällig: „Und die Gräfin, lieber Kollege? —"

„Die Gräfin ist ein Engel!" erwiderte dieser,

hastig aus dem Zimmer schlüpfend und die Thür hinter sich zuziehend.

„So? ein Engel?“ fragte ich alleingelassen, indem ich der exaltirten Beschreibung Schnellers und aller anderen jungen Schönberger gedachte, die insgesammt mit theuren Eiden versicherten, die bleiche Dame, die sie sämmtlich nur flüchtig und tief verschleiert gesehen hatten, sei eine ganz wundersame Schönheit, mit der Nichts, gar Nichts zu vergleichen sei. — „Nun, morgen werde ich ja diesen Engel in der Nähe sehen!“ —

Ich hatte mich jedoch verrechnet. — Als ich mich am nächsten Vormittage pünktlich einstellte, blieb der bleiche Engel für mich unsichtbar; auch späterhin, obgleich ich in den nächsten Tagen meine Besuche ein- oder zweimal täglich wiederholte. —

Von dem Kollegen bei meinem ersten Besuche an der Treppe empfangen, wurde ich in den Salon des alten Grafen geführt. —

Dieser, eine hohe, imposante Gestalt, trat mir mit verbindlichem Gruße entgegen, und forderte mich auf, im Sopha Platz zu nehmen, während er, auf die Lehne eines Armsessels gestützt, vor mir stehen blieb. Das zum größtentheil von einem

dichten graugesprengelten Barte verhüllte Gesicht hatte edle Züge, und die ganze Erscheinung verrieth Kraft und Intelligenz, was durch den Ausdruck der dunklen, blitzenden Augen bestätigt wurde; zugleich aber deutete ein, in diesen zeitweise aufleuchtendes Feuer, so wie tiefe Linien auf der schönen, hervortretenden Stirn, auf eine vielleicht nur mühsam gezügelte Leidenschaftlichkeit.

Mit sonorer, klangvoller Stimme theilte mir der Graf das Wesentliche über die Erkrankung seines Neffen, und zugleich die Ansicht der Petersburger Aerzte mit, auch seine Besorgniß über den gegenwärtigen Zustand des Kranken und die während der Reise eingetretene Verschlimmerung aussprechend, worauf er mich in ein entfernteres Zimmer führte, in welchem Fürst Alexis auf einem Ruhebette lag, mit einer seidenen Decke umhüllt.

Ein Blick auf die feine, zierliche Gestalt, die hochrothen Wangen und fieberhaft glänzenden Augen, so wie die Berührung der brennendheißen Hände genügten, um die Vermuthung eines vorhandenen Fiebers zu erregen, welche durch wenige Fragen vollständig bestätigt wurde. — Der etwa

zwanzig Jahre alte Patient, war bis vor einem halben Jahre gesund und blühend gewesen, dann plötzlich bleich und leidend geworden, und hatte seine bisherige Munterkeit verlierend, sich in auffallender Weise vor aller Geselligkeit zurückgezogen. Ohne über ein bestimmtes Körperleiden zu klagen, war er sichtlich abgemagert, hatte eine gewisse Schlaffheit seines ganzen Wesens bekommen, was die Besorgniß des Grafen erregte, und ihn zuerst veranlaßte, ärztlichen Rath einzuholen. Die von den Aerzten angerathene Luftveränderung, ein monatelanger Landaufenthalt, eine Milchkur mit dem Gebrauche eines Brunnens verbunden, waren erfolglos geblieben, und mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit hatte die Familie die gegenwärtige Reise angetreten.

Die neuen, ungewohnten Eindrücke hatten anscheinend günstig gewirkt, bis der Kranke auf einem kurzen Spaziergange, von einem plötzlichen Regengusse überrascht und total durchnäßt, eine Erkältung erlitten und von Halsweh und Frostschauern befallen, hier in Schönberg seine Unfähigkeit weiter zu reisen erklärt hatte.

Wenige einfache Arzneimittel und ruhige

Schonung reichten zur Beseitigung des entstandenen Flußfiebers in einigen Tagen hin, und es war der frühere Zustand, wie der Graf und der junge Arzt ihn schilderten, wieder eingetreten.

Der geeignete Zeitpunkt einer genauen, sorgfältigen Untersuchung des Leidenden schien mir gekommen, und ich zögerte nicht eine solche anzustellen, mit Benutzung aller der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hilfsmittel.

Nach wiederholter Prüfung ging mein entschiedenes Urtheil dahin, daß der angebliche Kranke an keiner Art von nachweisbarer körperlichen Krankheit leide. Als ich dies Resultat meiner Untersuchung, unter Angabe der Gründe meines Urtheils, dem Kollegen mittheilte, äußerte derselbe freudig erröthend, daß er genau derselben Ansicht sei, nur den Petersburger berühmten Aerzten gegenüber nicht recht gewagt habe, seine Meinung zu äußern.

Auch dem jungen Fürsten, der mir sichtliches Vertrauen bewies, und mir mit großer Herzlichkeit entgegen kam, sprach ich meine Ansicht mit völliger Bestimmtheit aus. Als ich eines Nachmittags, bei beginnender Dämmerung an seinem Lager sitzend,

dasselbe wiederholte, richtete sich Alexis halb auf, und reichte mir auf den linken Arm gestützt, seine rechte Hand, indem er mit trübem Lächeln halblaut flüsterte:

„Ich glaube selber, Doctor! daß Sie völlig Recht haben, und klüger sind, als alle die weisen Herren in der Heimath — aber — ich bin dennoch krank! — Ich fühle mich so matt — so —“

Alexis stockte; — glühende Röthe überflog die bleichen Züge, und mein zufällig auf seinem Pulse ruhender Finger fühlte, wie das Blut in fieberhafter Schnelle ungestüm durch seine Adern rollte. — Verwundert wollte ich nach dem Grunde so plötzlicher Erregung fragen, als das leise Rauschen eines seidenen Gewandes mein Ohr traf, und die Augen des Fürsten sich mit schwärmerischem Ausdrucke auf einen hinter meinem Rücken befindlichen Gegenstand richteten.

Ich wendete den Kopf und sprang auf, denn mit halbausgestrecktem Arme stand wenige Schritte hinter mir der bleiche Engel, die Gemahlin des Grafen.

Mit unhörbar leisen Schritten war sie eingetreten und uns näher gekommen.

Fürst Alexis sagte auf mich deutend: „Mein Freund, der Doctor Fichtner — meine Tante die Gräfin Sophie! — Guten Abend, theure Tante —“

Die Gräfin begrüßte mich durch anmuthige Neigung des vollendet schönen Hauptes, und richtete an ihren Neffen eine theilnehmende Frage nach seinem Befinden.

„Oh!“ erwiderte Alexis mit ungewohnter Lebhaftigkeit, fast heiter: „Oh! mir geht es sehr, sehr gut! — Der gute Doctor erklärt mich für ganz gesund, und mein Befinden ist kein längeres Hinderniß unserer Weiterreise.“

„Wirklich, Alexis? — Ist es wahr, Herr Doctor? wirklich?“ fragte die Gräfin, deren Züge eine reizende Freundlichkeit verklärte.

„In der That, gnädigste Frau,“ entgegnete ich, „doch dürfte sich's empfehlen, zur Schonung des Reconvalescenten noch einige Tage mit der Weiterreise zu zögern.“

„Das wird wohl von der Bestimmung des Grafen abhängen,“ flüsterte die Gräfin fast unhörbar.

„Erlauben denn die Herrschaften, daß ich mich empfehle, der Herr Graf erwartet mich."

„Gut, Herr Doctor! — Ich werde Sie begleiten. — Gute Nacht, mein lieber Freund! Gute Nacht Alexis — schlafe wohl!"

Die ihm freundlich dargereichte Hand der Gräfin führte der junge Mann an die Lippen, einen leidenschaftlichen Kuß darauf pressend, und ein paar Worte in russischer Sprache murmelnd.

Auf dem kurzen Wege nach dem Zimmer des Grafen gestand ich mir, daß die graziös neben mir hinschwebende Dame ohne Frage die schönste mir noch vorgekommene Frau sei. — Ihr Gesicht war mir nur halb zugewendet, und auf dem Corridor war es nur eben noch hell genug, um die seltene Anmuth ihrer schlanken Gestalt zu erkennen. Ihr Gemahl stand am Fenster, in tiefes Sinnen versenkt, unseren Eintritt überhörend. Bei der halblauten Anrede der Gräfin: „Hier bringe ich den Herrn Doctor, der mich soeben versichert, daß Alexis ganz außer Gefahr ist!" schrak der Sinnende zusammen und gab der Dame einen fast befehlenden Wink, uns zu verlassen. Mit zum Sitzen einladender Handbewegung richtete er dann

an mich die Frage, ob ich seinen Neffen genau untersucht und bereit sei, ihm die volle Wahrheit zu sagen?

Ich bejahte — und als der Graf mit scharfer Betonung wiederholte: „Die volle Wahrheit?" erwiderte ich dem Frager näher tretend: „Ganz gewiß, Herr Graf! — Ich bin gewohnt, stets offen und ungeschminkt die Wahrheit zu reden ohne künstliche Verhüllung — nur bin ich freilich ein Mensch und kann mich irren. — Für einen Irrthum aber bin ich nicht verantwortlich."

„Gut, gut!" murmelte der Graf — „offen und männlich geredet!"

„Das momentane kleine Unwohlsein des Fürsten, die Folge jener Erkältung" begann ich, meine Worte wohl abwägend — „ist vollständig überwunden — und nach genauer Untersuchung des jungen Herrn und reiflicher Erwägung jeden Umstandes, halte ich mich zu dem Ausspruche berechtigt, daß er körperlich ganz und gar nicht krank ist."

„Aber bedenken Sie, die Petersburger Aerzte, der Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers, haben ihn auch untersucht und erklärt, daß Alexis die Schwindsucht hat!"

Ich zuckte schweigend die Achseln. —

„Und wie läßt sich denn diese Abmagerung, die völlige Veränderung Alexis erklären, wenn er nicht krank ist?“

„Verzeihen Sie, Herr Graf! Ich behaupte nur, der Fürst ist nicht körperlich krank.“

„Ha!“ fuhr der Graf auf — und setzte nach einer Pause mit gedämpfter Stimme hinzu: „Was soll das heißen?“ gleichzeitig machte er eine Bewegung, als wolle er mich abhalten zu antworten.

In ruhigem Tone, nur mit möglichster Entschiedenheit erklärte ich jedoch: — „Nach bestem Wissen und Gewissen muß ich bestimmt bei dem Ausspruch beharren, daß dem sichtlichen Leiden des jungen Fürsten keine körperliche Krankheit zu Grunde liegt. Alle Funktionen des Körpers sind in Ordnung, alle Organe frei von jeder ausgebildeten oder auch nur beginnenden Krankheit; — gleichwohl —“

„Gleichwohl, Doctor?“ fragte der Graf wie drohend, als ich einen Augenblick innehielt.

„Gleichwohl, Herr Graf — besteht ohne Frage dies unnatürliche Hinsiechen — dessen Ursache sich meiner Forschung entzieht — und es ist fast mit

Sicherheit die nicht zu ferne Ausbildung eines bestimmten Körperleidens zu befürchten, — ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß sich über kurz oder lang ein Brustübel, vollständige Schwindsucht, entwickelt, wenn es nicht möglich sein sollte, den Grund des Seelenleidens zu beseitigen. —"

Ich verstummte, da der Graf sich plötzlich abwandte, und die fest zusammen geballte Hand halb erhebend, mit starken Schritten auf und abging. — Hörbar arbeitete die Brust des Erregten, und durch die Stille des Gemaches klang vernehmlich das Knirschen seiner Zähne. — Mehrere Minuten dauerte die peinliche Situtation — einige Male blieb er vor mir stehen, und richtete durchbohrende Blicke auf mein Gesicht — in dem rasch zunehmenden Dunkel mochte der Graf aber meine Züge wohl eben so wenig genau erkennen können, als ich die seinigen wahrzunehmen vermochte. — Wieder und wieder wandte er sich ab, und trat nach kurzem Hin= und Herschreiten mir nochmals gegenüber — bis er sich endlich mit einem halblaut hervorgestoßenen Hohnlachen zum Tische wendete und eine Glocke laut und gellend erklingen ließ. Einem hereinstürzenden Diener, dem berühmten Mohren,

herrschte er zu: „Licht!“ und als nach wenigen Augenblicken eine hereingebrachte Lampe das Zimmer erhellte, sah ich erstaunt den Grafen auf dem Divan sitzen, mit keiner Spur von Erregung in dem Gesichte, das nur ein wenig bleicher als gewöhnlich war, wenn mich der Schein der Lampe nicht etwa täuschte. Einem Winke folgend, nahm ich einen Sessel und traute wieder, wie erst meinen Augen, kaum meinem Ohre, als der Graf im gleichgültigsten Conversationstone fragte: „Also, lieber Doctor! Sie sind ganz fest davon überzeugt, daß mein Neffe nicht die Schwindsucht hat, und überhaupt kein ausgesprochenes Körperleiden?“

„Fest überzeugt, Herr Graf! — und überzeugt aus Gründen, die auch Ihr ärztlicher Begleiter ganz vollständig anerkennt.“

„So, so! Das ist ja äußerst tröstlich! — Dann wird ja auch die völlige Genesung sicherlich nicht ausbleiben, und wir dürfen hoffen, unseren Alexis recht bald wieder ganz gesund zu sehen — Wie? —“

„Sie haben volle Wahrheit befohlen, Herr Graf! — und wie ich schon die Ehre hatte anzudeuten, wird Alles davon abhängen, ob sich der

Grund des unzweifelhaft bestehenden Seelenleidens erkennen — und beseitigen läßt, sonst dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß — daß Fürst Alexis rettungslos hinsiecht — und ein Opfer der Schwindsucht wird. —"

„Ein schöner Trost!" murmelte der Graf mit einem kurzen, fast entsetzlich klingenden Lachen.

„Und doch der beste, den ich geben kann — denn wenn es gelingt, das Leiden der Seele —"

„Nun, Herr Doctor! unterbrach mich der Graf, wieder halb drohend — „und der Grund dieses Seelenleidens? — Da Sie so genau und mit so viel Scharfsinn geprüft und geforscht haben — wird Ihnen doch der Grund dieses Leidens nicht verborgen geblieben sein?"

Ausweichend entgegnete ich, — daß ich nicht die Ehre hätte, den Herrn Fürsten näher zu kennen, und daß ich mir gar nicht anmaße, ergründen zu können, was sich selbst der Wahrnehmung so genauer Bekannten und liebevoller Verwandten entzöge, die den Patienten ja seit seiner Jugend kennten.

„Gut gesprochen, Doctor!" rief der Graf,

wieder aufspringend, und sein Hin- und Hergehen von Neuem beginnend.

Augenscheinlich kämpfte der Graf mit seiner Aufregung, und ich war zweifelhaft, ob ich als stummer Zeuge zugegen bleiben, oder mich empfehlen sollte. — Da trat er rasch ans Fenster und trommelte auf den Scheiben, wie mir schien, einen Marsch oder die russische Nationalhymne. — Als er sich wieder dem Tische zuwendete, spielte sogar ein Lächeln um den Mund. Anfangs war derselbe fast unheimlich verzerrt, doch von Augenblick zu Augenblick wurde dies Lächeln natürlicher, und die erst noch in düstere Falten gezogene Stirn glättete sich, — die dunklen, drohenden Augen erhielten den gewöhnlichen Ausdruck, und nicht das kleinste Zeichen verrieth den eben vorübergerauschten Sturm, als er fast vertraulich fragte:

„Was würden Sie denn nun rathen, lieber Doctor? — Eine Badereise, wie man uns in Petersburg gerathen, ist wohl unter solchen Umständen ganz nutzlos?"

„Doch nicht, Herr Graf! — Was die Hauptsache ist, habe ich schon ausgesprochen. — Sonst aber schließe ich mich dem Rathe des Kollegen ganz

vollständig an, — wenn auch aus anderen Gründen. — Ein Sommeraufenthalt in Salzbrunn in Schlesien, eine Brunnenkur daselbst, der Genuß von Milch und Molken können als Unterstützungsmittel nur vortrefflich sein — und früh im Herbste würde ich den Patienten nach Nizza schicken, oder nach Neapel oder Sicilien. — Der Erfolg aber liegt in Gottes Hand! —"

„Sind Sie fromm, Doctor?" fragte der Graf rasch.

„Fromm, von Herzen fromm? Ich hoffe es zu Gott! — Ein Frömmler aber bin ich nicht, doch bin ich mir bei allem Thun und Wirken bewußt, daß ich Gottes Segens und Beistandes gar bedürftig bin — und für jede gelungene Heilung dem Allweisen und Allgütigen mein Dank gebührt!"

„Doctor!" sagte der Russe weich, indem er mir die Hand drückte, — „Sie sind ein glücklicher Mensch — und ein braver! — Gute Nacht! —"

Mit gemischten Gefühlen verließ ich das Hotel — und zu erregt, um nach Hause oder zu gleichgültigen Menschen gehen zu können, wandte ich meine Schritte dem Thore zu, und suchte auf

einem nächtlichen Spaziergange meine Gedanken zu ordnen.

Anfangs war ich von Allem soeben Erlebten zu erregt, um klar und logisch denken, das Einzelne, das Wesen des Fürsten, und dann wieder die Erregung seines Oheims vereinigen und mit einander verbinden zu können. — Allmälig wurde es mir aber völlig klar, und leichte Kombinationen verknüpften das einzelne Erlebte zu einem zusammenhängenden Ganzen.

Alles erwägend, was mir vom Fürsten Alexis mitgetheilt war, und was ich heute selbst beobachtet hatte, konnte es mir kaum zweifelhaft sein, daß der junge Mann von einer heftigen Leidenschaft zu seiner Tante, zu der Gemahlin seines Onkels ergriffen war, und daß diese Liebe der Wurm sei, der an seinem Leben nagte. — Leider mußte ich mir gestehen, daß nur wenig Aussicht sei, er werde diese Gluth mit Glück und ohne Nachtheil für Gesundheit und Leben bekämpfen können. Je unbekannter mir der Zustand seiner Seele, sein Verhältniß zu Gott, die Tiefe und Kraft seines Glaubens war, um so weniger konnte ich dieser Hoffnung Raum geben.

Andrerseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Graf die Verirrung der Neigung seines Neffens wohl erkannt habe, und gewaltig ankämpfte gegen eifersüchtige Regungen, von deren Gegenwart ich nur zu deutliche Beweise erhalten, und die ja auch so natürlich — so häufig sind, gerade wenn ein älterer Mann eine sehr junge Frau heimgeführt hat. — Und die Gräfin? — Als Antwort auf diese Frage klangen mir noch die Worte des jungen Kollegen im Ohre: „Die Gräfin ist ein Engel!“ Es wollte sich wohl ein leiser Zweifel regen, als könne sie möglicher Weise in diesem Verhältnisse doch nicht ganz rein und engelhaft sein, aber ihre herzlichen Worte zu dem jungen Manne waren so einfach und natürlich gewesen, und hatten ein so unbefangenes Wohlwollen verrathen, daß ich keinen Anstand nahm, sie für ganz rein und selbst völlig ahnungslos zu halten.

Allein über ihr Verhältniß zu dem so viel älteren Gatten war ich nicht im Klaren. Möglich, daß sie den Ehebund aus wahrer Liebe geschlossen hatte, daß sie trotz seines herrischen Wesens doch mit Liebe an ihm hing — aber noch war vielleicht die Versuchung nicht an sie herangetreten, noch

war es ihr vielleicht verborgen, daß die Liebe zu ihr die Quelle von des Neffen Siechthum war. — Noch hatten blos jene blauen Augen zu ihr gesprochen, noch nicht der reizende Mund des Jünglings, Worte der Liebe gestammelt! —

Schauder erfüllte mich bei dem Gedanken an alle drohenden Möglichkeiten, bei deren Erwägung selbst eine gräßliche Gewaltthat des Grafen, als Lösung dieses Trauerspieles, nicht unmöglich schien.

Es drängte mich, wieder den Beistand des würdigen Oberpredigers zu Hülfe zu rufen, aber — er war ein protestantischer Geistlicher und jene Russen gehörten vielleicht zur griechischen Kirche — und würden seinen Besuch wahrscheinlich, als ein neugieriges unberufenes Eindrängen in ihren Kreis, schnöde zurückweisen. — Ueberdies konnte wohl gar jede Einmischung von außen die schrecklichste Katastrophe herbeiführen. — Was blieb da anders übrig, als, demüthig die eigene Schwäche erkennend, Gottes Vaterhand in gläubigem Vertrauen die Lösung der verwirrten Fäden zu überlassen, und ihm, der die tiefsten Geheimnisse der Menschenseelen kennt, die weitere Entwickelung anheimzustellen. —

Für diejenigen von meinen Lesern, die etwa

im Stande wären, meine Gefühle nachzuempfinden, und den Gang meiner Ideen zu verstehen, wird es einer weiteren Schilderung nicht bedürfen — und Anderen, die vielleicht über den Schwärmer mitleidig die Achseln zucken, würde eine weitere Ausführung nur lästig werden. In einem langen, erfahrungsreichen Leben habe ich aber gelernt, daß man Niemanden seine Anschauungen auch des Rechten und Wahren aufdrängen soll, und auf religiösem Gebiete am allerwenigsten. —

Genug — ich bin in jener Nacht noch stundenlang umhergeirrt — ehe mich Ermüdung heimtrieb — und doch waren es, Gott sei gedankt, nicht verlorene Stunden. — Als ich mein Haupt zum Schlummer niederlegte und die Augen schloß, mich dem Schutze des Höchsten anvertrauend, erfüllte ein heiliger Trost das Bewußtsein völliger Abhängigkeit von ihm, und das Gefühl des engsten Gottangehörens meine Seele. —

So früh, als es mir schicklich schien, machte ich bei dem Grafen wiederum einen Besuch. Zufällig war der Mohr nicht im Korridor, auch Niemand Anderes da, um mich zu melden. Ich näherte mich der Thüre von des Grafen Zimmer, um an-

zuklopfen, da vernahm ich laute rauhe Worte in russischer Sprache, und dazwischen ein leises Weinen und die begütigenden Töne einer Frauenstimme. Eilig trat ich zurück und suchte den jungen Kollegen in seinem Zimmer — es war leer. — Zögernd schritt ich wieder zum Gemache des Grafen, und da es jetzt still darinnen war, klopfte ich an. Das Herein! des Grafen klang mir wie unwillig über die Störung; doch öffnete ich, und in demselben Augenblick rief der Graf in vorwurfsvollem Tone: „Sophie!" — Da trat ich ein — und übersah mit einem Blicke die ganze Scene — der Graf, mit finster gerunzelten Brauen, lehnte an seinem Schreibtische, und vor dem Sopha kniete die Gräfin auf der Erde, das Haupt in die Kissen gedrückt. „Sophie!" ermahnte der Graf noch einmal — da erhob sich diese — wendete mir einen Augenblick das bleiche Antlitz, mit den seelenvollen, in Thränen schwimmenden Augen zu und schwankte aus dem Gemache. Der Graf aber strich sich mit der flachen Hand über Gesicht und Bart, und reichte mir die Hand entgegen, mich mit gewohnter Freundlichkeit anredend:

„Sein Sie mir herzlich willkommen, lieber

Doctor! Ich wollte, Sie wären eine Viertelstunde früher gekommen, da wäre mir's erspart worden, der Gräfin Ihr Urtheil über unseren Alexis zu wiederholen — Sie hätten ihr Alles schonender und besser sagen können — Nun! — Die Hauptsache weiß sie — und wir haben Alles Gott anheimgestellt. — Morgen früh reisen wir ab. — Sophie geht nach Berlin und wird dort im Hause unseres Gesandten bleiben. Ich, Alexis und der Doctor reisen nach Salzbrunn — und im Herbste, will's Gott, nach Italien. — Jetzt aber, verzeihen Sie, muß ich einige Briefe schreiben. — Alexis weiß schon, daß wir reisen — Sie gehen wohl zu ihm? — Und heute Abend sind Sie, hoffe ich, unser Gast. — Wir wollen noch einmal ein paar trauliche Stunden verplaudern — und Sophie und Alexis wollen Ihnen noch besonders danken für Ihre aufmerksame Güte u. s. w."

Den Fürsten fand ich in harmlosem Geplauder mit dem Kollegen. — Fast gleichgültig bejahte er meine Frage nach der nahen Abreise, und erzählte mit ganz fester Stimme, daß die Tante nicht mit ihnen, sondern allein nach Berlin reisen werde. Dann sprach er von Salzbrunn, und ließ sich die

Lage des Ortes und der Umgegend schildern. Vergeblich forschte ich nach einem Zeichen größerer Bewegung. Sollte ich mich gestern getäuscht haben? oder hatte der junge Herr so viel Gewalt über sich, seine Gefühle so vollkommen zu verbergen? Während eines ziemlich unwesentlichen Gespräches, sann ich heimlich darüber nach, ohne zu einem Resultat zu kommen. Da klopfte es leise — und Kathinka, die eine Zofe, trat ein mit der Frage, ob ihre Herrin wohl nicht störe, wenn sie auf einen Augenblick zu den Herren komme? —

Der Fürst erhob sich unwillkürlich, nahm aber sogleich wieder Platz, und äußerte ganz unbefangen, die Frau Gräfin sei stets willkommen, möge nur verzeihen, daß es wegen des Einpackens schon ein ganz klein wenig unordentlich aussähe. — Kathinka ging — und ich eilte, der Gräfin die Thüre zu öffnen, als sie schon hereinschwebte. —

Die Spuren der Thränen waren verschwunden, nur die sonst so strahlenden Augen wie umflort, außerdem verrieth nichts die Bewegung, die ich vor kaum einer halben Stunde selbst gesehen.

Diese Selbstbeherrschung, diese Gewalt über sich und seine Gemüthsbewegungen, ist doch etwas

Schönes, Achtungswerthes; und nach meiner vieljährigen Erfahrung ist sie gerade in den höheren und höchsten Ständen zu finden, — offenbar in Folge der Gewöhnung seit früher Jugend, aber auch als edle Frucht größerer Durchbildung und feineren, gewissermaßen keuscheren Gefühls. Uebrigens ist dies Beherrschen lebhafterer, innerlicher Bewegung ja nicht zu verwechseln mit dem kalten, gefühllosen Verschließen gegen jede wärmere, menschliche Regung, welches aus dem unwürdigsten Egoismus entsprungen, ebenso tadelnswerth und unschön ist, als das bei ungebildeten Naturen leider so häufig zur Schau getragene, widerliche Kundgeben und Uebertreiben der innerlichsten Gemüthsbewegungen, namentlich aller Gefühle schmerzlicher Natur.

„Ich komme, lieber Alexis, um Dich zu fragen, was ich etwa nach Petersburg bestellen soll, denn natürlich will ich von hieraus noch schreiben, und den veränderten Reiseplan melden. — Aber — mein Gott, was hast Du, Alexis? — Herr Doctor! — was ist das?“

Was diese Frage veranlaßte, war seltsam genug. Alexis war beim Eintritt der Tante auf-

gesprungen, und hatte, bald erröthend, bald wieder erbleichend, vor ihr gestanden. Jetzt fing er an zu zittern, schwankte und wäre zu Boden gesunken, hätte ich ihn nicht aufgefangen, um ihn sanft auf's Sopha gleiten zu lassen. — Er hatte die Augen geschlossen und große Tropfen drangen durch die Lider.

„Ist er ohnmächtig?“ hauchte die Gräfin, die Hand nach ihm ausstreckend.

„Nein, nein! Es ist vorüber, Tante! — Ein Schwindel, weiter nichts!“ antwortete Alexis statt meiner.

Sich aufrichtend, machte er dann Platz für die Gräfin, die sich an seine Seite setzte, seine Hand nahm und streichelte, wie man wohl mit einem lieben Kinde thut. — Alexis ließ es schweigend geschehen, doch gewahrten meine scharfen Blicke, daß er wiederholt erbebte; — sanft zog er dann seine Hand zurück, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um den feinen, von einem leichten Bartanflug bedeckten Mund, als er traurig sagte: „Nein, ich danke! Was sollte ich zu bestellen haben? — Grüße Alle!“

Wieder überflog ein flüchtiges dunkles Roth

sein Gesicht, aber vollkommen gefaßt, fuhr er auf mich deutend fort:

„Der gute Doctor schildert uns eben eine Wohnung in Salzbrunn — das Lindenhaus, nicht? bei Frau Professor Kaißler — wo ich genesen soll. — Der Doctor will selbst so gütig sein, an die Dame zu schreiben, und uns die Wohnung bestellen. — Auch hat er einige Salzbrunner Persönlichkeiten uns gar drollig und voller Humor beschrieben; — rühmt auch, was die Hauptsache ist, die Luft, die Molken und die Quelle außerordentlich. — Freilich mag Salzbrunn immerhin kein Berlin sein, wo Dir's, liebe Tante, sicherlich gar sehr gefallen wird."

„Meine Gedanken werden dennoch immer in Salzbrunn sein," versicherte die Gräfin.

„Und Dein Herz auch, ma tante!" scherzte Alexis, „und von Rechtswegen, da ja der Onkel dort sein wird."

Nun war der rechte Ton angeschlagen. — Die Unterhaltung floß in ruhigem Geleise fort. Nach einer Viertelstunde erhob ich mich, da mich die Pflicht abrief. Die Gräfin begleitete mich wieder und fragte draußen gütig:

„Haben wir heute noch die Freude, Sie wiederzusehen, Herr Doctor?"

„Wenn's meine Zeit erlaubt, gewiß!"

Im Laufe des Tages schrieb ich ein paar Zeilen an die Besitzerin des Lindenhauses, und einen längeren Brief an den mir bekannten Brunnenarzt, dem ich rückhaltslos meine Vermuthungen und Ansichten mittheilte.

Letzteren Brief sendete ich mit der Bitte, ihn persönlich abzugeben, an den jungen Arzt, da ich zu meinem Leidwesen verhindert war, den Abend im Kreise der Russen zuzubringen.

Ich hatte über Land gemußt, und kam am andern Tage erst nach der Abreise der gräflichen Herrschaften zurück.

Ein sehr bedeutendes Honorar hatten der Graf und Fürst Alexis mit herzlichen Dankesschreiben begleitet, auch der junge Kollege schriftlich Abschied genommen und weitere Mittheilungen verheißen.

Nach kurzer Zeit traf auch wieder ein Brief des Doctors ein, in welchem er die Reise und ihre Ankunft in Salzbrunn schilderte. Sie hatten Aufnahme im Lindenhause gefunden, und waren

Alle sehr zufrieden — vermißten nur schmerzlich die Gegenwart der liebenswürdigen jungen Gräfin, die sonst ihrem Kreise so besonderen Reiz und Schmuck verliehen habe — „der Engel fehlt uns jeden Augenblick!“ schloß der Brief, „und erst jetzt fühlen wir, wie sie die Hauptperson gewesen und gleichsam Licht, Glanz und Wärme von ihr auf ihre ganze Umgebung ausgestrahlt wurde. — Wunderbarerweise scheint Fürst Alexis sie am wenigsten zu vermissen, und nur zeitenweise bemächtigte sich seiner eine ganz besondere Schwermuth. — Er redet aber oft und ohne jegliche Befangenheit von der Tante, und bedauert und neckt den Onkel wegen der Trennung.“

Eine Nachschrift meldete noch, daß mein Schreiben nicht an den Brunnenarzt gelangt war; im Lindenhause wohne auch ein berühmter Berliner Arzt, welchem die Behandlung des Fürsten und mein Brief übergeben sei.

Wie eigen war es, daß Alexis die Trennung von der Tante so leicht ertrug, während sich doch eigentlich ein ganz anderer Erfolg hätte vermuthen lassen! — Dies neue Räthsel beschäftigte mich ungemein, doch vergingen lange Wochen, ohne mir

neue Nachricht von dem Ergehen der Familie und der weiteren Entwickelung zu bringen.

Die schönen Sommertage begannen schon ein wenig abzunehmen, als ich eines Abends in der Dämmerung, von einer weiteren Fahrt heimkehrend, über den Marktplatz fuhr und plötzlich der Wagen anhielt. An den Schlag desselben trat ein junger Mann, in dem ich mit freudigem Erstaunen den Kollegeu mit dem unleserlichen Namen erkannte.

„Sie hier?“ rief ich überrascht. — „Was macht der Engel? was Alexis und der Graf?“

„Das sollen Sie Alles hören, lieber Doctor Fichtner, oder vielmehr sehen — Sie sind Alle hier — und warten drüben an dem Theetisch Ihrer — Kommen Sie nur geschwind!“

„Im Reisekleide, Kollege?“

„Freilich, freilich! Wie Sie da sind — Sie werden mit Verlangen erwartet!“

Im elegantesten Salon des Gasthofes fanden wir wirklich die gräfliche Familie am behaglich servirten Theetische. — Der Graf saß in einer Ecke des Sopha's, und blickte schalkhaft lächelnd auf den Fürsten Alexis, der mit strahlendem Gesicht die Hand der liebreizenden Tante inbrünstig

küßte. — Bei unserem Eintritte wendeten sich die Gesichter uns zu, und auf den ersten Blick bemerkte ich die vortheilhafte Veränderung im Aeußern des Fürsten. — Glück und Heiterkeit thronten auf der edlen Stirn, und sprühten aus den glückselig leuchtenden Augen, deren Ausdruck sonst so krankhaft schmachtend gewesen war. Mit gerötheten Wangen trug der Fürst, ein Bild des Glückes und der Gesundheit, das früher leicht gesenkte Haupt, hoch aufgerichtet, alle Bewegungen zeigten von frischer Kraft und Lebenslust. Die Veränderung war so enorm und überraschend, daß ich kaum näher zu treten wagte, als fürchte ich, ein schönes Traumbild zu verscheuchen.

Der Gegenstand meines verwunderten Anstarrens aber sprang auf, und trat mit herzlicher Begrüßung auf mich zu. — „Willkommen, willkommen! Sie lieber, theurer Doctor!“ „Ja, willkommen!“ rief auch der Graf. — „Sie Allerweisester! der Sie zuerst erkannt, daß Ihr Patient ganz gesund, blos ein verliebter Schäfer war!“

Auch Gräfin Sophie, die ungleich heiterer und glücklicher aussah, reichte mir die schöne Hand zum Kusse und hieß mich freundlich willkommen.

Befremdet ließ ich die Blicke prüfend von Einem zum Anderen gleiten, und vermochte mir die unverhüllte Zärtlichkeit des heiteren Fürsten zu seiner Tante, wie das zufriedene Lächeln des Grafen nicht zu erklären.

„Nun, Platz genommen!“ sagte endlich dieser, „und abwechselnd wollen wir dem Doctor dann erzählen, wie vortrefflich seine Badekur angeschlagen hat. — Ich fange an! Sophie! gieb doch dem Doctor eine Tasse Thee. Also! Nach Ihrer Eröffnung, Doctor! ging mir Allerlei im Kopfe herum, und ich dachte: Weit davon ist gut vor'm Schuß! — Drum dirigirte ich die Herrin meiner Seele nach Berlin, während wir nach Ihrem Befehle gen Salzbrunn wanderten, in's schöngelegene Lindenhaus. Apropos! die Frau Professorin läßt Sie bestens grüßen, und hat Sie in gutem Andenken. — Uns hat sie die besten Zimmer eingeräumt, und abgesehen von der unangenehmen Prognose, die sie gestellt, und mancherlei Raupen, die bei mir und bei dem da im Kopfe spukten, war's ganz hübsch. — Im selben Hause wohnte auch ein Berliner Arzt, natürlich ein Geheimerath! — aber sonst ein Prachtexemplar von einem

Menschen. — Da er uns besser gefiel, als der Herr Brunnenarzt, so beschlossen wir, ihn mit der ärztlichen Behandlung unseres Patienten zu betrauen. — Viel zu behandeln war nun freilich nicht, aber der Geheimerath verstand es, mit unserem Alexis zu verkehren. Meinst Du nicht?"

„Gewiß! und nächst unserem Doctor Fichtner danke ich ihm meine völlige Genesung!" versicherte glückselig lächelnd der Fürst, und fuhr in der Erzählung fort: — „Es ist der Herr Geheimerath eine höchst auffallende Erscheinung — namentlich wegen der Vereinigung der widersprechendsten Eigenschaften. Wer nur sein frisches, derbes, oft hart an's Cynische streifende Wesen kennt, hat keine Ahnung, wie zart, wie fein derselbe Mund sein kann. — Mit mir hat er oft Stundenlang geplaudert, und eine Rücksicht, eine Schonung gezeigt, als hätte er ein junges Dämchen (wie er's nennt: ein überzart besaitetes Instrument) vor sich; — und wahrlich zarter in jedem Wort, in jeder Empfindung kann man nicht sein. — Doch plötzlich sprudelte dann sein Humor über, und rauh, vielleicht verletzend, ohne alle Rücksicht auf die Gefühle und Stimmung Anderer, ergoß er sich in

Scherzen, oder derber, gerader Redeweise, und war vielleicht geneigt, Empfindungen zarterer Natur, mit denen er sonst so wohl zu sympathisiren wußte, mit leisem Hohne zu ironisiren, wenigstens vollständig unbeachtet zu lassen.

Wochenlang war er in schonendster Weise mit mir verfahren, und hatte sich mein volles Vertrauen erworben. Dann erst sprach er einmal ernstlich mit mir über meinen Zustand. Nach langer und genauer Untersuchung sagte er kurz und abgebrochen:

„Doctor Fichtner hat vollkommen Recht. — Sie sind körperlich ganz gesund! — Der Grund Ihres Leidens steckt wo anders.“

„Das glaube ich auch, Herr Geheimerath!“ gab ich traurig zur Antwort.

„Nun denn, warum thun Sie denn nicht den Mund auf? He? — Warum führen Sie uns denn am Narrenseil? — Denn ist es nicht eigentlich eine Verhöhnung der Aerzte, wenn Sie mit dem Bewußtsein, nicht körperlich krank zu sein, von einem Arzte zum Andern laufen und fordern, daß man Sie ärztlich behandle und gesund mache?“

Erstaunt über diese Sprache schwieg ich —

nicht ohne Empfindlichkeit, still. — Der alte Herr war aber im Zuge, und fuhr mit etwas spöttischem Lächeln fort:

„Ich will es Ihnen sagen, mein Herr Fürst, — da sind der Dinge drei! Erstens sind Sie äußerst jung, aber auch ein vornehmer Herr, und Sie mögen wohl denken: Wenn ich so einem Arzte seine Besuche bezahle, vielleicht doppelt, dreifach, — meinetwegen zehnfach bezahle, — ist Alles in Ordnung! — das läßt sich auch hören — allein, daß Sie im Grunde genommen damit den Arzt grausam verspotten, und mit vollem Bewußtsein das Unmögliche von ihm verlangen, — das haben Sie wohl nie bedacht, mein lieber junger Mann?! — Auch nicht, daß Sie von wissenschaftlich gebildeten Männern fordern, sich um des Lohnes willen ganz erfolglos abzumühen! — Das Schlimmste aber, junger Herr, ist: — Ehrenmännern zuzumuthen, sich für eine Arbeit, deren Vergeblichkeit ein Jeder von ihnen erkennen muß — bezahlen zu lassen — und für ein bloßes Komödienspiel ein reiches Honorar einzustreichen. — Fühlen Sie nicht, wie tief erniedrigend das für den Arzt ist! — Aber zu Ihrer Entschuldigung muß man außer Ihrer Ju-

gend auch in Betracht ziehen, daß es zu Hause bei Ihnen wohl Sitte sein mag, den Arzt wie einen Bedienten, einen Leibeigenen zu behandeln. — Zum Unglück sind wir deutschen Aerzte das nicht gewohnt. — Das, Herr Fürst Alexis, das ist Nummer Eins!"

Der zweite Grund Ihres geheimnißvollen Schweigens dürfte vielleicht der Umstand sein, daß es Ihnen — verzeihen Sie meine Offenheit, eine Art von Vergnügen macht — der Gegenstand der Verwunderung Anderer zu sein, und ein so räthselhaftes Leiden zur Schau zu tragen! — Es können möglicherweise noch andere Momente hier in Betracht kommen — allein die Hauptsache ist endlich Nummer drei: — Sie nehmen nämlich, wie mir scheint, Anstand, sich offen auszusprechen, aus einer Art von Schamgefühl — denn Sie mögen selbst fühlen, daß es eine unmännliche Schwäche verräth, sich von einer empfindsamen Schwärmerei so vollständig bemeistern zu lassen, daß man daran zu Grunde geht — und da denken Sie, vielleicht ganz unbewußt, es macht mehr Staat, wenn Sie die Ursache ihres Dahinwelkens in räthselhaftes Dunkel gehüllt lassen. —

Aber, aber, junger Herr, was haben Sie denn damit erreicht? — Verzeihen Sie, daß ich über eine so ernste Sache lächeln muß. — Aber es ist zu spaßhaft! denn wenn wir deutschen Aerzte, Ihnen auf den Kopf zusagen konnten, und mit absoluter Gewißheit, daß Sie körperlich nicht krank sind, so liegt es doch wohl sehr nahe, daß wir auch den eigentlichen Grund dieses angeblich räthselhaften Hinsiechens völlig erkannt haben!"

„Sie werden doch nicht?" rief ich erschrocken aus, und starrte ihn mit athemlosem Staunen an, als er lachend sagte:

„Nun denn, mein theurer, junger Herr, Sie Hochverschwiegener! nicht blos ich, der ich Sie nun seit einigen Wochen beobachte, habe die Lösung Ihres Räthsels gefunden, auch Kollege Fichtner hat Ihr Geheimniß nach acht Tagen durchschaut. — Auf meinem Schreibtische liegt sein Brief, in dem es schwarz auf weiß zu lesen ist, daß Fürst Alexis *einfach verliebt* ist!"

In grenzenloser Ueberraschuug sah ich den Geheimerath an, der mit drolligem Humor zum Schlusse der langen Rede sagte:

„Ja, ja! verliebt sind Sie — das ist Alles!

und ist im Grunde nicht so schlimm! — Wir Alle sind in unserer Jugend auch verliebt gewesen, nicht einmal, zehn Mal, zwanzig Mal! und haben's Alle glücklich überstanden! — Ohne Zweifel ist es auch nicht besonders angenehm, so wegen einer Amour hinzusiechen — wenn es auch etwas ganz Apartes ist, mein Herr Fürst!"

Nun schlug er heftig auf die goldne Tabatiere, nahm eine Prise, und sie mit spitzen Fingern an die Nase haltend, sah er mich mit so komischem Ausdrucke von der Seite an, daß ich in lautes Gelächter ausbrach — obgleich es mir in meiner Resignation und Verzweiflung — weiß Gott, nicht zum Lachen war.

Der Geheimerath, der sich wohl mit Absicht ordentlich in Eifer geredet hatte, sagte plötzlich ganz gelassen:

„Sehen Sie, dies Gelächter ist das Vernünftigste, was ich Sie noch habe thun sehen! — Nun, ist doch noch Hoffnung! — und jetzt beichten Sie nur ganz geschwinde, und dann lassen Sie uns berathen, wie Sie Ihre unglückselige Neigung bekämpfen können, damit Sie wieder ein gesunder und brauchbarer Mensch werden!"

Meine gewaltige innere Aufregung bezwingend, rang ich lange nach Worten, endlich erwiderte ich:

„Ich erkenne dankbar Ihre gute Absicht, Herr Geheimerath, durch Ernst und Humor meine Verschlossenheit zu brechen, und mich zum Aussprechen meines Geheimnisses zu reizen — und ehrlich gestehe ich, daß in Ihren Worten Etwas ist, das ernste Gedanken in mir erregt, und großen Eindruck auf mich gemacht hat.“

„Gott sei Dank! mein lieber junger Freund!“ frohlockte der Geheimerath, und war wieder völlig umgewandelt: zart, herzlich, voll der wärmsten Theilnahme.

Als ich aber nun meine heiligsten Gefühle in Worten kund geben sollte, hätte ich gern meinen Entschluß zurückgenommen, und hier zeigte sich die ganze Liebenswürdigkeit des Geheimerathes, wie er mir freundlich zusprach, und in sanfter, völlig überzeugender Weise mir das Verständige und Nothwendige eines Aussprechens an's Herz legte — dies danke ich ihm von ganzer Seele, denn ich bin ja jetzt ebenso unaussprechlich glücklich, als ich damals namenlos elend war.“

Wieder erfaßte Alexis mit glückseligem Lächeln die Hand der Tante, und lächelnd sah der Graf zu, wie der Jüngling wiederholentlich die brennenden Lippen auf derselben ruhen ließ.

Ich war ganz verwirrt über den Anblick, und die abenteuerlichsten Gedanken schossen mir durch den Sinn.

Da befreite endlich die Gräfin, hold erröthend ihre Hand, und sagte zu mir gewendet:

„Von Anfang an haben Sie, verehrter Herr Doctor, ganz recht gesehen, und unseres theueren Alexis räthselhaften Zustand vollkommen richtig beurtheilt. — Es war allerdings nur der Gram hoffnungsloser Liebe, der ihn dem Grabe zuzuführen schien. — Seit Jahren liebt Alexis mit, wie es scheint, seltner Glut, und sein Hinsiechen war entstanden, weil er thörichter Weise seine Liebe unerwidert glaubte, und die einer Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse für unüberwindlich hielt. — Wenn übrigens Alexis schon längst gesprochen hätte, würde höchst wahrscheinlich die Angelegenheit schon früher eine glückliche Lösung gefunden haben, und dem armen Alexis wäre manche schmerzliche Stunde erspart worden."

„Aber,“ wandte der Neffe ein, „vielleicht wäre ich dann jetzt auch nicht so über alle Beschreibung glücklich!“

„Kann sein, mein geliebter Alexis!“ versetzte die schöne Frau.

Und lächelnd sich seinen Bart streichend, erklärte der Graf: „Seit acht Tagen ist nämlich unser theuerer Alexis der erklärte Bräutigam seiner Liebe, der lieblichen Schwester meiner Sophie, welche ihr auch sprechend ähnlich sieht, obwohl sie ein paar Jahre jünger ist.“

„Oh ja!“ versicherte der Fürst, „und trotzdem gleichen sich die Tante und meine süße Elisabeth so unbeschreiblich, daß ich jedesmal beim Anblicke der lieben Tante in die größte Aufregung gerieth, als ob Elise selbst mir nahe käme.“

„Uebrigens,“ sagte die Gräfin, „war es doch ein seltsames Zusammentreffen, daß ich den Brief mit Alexis Geständniß seiner heißen Liebe zu Elisen, gerade einige Tage nach einen anderen von ihr erhielt, in welchem sie erklärte, lieber auf ihr sämmtliches Vermögen verzichten und ins Kloster gehen zu wollen, ehe sie dem Vetter Wladimir ihre Hand gäbe.“

„Ja, liebe Tante und Schwägerin in spe, Du holdes Ebenbild Elisens, da müssen wir dem guten Doctor wohl erst erzählen, welcher Art die meiner Liebe sich entgegenstellenden Hindernisse gewesen sind.“

„Richtig! das hatte ich vergessen,“ lächelte die Gräfin. „Unser seliger Vater wünschte nämlich seinem Lieblingsneffen Wladimir einen Theil unseres Vermögens zuzuwenden, und hatte darum in seinem Testamente bestimmt, daß Elisabeth ihre Hand dem Vetter reichen solle, oder wenn sie es vorziehe, etwa in ein Kloster zu gehen, sie durch Ueberlassung ihres ganzen Vermögens sich von Wladimir loskaufen müsse.“

„Und da Elisabeth,“ fiel der Graf ein, „unseren Alexis auch im Stillen geliebt hat, so fand sie es für unausführbar, dem etwas wüsten Wladimir anzugehören, und hat es vorgezogen, auf ihr Vermögen zu verzichten, das dem sauberen Vetter nun die Mittel gewährt, sich in allen möglichen Badeörtern, in denen es Spielhöllen giebt, herumzutreiben. — Die Verständigung der beiden Liebenden war natürlich bald erreicht. — Zur Befestigung von Alexis Gesundheit, die frei-

lich ohnehin von Tag zu Tage besser wurde, sind wir noch einige Zeit in Salzbrunn geblieben, und jetzt erwartet uns die glückliche Braut in Petersburg. — Aber, theuerste Sophie — nun lasse eine Bowle Punsch bringen, um das Brautpaar leben zu lassen und auf die Gesundheit des braven Doctors anzustoßen, der diese Badekur verordnete, die einen so vortrefflichen Erfolg gehabt hat."

„Ei," sagte ich bescheiden abwehrend, „die Badekur haben ja schon die Petersburger Kollegen verordnet!"

„Ganz recht, mein bester Doctor!" rief Alexis, mir ein volles Glas zureichend. „Ganz Recht! allein Sie haben doch erst die richtige Diagnose gestellt — und vermuthlich hat Ihr Schreiben dem Geheimerath, wie ihr Deutschen sagt, auf die Sprünge geholfen — und so sind Sie mein Lebensretter geworden."

„So stoßt denn an," rief der Graf — „auf die Gesundheit des feinen Diagnostikers und die gelungene Badekur!"

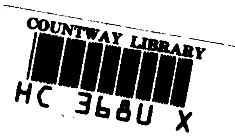
Mit ziemlich unbefangener Miene nahm ich die verschiedenen Lobsprüche und den Dank Aller in Empfang, — und erst auf dem Nachhausewege

gestand ich mir, daß ich zwar das Vorhandensein einer leidenschaftlichen Liebe bei Alexis erkannt — in deren Gegenstande mich aber doch gar sehr geirrt hatte.

Nun! Leider Gottes stellen wir armen Aerzte ja öfters unrichtige Diagnosen, und senden die Patienten dann in Bäder. — Möchten doch alle Badekuren von so glänzendem Erfolge gekrönt werden.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von F. W. Gleißner in Plauen.


COUNTWAY LIBRARY
HC 368U X

